Felix Keller

Archäologie der Meinungsforschung

Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen



Felix Keller

Archäologie der Meinungsforschung

Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen

UVK Verlagsgesellschaft mbH

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich im Wintersemester 1998/1999 auf Antrag von Prof. Dr. Volker Bornschier und Prof. Dr. Peter-Ulrich Merz-Benz als Dissertation angenommen.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Felix Keller:
Archäologie der Meinungsforschung. Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen / Felix Keller –
Konstanz : UVK Verl.-Ges. 2001
ISBN 3-89669-981-4

ISBN 3-89669-981-4
© UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz 2001
Einbandentwurf: Riester & Sieber, Konstanz
Druck: Legoprint, Lavis

UVK Verlagsgesellschaft mbH
Schützenstr. 24 • D-78462 Konstanz
Tel. 07531-9053-0 • Fax 07531-9053-98
www.uvk.de

Meinen Eltern

Inhalt

1. Einleitung 13

1.1. Die Paradoxien einer politischen Technologie 13
1.2. Eine archäologische Sichtweise 19
1.3. Über die vorliegende Untersuchung 23

2. Eine kurze Geschichte der Meinungsforschung 31

2.1. Vom Orakel zur Technologie 31
2.2. „Does the forgotten man still feel forgotten?“ 36
2.3. Die „Entdeckung“ der „Repräsentativität“ 42
2.4. 1948: Das erste Versagen der Maschinerie 47

3. Ein „wissenschaftlicher Durchbruch“? 53

3.1. Gallups „Erfindung“ 53
3.2. Die Kategorie des „Neuen“ 55
3.3. Wissenschaft als Verdrängung 58

4. Das Begehren nach „normaler Wissenschaft“ 71

4.1. Die Konsolidierung der disziplinären Matrix 71
4.2. Eine Mathematik der „öffentlichen Meinung“ 83
4.2.1. Das Versprechen der „neuen Wissenschaft“ 83
4.2.2. Ein Buch zur Begründung der Meinungsforschung 87
4.2.3. James Bryce als Erzählinstanz 93
4.2.4. Bryce' Terminologie und ihre „Aufhebung“ im Diskurs der Meinungsforschung 103
4.2.5. Die wie selbstverständliche Transformation der Sprache zur Zahl 116
4.2.6. Die Problematik der Intertextualität im Begriff der „öffentlichen Meinung“ 122
4.3. Die Ontologie der „Repräsentativität“ 130
4.3.1. Der Begriff der „Repräsentation“ 130
4.3.2. Ein Blick ins Universum 136

4.3.3. Die Tabelle des Professors Brown 143
4.3.4. Die Begründung der Stichprobentheorie 149
4.3.5. Die Verknüpfung mathematischer Terme mit der sozialen Welt 157
4.4. Die leeren Stellen in der Skalierung politischen Sprechens 163

5. Transparente Inkommensurabilitäten 167

5.1. Das vierte Stadium der Demokratie 167
5.1.1. Eine reife Wissenschaft im „neuen Stadium" der Demokratie? 167
5.1.2. Die Aufhebung der Kritik in der Utopie 174
5.2. Die Negation der neuen Welt 179
5.2.1. Das Unverständnis gegenüber einem statistischen Begriff der „öffentlichen Meinung" 179
5.2.2. Die Bezeichnung der Anomalien 187
5.2.3. Die Artikulation einer „Gegenwelt" 194
5.2.4. Das „implizit Gesetzte" in der Kritik 199
5.3. Die Identifikation der Inkommensurabilitäten 204

6. Ein Aufstand der Zahlen 217

6.1. Der „Siegeszug einer Industrie"? 217
6.2. Die Persistenz der Kritik im wissenschaftlichen Feld 224
6.3. Die Ausweglosigkeit der Debatten 234
6.4. Die Persistenz der Anomalien 244
6.5. Zwei Fragen an das eigentümliche Funktionieren der Disziplin 252

7. Eine Archäologie des Zählens und Tabellierens 260

7.1. Die Verkettung von Meinungsforschung und Kritik 260
7.2. Der notwendige Abschied vom Konstrukt der „Meinung" 265
7.2.1. Meinungsforschung, befreit von ihren Voraussetzungen: Jürgen Habermas 265
7.2.2. Die Ergebnisse der Meinungsforschung als soziologischer Gegenstand: Pierre Bourdieu 273
7.2.3. Die „Wissenschaft" von „Meinungen" als Antinomie 280
7.3. Eine archäologische Aufarbeitung 283

7.3.1. Die Methode 283
7.3.2. Die Konstitution und Transformation „diskursiver Formationen“ 288
7.3.3. Die Polysemie der Äußerungen 293
7.3.4. Die „Grenzen“ diskursiver Formationen 297
7.4. Die Zahlen, die Wörter und das Verschwinden des universalen Tableaus 302
7.4.1. Die Idee der allumfassenden Repräsentation 305
7.4.2. Das zerbrochene Tableau und seine Fragmente 311
7.5. Die Mathematik des sprechenden Menschen 319
7.5.1. Eine Politik des Zählens 319
7.5.2. Zählen als soziale Praxis 324
7.5.3. Die Ästhetik der großen Zahl 330
7.5.4. Die Suche nach der „perfekten Skala“ 337

8. Der Raum der Entzweiung und sein Bericht 345

8.1. Die imaginierte Präsenz und die unerreichbare Gesellschaft 351
8.2. Zum Schluss: der Name „Gallup“ 363

9. Literatur 373

Namensregister 389

Vorwort

Anlass für die vorliegende Arbeit war die nicht schwindende Verblüffung, was die Zahlen und Tabellen der Meinungsforschung alles zu erzählen vermögen. Bei genauer Hinsicht noch so bedeutungsarme Ziffern bilden sie immer wieder Kernpunkte erstaunlich breiter Erzählungen über Politik und Gesellschaft. Die Absicht, hierzu eine Untersuchung zu verfassen, entstand im Zuge eines vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprogramms an der Universität Zürich über die Beschleunigung der europäischen Integration in den 1980er Jahren. Unvermittelt fand ich mich mit einem Apparat an demoskopischer Forschung konfrontiert, der weltweit seinesgleichen sucht. Angesichts dieser immensen Menge an Befragungsmaterial fiel der Entschluss, nunmehr die Institution der Meinungsforschung selbst zu untersuchen.

Die bereits vorliegenden, teils ausführlichen Arbeiten, die der Geschichtsschreibung der Disziplin folgen oder schlicht Methodenkritik betreiben, vermochten allerdings meine Fragen an das Funktionieren dieser Art von „Wissensschaffung" nicht hinreichend zu beantworten. So bleibt denn die Hoffnung, dass ich über diese Arbeit selbst einen Beitrag zum Verständnis des Phänomens der Meinungsforschung vorlegen kann. Freilich nimmt die vorliegende Untersuchung nicht für sich in Anspruch, sämtliche Widersprüche des Instrumentariums zu klären. Sie möchte im Gegenteil gerade die Ambivalenzen dieser Technik selbst als das eigentlich Bemerkenswerte hervorstreichen.

Diese Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Meinungsforschung stand zunächst in enger Verbindung mit meiner Forschungs- und Lehrtätigkeit am Soziologischen Institut der Universität Zürich und am Institut d'anthropologie et de sociologie der Universität Lausanne. Dass diese Arbeit vollendet wurde, ist zuallererst Prof. Dr. Volker Bornschier zu verdanken, bei dem ich während höchst anregender Jahre assistiert habe, der mein Unterfangen stets wohlwollend gefördert hat und auch den dafür notwendigen Freiraum schuf. Darüber hinaus gebührt Prof. Dr. Peter-Ulrich Merz-Benz besonderen Dank, der für wissenschaftstheoretische Probleme, die sich in dieser Arbeit stellten, immer ein offenes Ohr hatte und mich stets ermunterte, meinen Weg weiter zu verfolgen. Nicht zuletzt bin ich aber auch den zahlreichen Studierenden zu dankbar, die mich mit hartnäckigen Fragen in meinen Veranstaltungen zur Problematik der Meinungsforschung, die ich den

Sommersemestern 96 und 97 an der Universität Zürich hielt, immer wieder dazu anregten, meine Arbeitsthesen zu überdenken.

Großen Dank gebührt auch all den vielen weiteren Personen, die mich unterstützt haben. Besonders hervorzuheben habe ich die Anregungen von Hans Mahnig, der mich in Paris mit der dort stattfinden aktuellen Debatte über die Meinungsforschung bekannt gemacht hat. Desgleichen war die Unterstützung von Beat Mazenauer unverzichtbar, der als Germanist mich mit kritischen Fragen und Anmerkungen dazu brachte, den in dieser Arbeit selbst thematisierten „Fallen der Sprache" auszuweichen. Andreas Volk, Kurator am Museum für Gestaltung Zürich, hingegen bin ich verpflichtet, weil er sich für einmal eines Kommentars enthalten konnte und so auf seine Weise wesentlich zur Fertigstellung dieser Arbeit beigetragen hat. Doch den speziellsten Dank gebührt Doro Oechslin. Sie vermochte mich in entscheidenden Momenten abzulenken. Nur so hat die Arbeit schlussendlich zu einem Ende gefunden.

1. Einleitung

1.1. Die Paradoxien einer politischen Technologie

An einem „denkenswürdigen Tag" im Jahre 1935 präsentierte sich der amerikanischen Öffentlichkeit ein Verfahren, das versprach, ununterbrochen, beinahe maschinell und ohne Mühsal und Verfälschung durch individuelle Interpretation, die Vielfalt politischen Sprechens in Zahlen und Tabellen zu fassen. Aufgrund mathematisch genauer Schätzungen sollten sich von nun an Stimmen über die politische Gesellschaft wahrnehmen lassen, die sonst übergangen, verborgen geblieben wären. Es entstand eine politische Technologie, deren öffentliche Präsenz sich seither kontinuierlich mehrt und die dabei eine Reihe eigentümlicher Paradoxien hervorbringt, mit denen sich die folgende Untersuchung befasst.

Begründet hatte sich die Meinungsforschung als eine wissenschaftliche Vermessung *der* „öffentlichen Meinung". „Does the forgotten man still feel forgotten?", formulierte die erste Meinungsforschung im heutigen Sinne und lieferte dazu Tabellen, Quotienten und Skalen, die diesen Gedanken selbst vergessen ließen. Eine viel zitierte Ursprungserzählung, welche die Gründerväter der neuen Wissenschaft ehrt, schildert die Entstehung des vielleicht „radikalsten Vorhabens" der Sozialwissenschaften:[1] Seit dem Jahre 1933 experimentierte Gallup mit seinem *American Institute of Public Opinion* mit der Anwendung der statistischen Wahrscheinlichkeits- und Stichprobentheorie, um sich des Phänomens der „öffentlichen Meinung" zu versichern. Vor den Präsidentschaftswahlen im Jahre 1936 desavouierte George H. Gallup mit seiner neuen Wissenschaft Aufsehen erregend eine in der amerikanischen Öffentlichkeit beliebte, orakelhafte Prognostik, die mit schierer Quantität ausgezählter Stimmen die Unsicherheit über den Wahlausgang bannen wollte: Die Zeitschrift *Literary Digest* hatte mehrere Millionen Stimmen ausgezählt, eingegangen aus einer von ihr initiierten Probewahl, um damit dem *falschen* Kandidaten den Sieg vorherzusagen. Gallup hingegen gelang es, mit seiner „neuen Methode", die einen Bruchteil von Stimmen verarbei-

1 Vgl. Foucault, 1991, S. 240.

tete, eine relativ präzise Prognose herzustellen. Er hatte, wie bereits 1935 in der *Washington Post*, die Wahrscheinlichkeitstheorie auf das Phänomen der politischen Meinung angewandt. Es ist dieser Moment, mit dem der Geschichtsschreibung der Meinungsforschung zufolge der Grundstein für eine neue Wissenschaft gelegt wurde: für eine Disziplin, bestehend aus technischen Verfahren, konkreten Problemen, theoretischen Überlegungen und nachvollziehbaren Lösungen, die bis heute Geltung besitzen, gerade auch weil verschiedene ihrer Bestandteile wesentliche Modifikationen zuzulassen vermochten. Allein, was sich seither als Prozentwert und statistischer Quotient, als Tabelle und über Jahresabschnitte hinweg eilende Linie, als Kuchendiagramm und Säulengrafik in der Öffentlichkeit präsentiert, trägt viele Namen: mal heißen diese Erscheinungen „Einstellungen", ein andermal „Meinungen", „Ansichten" und „Attitüden", oder gar „Werte" und „Normen". Oft sind es lediglich tabellierte „Antworten", welche in dieser erstaunlichen Bedeutungsarmut der Auslegung in der Öffentlichkeit dargeboten werden. Folgerichtig geht die Vielfalt der Bezeichnungen dessen, was die Ziffern meinen, einher mit einer Verwerfung dessen, was sie zu repräsentieren trachten. Die entsprechenden Kritiken formulieren sich, seit die ersten Zahlenreihen der Meinungsforschenden auftauchen: sowohl in der Öffentlichkeit wie in der Wissenschaft. Vertreter der Geisteswissenschaften wenden sich oft entsetzt ab von den Misshandlungen, die ihre ureigenste Domäne, die menschliche Sprache, durch deren Transformation zu dürren Zahlen und Tabellen erfährt; ein Umstand, der noch verschlimmert wird durch die Tatsache, dass die Sprache die resultierenden Tabellen und Grafiken nur unterwürfig kommentierend zur Kenntnis zu nehmen hat, sich ihnen gleichsam fügen muss.[2] In soziologischer Hinsicht wird, neben einem oft rudimentären Umgang mit sozialwissenschaftlicher Methodologie, vornehmlich die stillschweigende Annahme der Meinungsforschung kritisiert, dass alle Äußerungen in einer Interviewsituation notwendigerweise als Ausdruck von „Meinung" gelten können; allzu fraglos negiere die Meinungsforschung die spezifischen Voraussetzungen, die unabdingbar für eine Meinungsbildung seien und erst ermöglichen, dass eine Antwort überhaupt als „Meinung" im eigentlichen Sinne zu gelten vermag. Letztendlich fragt eine politikwissenschaftliche Kritik gar nach dem Sinn des Unterfangens überhaupt, sich stets und jederzeit der Bevölkerungsmeinungen gewahr zu bleiben; eine Einschätzung, die vielleicht in Maurice Druons Aussage, eines Mitglieds der *Académie Française*, gipfelt, dass die Meinungsforschung in dieser

[2] Pörksen kommentiert die massenmediale Präsentation von Umfrageergebnissen wie folgt: „Die Sprache ist in Mitleidenschaft gezogen. Das Wort tritt nicht nur zurück vor dem Bild, es gibt häufig Texte, die ihre Existenz fast ausschließlich der Versprachlichung einer Graphik verdanken (1997, S. 207).

Hinsicht schlicht eine „Verschmutzung" der Demokratie darstelle: *Les sondages – une pollution de la démocratie*.[3]

Das Misstrauen gegenüber dem Wissen der Meinungsforschung ist indes keineswegs auf die Academia beschränkt, sondern, was die Disziplin selbst durchaus wahrnimmt, auch in der Öffentlichkeit weit verbreitet.[4] Insbesondere die Vorstellung der „repräsentativen Stichprobe", die Aussagen über ein Gesamtes formulieren möchte, scheint seit Anbeginn der Meinungsforschung auf Misstrauen zu stoßen. Der Umstand, dass jemand repräsentiert sein soll ohne gefragt zu sein, erregt hier Widerstand.[5] Die Meinungsforschung versucht sich zu verteidigen, indem sie sich auf die Wissenschaftlichkeit ihrer Verfahren, eben der Anwendung der Stichprobentheorie beruft: Eindrucksvolle Tabellen mit Fehlerquotienten und dazugehörigen Formeln sollen Respekt erheischen, indem sie mathematisch fundiert die Existenz einer „repräsentativen Stichprobe" bescheinigen – ein Topos, der nichts anderes besagen will, als dass alle wesentlichen Stimmen einer Einheit (zumeist der Nation) in den Zahlen enthalten seien und sich dies in statistischer Hinsicht exakt begründen ließe. Doch unversehens gerät die Meinungsforschung gerade in dieser Hinsicht vom Regen in die Traufe. Nicht nur erfährt die dem Stichprobenverfahren zugrunde liegende Gesellschaftstheorie und ontologische Metaphorik bald eine grundlegende Kritik. Überhaupt ist gerade das Konstrukt der Repräsentativität als solches, sofern es wissenschaftstheoretisch nicht aufgehoben ist, ein verfängliches: Das „Universum", auf das sich die repräsentative Stichprobe bezieht, existiert genau genommen, anders als die präsentierte objektivierte Form suggerieren will, nur in Bezug zu dem klassifizierenden und entscheidenden Wissen der Untersuchenden selber, dessen Abschattierung es letztendlich ist. Oder mit anderen Worten: Für jegliche Stichprobe, sei sie auch noch so absonderlich konstruiert, lässt sich letztlich eine „Gesellschaft" (eine „Grundgesamtheit" im technischen Sinne) konstruieren, für die sie repräsentativ ist.[6]

Zwölf Jahre nach seinem sensationellen Erfolg im Jahre 1936 hat dann auch Gallups Methode in der Vorhersage eines Wahlausgangs ebenso kläglich versagt, wie dazumal *Literary Digest*, ohne dass bis heute Einigkeit über die Gründe dafür bestünde; jedenfalls hatte sich zu diesen Wahlen eine andere Gesellschaft zur Urne bemüht, als Gallup mit seinen wissenschaftlichen Umfragen repräsentiert hatte. Auch sonst pro-

---

3 Druon, 1972.

4 Beispielsweise Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 21 passim, Yankelovich, 1996, le débat, 1997, S. 50.

5 Von Gallup, 1944, S. 20 bis hin zu Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 41.

6 Vgl. die Ausführungen auf den Seiten 143ff. dieser Arbeit.

duziert die prognostische Maschinerie Ergebnisse, die zuweilen Erstaunen erregen. Variieren beispielsweise die Fragen im Wortlaut auch nur geringfügig, können bereits gravierende Unterschiede in den Häufigkeitsauszählungen der Fragen auftauchen. Welche der Formulierungen ist aber eine gültige, die nichts suggeriert? Bietet eine Vermischung aller „Suggestionen" eine Lösung? Mehr noch: Mit den Mitteln der Meinungsforschung lassen sich zuweilen „öffentliche Meinungen" messen, wo realiter gar kein Objekt existiert, auf das die Meinungen sich beziehen könnten.[7] Es ist deshalb unschwer verständlich, dass die Meinungsforschung stets genügend Raum für beeindruckende intellektuelle Leistungen bietet, mit der Zeitungsredaktoren, Politiker und Wissenschaftler ihre kritische Kompetenz brillieren lassen können, um ihre Gemeinde daran zu mahnen, dass den Ziffern der Meinungsforschung mit Vorsicht zu begegnen sei.

Doch was hier Aufmerksamkeit erregt, ist weniger die Anfälligkeit der Meinungsforschung für Kritik, die wie ein *alter ego* die Meinungsforschung durch deren Geschichte begleitet, sondern der Umstand, dass weder die Persistenz der Kritik noch die Persistenz der Anomalien die Meinungsforschung an ihrer Ausbreitung hat hindern können: Die Überzeugungskraft der Zahlenreihen weicht gewiss, sobald sie hinterfragt werden, das Repräsentationsvermögen fügt sich dem Zwang der harten Argumente, doch die Industrie liefert alsbald wieder „Ergebnisse", die, unbeachtet von der Kritik, flugs Geltung erlangen und fraglos Aussagen über Meinungen, Ansichten, Attitüden, Hoffnungen aller sprechenden Individuen einer ganzen Gesellschaft in Tabellen fassen.[8] So belegen beeindruckende Ziffern die kontinuierliche und massive Fabrikation von Zahlen über die politischen „Einstellungen" der Bevölkerungen: Ungefähr 20 Millionen Interviews über die politischen Ansichten sollen jährlich in den USA durchgeführt werden, wobei ein Viertel der Befragten

7 Dies Anomalien der Meinungsforschung werden durchaus von ihren Beobachtern registriert, so etwa Max (1981, S. 184) und Fishkin (1995, S. 81f.). Vgl. insbesondere das Kapitel die „Die Persistenz der Anomalien" auf den Seiten 243ff.

8 Eine durchgängige Ambivalenz, die vielleicht in Daniel Bells Gesamtschau der „nachindustriellen Gesellschaft" in einem durchaus wohlwollenden und gerade dadurch so bezeichnenden Blick zum Ausdruck kommt. In seinem Werk über die „nachindustriellen Gesellschaften", schreibt Bell (1985, S. 24), dass in „festgefügten Demokratien" „Meinungsumfragen einige halbwegs vernünftige Prognosen über politische Ereignisse" aufzustellen vermöchten, die „wichtigsten politischen Vorgänge" indes fänden woanders statt. Was hat sich nur halbwegs entwickeln können? Was ist eine Vernunft, die offenbar auf halbem Wege stehen geblieben ist? Sind die Aussagen der Meinungsforschung nun vernünftig oder nicht? Was schreckt davon ab, schlicht „Prognosen" oder gar „vernünftige Prognosen" zu machen? Nichts beschreibt das Dilemma und die ambivalente Einschätzung der Meinungsforschung wohl besser als der Ausdruck „halbwegs vernünftig".

bereits schon einmal in den vorangehenden Monaten interviewt worden war.[9] Diese Präsenz von Zahlen und Tabellen der „Polls" in den Medien scheint dabei unaufhaltsam an Bedeutung zu gewinnen.[10] Obwohl die Meinungsforschung in den USA gewiss am intensivsten betrieben wird, dürften die Verhältnisse in anderen Ländern nur geringfügig anders sein. Auch in Deutschland beispielsweise schreitet ihre Ausbreitung kontinuierlich voran,[11] desgleichen in Frankreich, wie eine jüngste erschiene Studie zeigt.[12] Die „Meinungsforschung" gilt als festgefügte politische Institution,[13] ihr wird gar zugesprochen, nach einem eigentlichen „Siegeszug" nunmehr das Monopol über eine Instanz mit höchster staatstheoretischer Weihe zu besitzen: die „öffentliche Meinung".[14] Andere Stimmen attestieren ihr, dass sie bedeutungsmäßig mit der massenmedial hergestellten besagten „öffentlichen Meinung" zumindest gleichziehe.[15] Aufgrund ihres Stellenwerts scheint sie das politische Geschehen unbestreitbar auch zu beeinflussen[16] – wie stark und auf welche Weise, wird diskutiert seit die Technologie an die Öffentlichkeit getreten ist.[17]

---

9 Fishkin, 1995, S. 80.

10 Bradburn, 1996. Bradburn referiert Studien, die allein im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen der Jahre 1992 und 1996 ein Anwachsen der Meinungserhebungen um das Vierfache anzeigen. Der Raum, den die Präsentationen der Ergebnisse auf den Frontseiten der wichtigen Zeitungen einnehmen, scheint sich seit den achtziger Jahren ebenfalls mehr als verdoppelt zu haben.

11 Während Mitte der achtziger Jahre noch schätzungsweise 700 Millionen Mark für Meinungsforschung ausgegeben wurden, erwarten die einschlägigen Institutionen bis zur Jahrtausendwende das Überschreiten der Zwei-Milliarden-Grenze an Ausgaben für die Meinungsforschung. Vgl. die Schätzung der Agentur „Mediafutura" in ihrer Zeitschrift W&V, Nr. 37, vom 12.9.1997.

12 Blondiaux, 1998.

13 Champagne, 1990.

14 Blondiaux, 1998.

15 Neidhardt, 1994.

16 Verba, 1996.

17 Sobald der Einfluss, den Meinungsforschung hinsichtlich eines bestimmten politischen Ereignisses ausgeübt hat, konkret untersucht wird, zerfällt jede noch so konkrete Hypothese zu Überzeugungen. Schmidtchen (1965) beispielsweise konnte zwar noch einen starken Einfluss der Ergebnisse der Meinungsforschung auf Adenauers Politik nachweisen. Noelle-Neumann hingegen, die Adenauers Interesse an der Meinungsforschung schätzte, gibt an, dass Helmut Kohl sich, insbesondere zur Zeit der Wiedervereinigung, resistent gegenüber den Aussagen der Meinungsforschung verhielt (vgl. Weissenberg, 1997). Auch auf der Ebene der Parteipolitik erkennt Brooks (1990) keine klare Verbindung zu den Ergebnissen der Meinungsforschung. Demgegenüber sehen im Falle der USA Beal und Hinckley (1984) einen klaren Einfluss der Meinungsforschung auf die Politik Ronald Reagans, der in den ersten 29 Monaten ganze 25 Mal seine persönlichen „pollsters" angehört haben soll. Im Gegensatz zu den „klaren" und „ethisch wertvollen" Ergebnissen Beals und Hinckleys (1984) sind Page und Sharipo (1983) aufgrund ihrer Untersuchung wesentlich skeptischer gegenüber dem Zusammenhang zwischen den Ergebnissen der Meinungsforschung und der tatsächlich stattfindenden Politik. Auch auf dem nicht sozialwissenschaftlichen Feld zeigen sich widersprüchliche Einschätzungen des Einflusses

Doch weder sind die entsprechenden Untersuchungen eigentümlicherweise sich über das Ausmaß der Beeinflussung einig noch über die Art des Einflusses selbst – was wiederum auf die Ambivalenz der Technologie und die Unfassbarkeit des produzierten Wissens verweist.

So zeigt sich die Meinungsforschung eigentümlicherweise gleichermaßen als ein etablierter Bestandteil des politischen Systems wie auch als ein wenig geachtetes und oft kritisiertes Ärgernis. Die Voraussetzungen der Technik gelten, bei sorgfältiger Durchführung, ebenso als wissenschaftlich seriös wie in ihrer Voraussetzungen als unhaltbar.[18] Weil damit beides, Meinungsforschung und Kritik an ihr, nicht verschwunden ist, bleibt so nur die Annahme, dass die „demoskopische" Technologie und das Misstrauen ihr gegenüber als ein *gesamthaft* zu Erklärendes und zu Begreifendes betrachtet werden muss: als ein System von ineinander verwobenen Aussagen über die Gesellschaft und nicht als ein Widerspruch, den es in die eine oder andere Richtung aufzuklären oder zu entscheiden gälte.[19] Diese Frage nach dem Zustandekommen und der Aussagekraft einer besonderen Widersprüchlichkeit lässt wiederum nach dem jeweils „implizit Mitgesetzten" suchen, das im Spiel der Debatten um die Meinungsforschung Geltung erlangen will.[20] Dass die umstrittenen Voraussetzungen der Meinungsforschung dabei in einem klassischen wissenssoziologischen Sinne ideologisch geprägt sind, sich als bestimmten klaren Interessen und politischen Ideen eindeutig zuschreibbar erweisen, ist zwar deutlich erkennbar, reicht allerdings kaum hin, um die merkwürdigen Spannungsverhältnisse zu begreifen, die entstehen, wenn die Messungen der Meinungsforschung auf Wissen treffen, das die Zahlenreihe gerade repräsentieren wollen.[21] Auch will die vorliegende Untersuchung zeigen, dass sich das Phänomen der Ausbreitung der Meinungsforschung kaum hinreichend verstehen lässt,

der Meinungsforschung auf die Politik: Während beispielsweise Hermann Lübbe (1988) die Meinungsforschung als Institution der Selbst-Aufklärung der Öffentlichkeit betrachtet, kommt Brettschneider (1996) in seiner Untersuchung zur Einsicht, dass die Ergebnisse der Meinungsforschung insbesondere auch in den Medien, die sie oft in Auftrag geben, mit Skepsis betrachtet werden.

18 Vgl. zusammenfassend zur Kontinuität der Kritik: Verba, 1996; Crespi, 1989; Yankelovich, 1996; *le débat,* 1996; *Politix*, 1989.

19 Mit anderen Worten: die Arbeit folgt hierin der Auffassung Aaron Cicourels, dass die „Forschungstechniken und Messungsskalen jeder Wissenschaft (…) als ein Problem der Wissenssoziologie betrachtet werden können" (1974, S. 18), auch wenn hier, ebensowenig wie Cicourel, einer klassischen Wissenssoziologie im Sinne Mannheims gefolgt wird. Insofern aber auch die Repräsentation durch die Befragungen eine gesellschaftlich determiniert Konstruktion von Wissen darstellt, kann die vorliegende Untersuchung durchaus auch als „wissenssoziologische" gelten.

20 Vgl. hier zur Vorstellung des „implizit Mitgesetzten" als Gegenstand der Wissenssoziologie: Merz-Benz, 1997, insbesondere S. 185.

21 Verba, 1996, Champagne, 1995, Blondiaux, 1998.

wenn die Institution selbst als Zerfallserscheinung einer politischen Öffentlichkeit interpretiert wird, obwohl letztlich vieles dafür sprechen mag.

Die Zahlenreihen, welche die Industrie der Meinungsforschung generiert und die von Sozialwissenschaftlern ebenso wie von der breiteren politischen Öffentlichkeit interpretiert werden, bezeichnen hingegen, wie sich erweisen wird, eine bestimmte Form von „Wissen" über die Gesellschaft, das sich nicht in eine Hierarchie des mehr oder weniger Authentischen, der besseren oder schlechteren Repräsentation der Gesellschaft fügen lässt. Dieses Wissen weist aber ganz bestimmte Eigenschaften auf und besitzt spezifische zu untersuchende Konsequenzen, die erkennen lassen, dass – gerade wegen seiner Spezifität – seine Verwendung in dieser und keiner anderen Form ebenso wenig zufällig ist wie die rasant sich ausbreitende Technologie sich beliebig durch andere Wissensformen ersetzen ließe.

1.2. Eine archäologische Sichtweise

Was erlaubt und befähigt zugleich, auf eine solche Weise Wissensformen voneinander zu scheiden, die in den Ergebnissen der Meinungsforschung und der Kritik an ihr auftauchen, so dass es möglich wird, Bruchstellen, Überschneidungen, Risse aber auch gemeinsame Elemente zu bezeichnen und einander gegenüberzustellen? Wie sollen konflikthaft gegenüberstehende Argumente, Lexiken, gar Ontologien identifiziert werden, ohne für die eine oder andere Form vorschnell Stellung zu nehmen? Es sind in dieser Arbeit vornehmlich zwei wissenschaftstheoretische und methodische Standpunkte, die miteinander verknüpft die Untersuchung leiten. Zum Einen, so die Auffassung, ist in Texten und Tabellen, welche über die „Gesellschaft" berichten, eine Bezeichnung immer trivialerweise etwas anderes als das, was bezeichnet werden soll; das hingegen, was bezeichnet wird, erscheint immer nur als bereits Bezeichnetes. Die sich daraus ergebende Negation einer die Realität unverzagt spiegelnden „reinen Beobachtungssprache", die sich der Welt nahtlos fügt, um gleichsam in ihr zu verschwinden, diese Negation teilen so unterschiedliche Wissenschaftstheorien wie diejenige Bachelards, Kuhns und im gewissen Sinne auch Poppers. Doch die sich daraus ergebende Tatsache, dass die Komplexität, Fülle und auch Leere der Welt „an sich" etwas ist, das sich nie vollends und als solches durch Begriffe und symbolische Ordnungen erfassen lässt, besitzt spezifische Implikationen für

die Form der Wissensschaffung, die in dieser Arbeit untersucht wird.[22] Dies bedeutet zunächst nichts anderes, als dass die „Welt an sich" notwendigerweise nicht nur auf eine bestimmte Art und Weise zur „Erscheinung" gebracht werden kann, sondern es verschiedene Möglichkeiten gibt, „Erscheinungswelten" herzustellen,[23] aufgrund derer die materielle Fülle der Wirklichkeit, das Reale zur Erscheinung, zur Realität gebracht werden kann.[24] Konsequenterweise lassen sich die differenten „Erscheinungswelten" keineswegs auf einer höheren Ebene des Erkennens, von einer gleichsam archimedischen Warte aus, auflösen, ohne in den Widerspruch zu verfallen, jenseits dieser Ordnungen gleichsam transzendental eine Welt an sich erkennen zu können.

Erst diese Akzeptanz einer möglicherweise prinzipiellen Divergenz lässt eine Untersuchung zu, die von verschiedenen symbolischen Ordnungen sprechen darf, ohne sogleich die eine über die andere zu stellen, die eine in der anderen aufgehen zu lassen oder aber sich in der Betrachtung gleichsam weltloser Konstruktionen zu erschöpfen. Sie ermöglicht darüber hinaus, die Meinungsforschung als disziplinäre Matrix zu betrachten, ungeachtet der Tatsache, dass ihre Voraussetzungen, ob der sich bald abzeichnenden Inkonsistenzen und merkwürdigen Ergebnisse, gleichsam im Sinne Poppers „falsifiziert" sind. Es ist bekanntermaßen gerade Thomas Kuhn, der hierin Popper kritisiert. Denn es ist die Konsequenz dieser Kluft zwischen der Welt an sich und der Erscheinungswelt, dass das Nicht-Erfasste, das Un-begriffliche stets auch in der symbolischen Ordnung der Wissenschaften drängt und dort Anomalien produziert, die sich selbst nicht über das begriffliche und methodische Instrumentarium der Disziplin erklären lassen. Im Gegenteil, so wiederum Kuhn, es ist gerade das Zeichen einer „normalen Wissenschaft" mit einem relativ kohärenten System von begründenden Sätzen und einem reflektierten methodischen Messinstrumentarium, dass auch Anomalien auftauchen: nicht voraussehbare Erscheinungen, die sich mit den technischen und theoretischen Mitteln der entsprechenden disziplinären Matrix nicht erklären lassen.

---

22 Vgl. hierzu in bezug auf Kuhns Wissenschaftstheorie: Hoyningen-Huene, 1989, S. 41ff.

23 Dass „die Realität ist unausschöpfbar" ist, und dies nicht nur „in ihrer Totalität, sondern schon in all ihren Bestandteilen", aus dieser Einsicht folgerte indes bereits Durkheim: „Jedes Erkenntnisobjekt bietet daher Raum für eine unendliche Zahl möglicher Sichtweisen und Standpunkte ... Für jeden Erkenntnisgegenstand gibt es also diverse Betrachtensweisen, die sämtlich wohlfundiert sind" (1987, S. 150f). Die wissenschaftstheoretische Konsequenzen daraus sind jedoch insbesondere bei Kuhn eine ganz spezifische, die sich nicht in der Kontingenz der Erscheinungswelten erschöpft, sondern wiederum erst durch die enge Bindung an das bearbeitete Reale ergeben.

24 Hoyningen-Huene, 1989, S. 41ff.

Für eine „Wissenschaft" wie die Meinungsforschung, die in so engem Kontakt mit der Öffentlichkeit steht, ja sogar erst über die Öffentlichkeit ihre Rechtfertigung beziehen will, besteht gerade deswegen die spezifische Notwendigkeit, sich gleichsam in anderen Bedeutungskomplexen zu verankern, damit außerhalb der disziplinären Matrix das Unterfangen überhaupt als „sinnvoll" erscheint. Wenn das *American Institute of Public Opinion* ein so „radikales Unterfangen" definiert, nämlich die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Erscheinung der politischen Meinung anzuwenden, dann bedeutet dies nichts weniger als dass die Zahlen und Tabellen, die Quotienten und Grafiken, in gewissem Sinne zunächst völlig bedeutungsleer sind, bevor sie an die breite Öffentlichkeit treten; mehr noch, die von der Wissenschaftstheorie Bachelards und Kuhns aufgeworfene Problematik dürfte bei einer „Wissenschaft", die in einem so engen Kontakt mit der Öffentlichkeit steht wie die Meinungsforschung, mutmaßlich noch verschärft zu Tage treten. Mit anderen Worten gesagt: die visuellen und numerischen Elemente der Meinungsforschung müssen erst mit Sinn versehen werden, sollen sie als Lösung eines gewichtigen Problems anerkannt werden und nicht lediglich als Ergebnis einer rudimentären Zählpraxis. Deshalb ist es nicht erstaunlich, dass Gallup und sein Umfeld großen theoretischen und historischen Aufwand betrieben haben, um die Zahlenmatrizen in bestehende Diskurse eigentlich einzuflechten. Doch gerade die hier vertretene Perspektive verlangt, die historischen, theoretischen und soziologischen Begründungen einerseits nicht als gegeben hinzunehmen, andererseits ihnen große Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit anderen Worten: es ist für diese Untersuchung ein im metaphorischen Sinne *archäologischer Blick* vonnöten, der versucht, die plötzlich aufgetauchten „Artefakte" (die symbolischen Formen etwa, welche die „Wahrscheinlichkeitstheorie" mit „Meinungen" verknüpfen), möglichst vorbehaltlos und jenseits des stillschweigenden Bedeutungshorizontes, dessen Bestandteil sie mittlerweile sind, zu betrachten, um zu beobachten wie sie in der damaligen symbolischen politischen Ordnung mit Sinn versorgt worden sind.

Hier kommt das zweite methodische Postulat zum Tragen, das ebenfalls in den Wissenschaftstheorien Bachelards (implizit) und Kuhns (explizit) enthalten ist und letztlich auf semiotischen (und damit auch erkenntnistheoretischen) Überlegungen beruht, wie die Welt über Begriffe und mathematische Symbole beschrieben wird. Auf welche Weise lassen sich die Unterschiedlichkeit, der Grad der Divergenzen und Inkommensurabilitäten, der Nähe und Entfernung unterschiedlicher Ordnungen überhaupt bemessen? Bereits Gaston Bachelard hat nachdrücklich auf die Gefahr hingewiesen, wissenschaftliche Entwicklungen gleichsam in einem linearen Strom der Wissensentwicklung zu begreifen, letztendlich einen stetig wachsenden wissenschaftlichen Fortschritt

vergegenständlichend. Dass diese Sichtweise dennoch gang und gäbe ist und zunächst auch als sinnvoll erscheinen mag, ergibt sich gerade daraus, dass identische Terme, die in verschiedenen Theorien verwendet werden, aber möglicherweise gänzlich Verschiedenes bezeichnen, in der Wissenschaftsgeschichtsschreibung so gebraucht werden, als hätten sie dieselbe Bedeutung. Doch hier warnt Bachelard: Gerade über die Möglichkeit, unterschiedliche Vorstellungen auf dieselbe Weise zu bezeichnen, ergeben sich eigentliche „Fallen" der Sprache.[25] Denn mitunter bedeuten dieselben Begriffe in anderen, vergangenen wissenschaftlichen Theorien vollständig Unterschiedliches. Mit isolierter Referenz auf zentrale Begriffe vergangener Theorien lässt sich so eine Kontinuität des wissenschaftlichen Fortschrittes recht eigentlich suggerieren. Aufgrund derselben Beobachtung schreibt auch Kuhn gerade der symbolischen Ordnung, der Art und Weise, wie Begriffe und auch mathematische Terme mit der Welt verknüpft werden, immense Bedeutung zu. Doch damit Zeichen, und somit auch Begriffe, überhaupt erst ihre Bezeichnungsfunktion erhalten, also auf die Welt an sich und die Welt der Vorstellungen „zugreifen" können, müssen immer erst Differenzen, Unterscheidungen getroffen werden, die nie im Begriff alleine enthalten sein können, sondern sich stets innerhalb der Bezeichnungs- und Begriffssysteme selbst ergeben, eine Auffassung, die letztlich auf die strukturale Linguistik und die Arbeiten Cassirers, Saussures und Triers zurückführt.[26] In diesem Sinne erweist es sich als sinnlos zu rätseln, auf welche Weise sich die Begriffe der „öffentlichen Meinung" und der „politischen Meinung" als solche wandeln: diese isolationistische Perspektive auf einen Begriff vermag die Konfusionen um das entsprechende Konzept nicht zu fassen und muss ratlos vor den verschiedenen Konzepten, vor dem allfälligen „Bedeutungswandel" stehen.

Die Auffassung, dass ein neues Wissen immer in Bestehendes gesetzt wird, durch dieses determiniert wird und dieses wiederum verändert, hat für diese Untersuchung indes nachhaltige Konsequenz. Denn wenn die Begriffe einer Wissenschaft und die Art und Weise, wie symbolische Terme mit der Welt verknüpft werden, einen eigentlichen Komplex von Verweisen bilden, ist auch erkenntlich, dass die Bedeutung der Terme, die Bedeutung der Messungen nur innerhalb der spezifischen Disziplin einen Sinn ergeben. Mit anderen Worten: eine Untersuchung der Begründung der Meinungsforschung verlangt, zuallererst ihre zentralen Terme innerhalb eines *Systems* von Bedeutungen und

25 Vgl. die Ausführungen zu Bachelard – vornehmlich die „Bildung des wissenschaftlichen Geistes" (1987) und die Aufsätze in seiner „Epistemologie" (1993).

26 Cassirer, 1994; Trier, 1973; Saussure, 1967. Vgl. die diversen Ausführungen im ersten Teil dieser Arbeit, vornehmlich aber den Abschnitt „Die Problematik der Intertextualität im Begriff der „öffentlichen Meinung" auf den Seiten 122ff.

wissenschaftlichen Praktiken zu erkennen und zu beschreiben, und zweitens zu identifizieren, wie andere Bedeutungssysteme in jene der frisch etablierten disziplinären Matrix eingebunden werden. Erst damit ist die Grundlage geschaffen für die Untersuchung der hier vermuteten eigentümlichen Verkettung von Meinungsforschung und der Kritik an ihr; erst mit einer solchen Vorstellung der diskursiven Praktik und des Systems von Aussagen und Bedeutungen lassen sich Konfusionen und Inkommensurabilitäten registrieren, ohne sogleich zum Parteigänger einer der bestimmten Auffassungen zu werden, die seit dem Entstehen der Meinungsforschung aufeinanderprallen; erst mit einem solchen methodischen Blick kann ein eigentlicher „Raum der Entzweiung" identifiziert werden, der, indem er sich über Jahrzehnte erhält ohne zu verschwinden oder einen Éclat herbeizuführen, jene Fragen aufwirft, die in dieser Arbeit nach einer Beantwortung suchen.

1.3. Über die vorliegende Untersuchung

Die erste Aufgabe dieser Untersuchung besteht demnach in der Nachforschung, was sich überhaupt als spezifische Erfindung, als Durchbruch der „Meinungsforschung" bezeichnen ließe, was als Matrix von bestimmten Aussagemöglichkeiten und institutionellen Praktiken sich mit dem besagten Datum zu bilden begonnen hat. Hierin muss, den obigen Überlegungen folgend, zunächst der „hauseigenen" Geschichtsschreibung der Meinungsforschung die erste, besondere Aufmerksamkeit gelten. Diese Erzählung schildert wie das rudimentäre Auszählen von Mehrheiten, offenbar sehr populär in der damaligen amerikanischen Demokratie von einem eigentlichen wissenschaftlichen Durchbruch rationalisiert wurde: eine Erfindung, die Meinungsforschung, verspricht als Wissenschaft und Technologie die demokratische politische Ordnung zu vervollständigen, indem sie kontinuierlich die Politik und Öffentlichkeit über den Zustand der „öffentlichen Meinung" informiert. Besonderen statistisch-mathematischen Verfahren, die vorgeben, in kurzer Zeit ein getreues Abbild der „sozialen Wirklichkeit" bei Anwendung geringer Mittel zu liefern, kommt hierin entscheidende Bedeutung zu: Nach der Einführung und Popularisierung der Technik lässt sich von „repräsentativen" und „nicht repräsentativen" Untersuchungen, Stichproben und Ziffern sprechen, von gültigen „Abbildern" der sozialen Wirklichkeit und nachweisbar verzerrenden. Als wissenschaftliche Technik will die Erstellung von statistischen Repräsentationen sich stets selbst verbessern, sich an neue Verhältnisse flexibel anpassen, um als selbst-reflexives Verfahren damit immer anderen Bedürfnissen antwor-

ten zu können. Nur aufgrund dieses Versprechens ist etwa zu erklären, weshalb Gallups Fehlprognose des Jahres 1948 nicht zu einem ähnlichen Zusammenbruch der prognostischen Industrie geführt hat wie 1936 die Fehleinschätzung des *Literary Digest*.

Doch die Darstellung der Geschichtslinie, welche die Meinungsforschung von sich selbst entwirft, ist lediglich ein erster notwendiger Schritt, um die Meinungsforschung als Untersuchungsgegenstand reflektieren und problematisieren zu können. Denn nun stellt sich die Frage, inwiefern, nach wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten, überhaupt von einer Innovation gesprochen werden kann und des weiteren: auf welche Weise die erwachende Technologie in der Tat nach Kategorien einer „Wissenschaft" funktioniert. Mit anderen Worten: es ist eine eigentliche „Anatomie" der Erfindung zu leisten, die auf die Kategorien des „Wissenschaftlichen" und des „wissenschaftlichen Fortschritts" fokussiert respektive sie in ihre eigentlichen Elemente zerlegt. Eine solche Anatomie zeigt denn, dass mit der Bildung einer „disziplinären Matrix" um die Institution der „Meinungsforschung" sich durchaus Elemente einer „reifen Wissenschaft" im Sinne Kuhns abzeichnen: nicht nur steht ein paradigmatisches Beispiel, der Durchbruch im Jahre 1936, gleichsam als Initiationsritus zur Verfügung, auch entsteht auf dem Campus von Princeton eine eigentliche meinungsforschende Wissenschaftsgemeinde, die alsbald mit einer eigenen Zeitschrift, der ein Jahr später ins Leben gerufenen *Public Opinion Quarterly,* ihre neu erschaffene politische Welt diskutiert und dabei eine eigene Sprache und eigene symbolische Terme hinsichtlich der untersuchten sozialen Natur entwickelt. Als wolle sie sich als „normale Wissenschaft" adeln, vermag die neu geschaffene disziplinäre Matrix bald auch Anomalien ihres Messinstrumentes vorzuweisen – Erscheinungen also, die selbst nicht mit den konstanten Sätzen der Wissenschaft, ihren Definitionen und Messinstrumenten vereinbar sind und nach Kuhn eine unabdingbares Zeichen für eine „reife Wissenschaft" darstellt: Surveys, zu beinahe denselben Zeitpunkten zu denselben „Bevölkerungsmeinungen" erhoben, fördern beispielsweise teils überraschend unterschiedliche Ergebnisse zu Tage, wenn sich die Frageformulierung nur minimal ändert: „*We do not know why this is so*", charakterisieren Jahrzehnte später Bradburn und Sudman in ihrer Funktion als „methodisches Gewissen" der Meinungsforschung diese hartnäckigen Anomalien, sie gleichsam als besondere Eigenheiten der Meinungsforschung festschreibend.[27]

Das Vorhandensein einer zumindest in Ansätzen funktionierenden disziplinären Matrix hat nun bestimmte Konsequenzen für die Begrün-

[27] Sudman und Bradburn, 1983, S. 18. Vgl. den Abschnitt „Die Persistenz der Anomalien" auf den Seiten 243ff. dieser Arbeit.

dung der Meinungsforschung nach außen, für die Darlegung der Bedeutung ihrer Ziffernreihen und Tabellen vor einer breiteren Öffentlichkeit. Die neu entstandene Praxis der Wissensschaffung mit ihren eigenen, Methoden, Begriffen, mathematischen Formulierungen und Problemen versuchen Gallup und Rae in ihren Werken konsequent als Antwort auf ein Rätsel darzustellen, welches bereits *vor* der Meinungsforschung bestanden hatte. James Bryce, ein politischer Philosoph, der in den Vereinigten Staaten große Popularität besaß und als „Ahnvater" der modernen Meinungsforschung herangezogen wird, habe dieses in besonders klarer Weise ausgedrückt: in demokratischen politischen Gesellschaften bestehe das Problem, auf welche Weise die „öffentliche Meinung" adäquat wahrgenommen und der von ihrer Gesellschaft entfremdeten politischen Elite zugetragen werden könne. Gerade aber diese scheinbar unmittelbar verständliche Begründung einer Traditionslinie über Begriffsähnlichkeit, konkret: über die klassische Problematik der „öffentlichen Meinung", muss aufgrund der zuvor vorgenommenen wissenschaftstheoretischen Überlegungen aufhorchen lassen. Denn diese postulierte Kontinuität einer Problematik erfordert eine sorgfältige Untersuchung darüber, welche Bedeutungen identisch gesetzt und welche flugs hinsichtlich der symbolischen Ordnung der Meinungsforschung umgeschrieben werden. Entsprechend bilden auch der Begriff der „öffentlichen Meinung", wie ihn die Meinungsforschung etabliert, mehr noch die Erklärungen, was eine „Meinung" ist und was überhaupt als „Meinung" gelten kann, den wesentlichen Ansatzpunkt der bald einsetzenden, nachhaltigen Kritik, die sich in der Öffentlichkeit wie im wissenschaftlichen Feld bis heute hinzieht. Was diesen Kritiken indes wiederum gemein ist, so wird zu zeigen sein, ist die Tatsache, dass sie stets auf einem emphatischen Konstrukt der „Meinung" beruhen, deren Bedeutungen aber wiederum die Meinungsforschung gleichsam integrierend übernehmen will und in ihre symbolische Matrix einzubauen versucht, um damit das breitere Verständnis der „Meinung" und insbesondere der „öffentlichen Meinung" zu erhalten. Diese Integration ist aus einer Sichtweise, die das Wissen einer Messung und einer Wissenschaft stets im Verhältnis zu den Messungen selbst betrachtet, indes ein unmögliches Unterfangen – so sehr es auch den definitorischen Regeln der Sozialwissenschaften gehorchen mag: der Begriff der „öffentlichen Meinung" der Meinungsforschung, der letztlich nur in der spezifischen Matrix von Messinstrumenten und Begründungen sinnvoll „aufgehoben" ist, kollabiert sogleich mit anderen Bedeutungsfelder und wird von ihnen durchdrungen, sobald die Meinungsforschung mit ihrem Wissen in einen öffentlichen Diskurs eintritt, in dem der Term der „öffentlichen

Meinung“ ebenfalls Bedeutung besitzt. Die strukturale Linguistik hält für diesen Umstand den Begriff der „Intertextualität“ bereit.[28]

Eine Untersuchung, welche die Meinungsforschung, ihre Präsenz und ihre Widersprüche als ein System interdependenter Bedingungen thematisieren will, muss deshalb das Konstrukt der „Meinung“ und der „öffentlichen Meinung“ eigentlich überwinden können, um – unabhängig dieser stets schwindenden Bedeutungskonnotationen – einen „Raum der Entzweiung“, einen Ort der Divergenz zu identifizieren. Zwar haben andere Arbeiten hinlänglich kritisiert, so diejenige von Habermas,[29] Bourdieu[30] und Luhmann,[31] dass die Meinungsforschung gut ohne die Voraussetzungen operiert, welche die Disziplin selbst für unabdingbar für die Geltung ihres Konstrukts der „öffentlichen Meinung“ erachtet. Doch ist mit diesen Dekonstruktionen das eigentümliche Funktionieren der Institution, die sowohl die Meinungsforschung wie das Misstrauen an ihr beinhalten, noch nicht erfasst. Das Argument, weshalb eine Kritik des Begriffs der „öffentlichen Meinung“ der Meinungsforschung nicht hinreicht, lautet wiederum wie folgt: die Problematik kann erst begriffen

---

28 Vgl. den Abschnitt „Die Problematik der Intertextualität im Begriff der „öffentlichen Meinung“ auf den Seiten 122ff. dieser Arbeit.

29 Vgl. hierzu vornehmlich Habermas, 1990. Die Einschätzung Habermas‘ bezüglich der Meinungsforschung hat sich jedoch etwas hin zu einer vorsichtigen Akzeptanz ihrer Ergebnisse unter ganz bestimmten Umständen gewandelt (1992). Vgl. den Abschnitt „Meinungsforschung, befreit von ihren Voraussetzungen: Jürgen Habermas“ auf den Seiten 264f. dieser Arbeit.

30 Bourdieu (1992, 1993, 1987) aber neuerdings auch an verschiedenen Stellen in Bourdieu (1997). Bourdieus Arbeit über die Meinungsforschung ist insofern bemerkenswert, als dass er selbst das empirischen Material der Meinungsforschung, unabhängig von ihrer Geltung als „öffentliche Meinung“, als einen Gegenstand soziologischer Untersuchung etabliert. Er betrachtet die Meinungsforschung deshalb als eine Wissenschaft ohne Wissenschaft (1993). Vgl. die Ausführungen zu Bourdieu im Abschnitt „Die Ergebnisse der Meinungsforschung als soziologischer Gegenstand: Pierre Bourdieu“ auf den Seiten 272ff. dieser Arbeit.

31 Luhmann, 1970, S. 12. Luhmann ist hier insofern bemerkenswert, als dass er in neueren Arbeiten (1992, 1993) die Meinungsforschung als Institution der „Beobachtung zweiter Ordnung“ diskutiert. Konsequent aus der Perspektive des politischen Systems betrachtet, gereicht ihm die Meinungsforschung nunmehr zum Informationsträger unter anderen, gleichwertig wie Börsenkurse, mit Hilfe derer sich das politische System selbst spiegeln und erkennen kann. Zu einem ähnlichen Schluss, aber mit anderen Konsequenzen kommt auch Champagne (1990) mit seiner Untersuchung des politischen Feldes. Auch Champagne erkennt eine zunehmende Schließung des politischen Systems, bei dem die Äußerungen der Meinungen und Manifestationen der Öffentlichkeit nur noch als (inszenierte) Selbstbeobachtung des politischen Systems interessant sind. Die Prominenz der Befragungen wie der Inszenierung von Öffentlichkeit, enthüllt für Champagne, im Gegensatz zu Luhmann, etwas Zynisches. Indes, die Ambivalenz des Instrumentariums, die Debatten, die Problematik der Wissenstechnologie im engeren Sinne ist dabei aber beinahe notwendigerweise ausgeblendet.

werden, wenn die verschiedenen Bedeutungsfelder, die aufeinanderprallen und alsbald als „inkommensurabel" erscheinen werden, selbst als Zusammenhang gewahr bleiben.[32] Dies aber kann gerade *nicht* geschehen, wenn mit den Begriffen der symbolischen Ordnungen, die aufeinanderprallen, selbst operiert wird – sei es in anerkennender oder kritisierender Hinsicht. Im Gegenteil muss mit den Begriffen der „Meinung" und der „öffentlichen Meinung" eigentlich *gebrochen* werden, um die Friktionen der Auslegungsordnungen dessen, was die Meinungsforschung produziert, zu verstehen. Was ist denn aber, jenseits dieser Begriffe, das notwendig vorhandene Gemeinsame, das die konfliktiv zueinander stehenden Deutungen erst aufeinander bezieht?

Dass zwei Diskurse überhaupt als inkommensurabel zueinander bestimmt werden können, setzt minimal Identisches voraus, aufgrund dessen sie sich erst entzweien. Welches ist dieses verkettende Element der zwei so harsch, möglicherweise im Sinne von Snow gar unversöhnlich gegenüberstehenden „Kulturen" respektive „Ordnungen? Um diese Frage zu beantworten, ist es notwendig, den engeren Bereich einer „allgemeingültigen" Wissenschaftstheorie, die das begriffliche Raster zur Anatomie der Erfindung der Meinungsforschung geliefert hat, zu verlassen und sich auf die spezifische Problematik der Meinungsforschung zu konzentrieren: nämlich der Repräsentation eines Ganzen (der politi-

[32] Dieselbe Problematik, dass die Persistenz der merkwürdigen Ambivalenz nicht gefasst ist, ergäbe sich auch, wenn die Meinungsforschung bloß über ihren Marktwert bestimmt würde, etwa wenn man ihr „reinen Warencharakter" zuschreiben würde, analog zu Downs (1957) ökonomischer Theorie der Demokratie. In Downs Theorie bildet „Unsicherheit" eine entscheidende Größe. Unsicherheit konzipiert Downs als jegliches Fehlen von Wissen über den Verlauf von Ereignissen im politischen Spiel (Chap. V), sie erscheint zu jeder Phase des politischen Entscheidungsprozesses und betrifft nicht nur die politischen Unternehmer sondern auch die politischen Konsumenten selbst. Keine der beteiligten Akteure auf dem politischen Feld, Konsumenten und Produzenten, wissen um unvorhergesehene Nebenfolgen ihres oder des kollektiven Handelns. Wenn aber das politische Spiel auf einem Tausch zwischen Unternehmern und politischen Konsumenten beruht, die politische Unternehmen anbieten und „verkaufen" wollen, gleichzeitig das ganze Spiel aber von Unsicherheiten beherrscht wird, dann bedeutet das auch, dass das Bedürfnis seitens der politischen Unternehmer, sich des momentanen Wertes ihrer politischen Produkte in irgendeiner Form zu vergewissern, mit dieser permanent vorhanden Ungewissheit in direkter Verbindung steht. Hierin könnten die Werte der Meinungsforschung gerade als Ware Geltung erlangen, die diese Unsicherheit zu mindern verspricht. Die erfragten Meinungen erhielten bloßen Waren-Wert. Indes: wenn es stimmt, dass das Misstrauen gegenüber der Meinungsforschung immer noch stark ist, ist damit nicht auch der Wert der Meinungsforschung bestimmt? Der Wert der Zahlen der Umfrageindustrie wären damit gleichsam nicht gedeckt und drohte unter Umständen jederzeit zu zerfallen. Bei alledem: mit einem stringenten Begriff der Meinungen als Ware ist sicher viel über die Erklärung der Verbreitung der Meinungsforschung gesagt. Gallup (1939,1944) selbst hat hierin die Ökonomisierung des Politischen gleich selbst erkannt und benannt.

schen Gesellschaft) über die Transformation individueller, prinzipiell nur sich selbst souveränen Sprechakten, wie sie letztlich politisch gemeintem Sprechen wie auch den Antworten zu den Fragebogen zugrunde liegen, hin zu einem Tableau von Zahlen und Klassifikationen.[33] Michel Foucaults Methode der „Archäologie", von ihm selbst auf die Humanwissenschaften angewandt,[34] liefert zunächst eine Bestimmungsmöglichkeit, auf welche Weise dieselbe, bescheiden für sich stehende sprachliche Äußerung sich auf ganz unterschiedliche Art zu gar inkommensurablen Aussagen, Bestandteil größerer „Formationslogiken", transformieren lässt. Darüber hinaus ermöglicht sie aber auch den Blick auf Formationen von Diskursen und Praktiken, die weit über den „kleinen Ort" der Meinungsforschung und ihrer Zahlenmeisterei hinaus reichen. Mehr noch, die Meinungsforschung kann auf diese Weise nicht mehr nur als eine in sich geschlossene „disziplinäre Matrix" begriffen werden; sie erweist sich flugs als Bestandteil einer breiter sozial verankerten Wissensform, deren Zentrum sie nicht darstellt, sondern deren *Rand* sie markiert: einen, unpopulären, wegen seiner Unmöglichkeit zur methodischen Stringenz unreinen Rand, der aber gerade dadurch auf eine andere Ordnung verweist, in der politische Philosophie, Humanwissenschaften, ja vielleicht ein breiterer *common sense* nach sinnhaft handelnden und sprechenden Subjekten suchen und nicht nach Zahlen.

Gerade aber, indem sie nicht genuin der klassischen Episteme der klassifizierenden und mathematisierenden Repräsentation eines Ganzen verschrieben ist, sondern in sich widersprüchlich auch Fragmente anderer Diskurse zu integrieren versucht, gerade hierin etabliert sich in und um die Meinungsforschung ein besonderes, umfassendes Spannungsverhältnis, das sich in den kritisierten Tabellen lediglich *ausdrückt*. Die Innovation Gallups erweist sich in dieser Hinsicht weniger als Schaffung eines neuen Wissens – denn die rein wissenschaftlichen Erfindungen und Techniken sind bereits vor ihm und von anderen geleistet und in viel stringenterer Form diskutiert worden –, seine Erfindung, mathematisch-statistische Techniken auf einen völlig anderen Bereich, dem „Phänomen der politische Meinung" anzuwenden, lässt sich vielmehr als eine Art Bezeichnungsakt lesen, als Artikulation von Brüchen und Rissen, die das Wissen und die Vorstellung dessen, was Gesellschaft und Politik überhaupt sein könnten, tief durchdringen. Dieser Ort, dieser „Raum" der Debatten und Entzweiung, den die Einführung Gallups Technologie aufzeigte, enthüllt nun einen eigentlichen Bericht, der flugs mehr und anderes erzählt als bloß die Geschichte einer Erfindung, den Siegeszug eines neuen Produkts oder die Problematik eines Zerfalls des

33 Vgl. Dreyfus und Rabinow, 1987 und Welsch, 1991.
34 Foucault, 1991.

Politischen: Es ist der Bericht über eine fragmentierte Welt sozialer und symbolischer Ordnungen, innerhalb derer sich die Idee und Praxis einer politischen Gesellschaft als solche noch zu vergegenwärtigen sucht. Dies zu zeigen ist die Idee der vorliegenden Arbeit.

2. Eine kurze Geschichte der Meinungsforschung

2.1. Vom Orakel zur Technologie

Die Anfänge der Meinungsforschung präsentieren sich als Ereignis eines Durchbruchs, eines wissenschaftlichen Durchbruchs gar, der untrennbar mit einem Namen verknüpft ist: Dr. George H. Gallup. Allein, die Metapher dieses Durchbruchs bezieht sich auf eine Traditionslinie, die Gallup und sein *American Institute of Public Opinion* selbst aufgearbeitet und präsentiert haben[35] und welche die meisten Arbeiten über die „Geschichte der Meinungsforschung" bezeichnenderweise übernehmen.[36] Dieser Geschichtsschreibung zufolge hatte bereits in den Vereinigten Staaten des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts das Bedürfnis und der Brauch bestanden, die Chancen amerikanischer Präsidentschaftskandidaten vor den Wahlen zu prognostizieren. Zahlen unterschiedlichster Herkunft und auf verschiedenste Weise erhoben, wurden als *straw polls*, Probeabstimmungen, der Öffentlichkeit präsentiert, um die Stimmung in der Bevölkerung wiederzugeben.[37] Wann genau dieser Gebrauch entstanden ist, bleibt indes strittig;[38] der Ursprung der entsprechenden Verfahren, dieser Vorstufen der Meinungsforschung, wird meist im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen des Jahres 1824 gesucht.[39] Eine unklare Situation nach dem Zusammenbruch des ersten Parteiensystems der USA hat damals sowohl seitens der politischen Elite wie auch der politisch aktiven Bevölkerung den Willen geschaffen, sich schon vor den Wahlen Informationen über die Unterstützung der Kan-

---

35 Gallup, 1939, Gallup und Rae, 1940, Gallup, 1944.

36 Als Beispiele seien hier Converse (1987) anlässlich des 50jährigen Bestehens der *Public Opinion Quarterly*, der ersten Fachzeitschrift der neuen Disziplin, genannt; dann Fishkin (1995) in seinem Versuch, die Meinungsforschung zu erneuern; Gallup und Rae (1940) in ihrem zentralen Werk zur Meinungsforschung; Bradburn und Sudman (1988) in ihrem Standardwerk der Interpretation von Ergebnissen der Meinungsforschung; Blondiaux (1998) in seiner umfassenden Sozialgeschichte der Meinungsforschung; Kern (1982) in seiner Geschichte der empirischen Sozialforschung.

37 Vgl. Gallup und Rae, 1940; Kaufmann, 1942; Kern, 1982; Bradburn und Sudman, 1988 und Field, 1990a.

38 Vgl. Smith, 1990, S. 21 f.

39 Gallup und Rae, 1940, S. 34 ff.

didaten zu beschaffen.[40] Die verschiedensten Gelegenheiten, bei der sich eine größere Versammlung von Menschen einfand, seien es Milizversammlungen, Flussüberquerungen mit Booten oder andere Festivitäten, dienten dazu, Probeabstimmungen für die kommenden Wahlen durchzuführen.[41] Die entsprechenden Resultate wurden den Tageszeitungen mitgeteilt, von diesen interessiert aufgenommen, eifrig gesammelt und der Öffentlichkeit kommentierend wieder unterbreitet. Nicht nur dies, einige Zeitungen summierten sämtliche eintreffenden Ergebnisse von Probeabstimmungen auf und präsentierten das durch eine höhere Stimmenzahl auch beeindruckendere Resultat als ihren eigenen Beitrag zur allgemeinen Prognostik des Wahlausgangs, ein Tun, aufgrund dessen unversehens erste „Surveys" mit einigen Tausend Stimmen entstanden.[42]

Die Frage nach der Glaubwürdigkeit dessen, was da zusammengezählt wurde, setzte alsbald und beinahe unweigerlich ein.[43] Zweifel ergaben sich aus der Tatsache, dass auch nicht stimmberechtigte Personen wählen durften, Ergebnisse von parteipolitischen Versammlungen mit unausweichlich fast einhelligen Ergebnissen der einen oder anderen Art in den „Surveys" Eingang fanden und nicht zuletzt bald die Rede ging, dass nicht bei allen Versammlungen, die Stimmenzählungen vornahmen, die Bürger sich auch in vollständig nüchternem Zustand befunden haben sollen. Die Repräsentativität der *straw polls* stand so – gleichsam *avant la lettre* – bereits in Zweifel.[44] Ungeachtet dessen schien der Bedarf an solchen Probeabstimmungen so schnell zu wachsen, dass der nächste Schritt in der Entwicklung der *Straw polls* sich als ebenso notwendig erwies: die Zeitungen selbst sandten Berichterstatter aus, um „Stimmen" zählend zusätzliche Fakten zu sammeln, Informationen, die sich sodann mit andern Probeabstimmungen kombinieren ließen. Jedenfalls erwies sich die Palette der Methoden, Zahlenreihen zu erzeugen, die über die Einstellung der Bevölkerung zu politischen Ereignissen Auskunft geben sollten, als ausgesprochen reichhaltig.[45]

---

40 Diese Ambivalenz fasst Smith (1990, S. 30) folgendermaßen zusammen: „In part they [the first polls] emerged out of a spontaneous desire of people both to know public opinion on the presidential candidates and to express their own opinions. In part they were triggered by partisan operatives who also wanted to test the political winds and those winds showed their candidate in the lead to try to shape public opinion by showing the popularity of their candidate or the hopelessness of one or more of the other candidates" (1990, S. 30).

41 Vgl. zur Darstellung der frühen *straw polls* die Arbeit von Smith, 1990.

42 Vgl. Gallup und Rae, 1940, S. 35.

43 Smith, 1990, S. 28.

44 Smith, 1990, S. 28.

45 Vgl. zu einer Darstellung Gallup und Rae, 1940, S. 36.

Doch ein besonderes Verfahren kristallisierte sich aus diesen unterschiedlichen Methoden alsbald heraus: es bestand darin, dass in interessierten Zeitungen Talons mit Fragen zum politischen Geschehen abgedruckt wurden; hiervon motivierte Leser und Leserinnen schickten diese an die Zeitungsredaktion zurück und die daraus resultierende Häufigkeitsauszählung gab für Zeitungsredaktoren und mutmaßlich auch für eine Vielzahl von Lesern Auskunft über die Chancen der Präsidentschaftskandidaten bei den nächsten Wahlen. Die große Aufmerksamkeit, welche diese Methode erhielt, zog nach sich, dass die Möglichkeit der Stimmabgabe nicht bloß auf die eigene Leserschaft begrenzt bleiben sollte. Adresskarteien, etwa Verzeichnisse von Telefonbesitzern und Autoinhabern, dienten darüber hinaus als Basis, um die Bevölkerung direkt anzuschreiben und mittels „Stimmzetteln" zur Wahl aufzufordern. Ebenso erweiterte sich das inhaltliche Spektrum der *straw polls*, welche die Zeitungen nunmehr bald wöchentlich vornahmen. Just alles, was die politische Öffentlichkeit in irgend einer Weise beschäftigen könnte, vermochte als Gegenstand einer Befragung zu fungieren: von Einstellungen zu Steuern und Prohibition bis hin zu Erkundigungen nach der individuellen Lebenssituation und Befindlichkeit.[46]

Das Interesse an den Methoden dieser Wissensbeschaffung wuchs gerade in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts so stark, dass alleine zwischen den Jahren 1916 und 1926 über sechzig spezialisierte Umfrageinstitute gegründet wurden, wobei die etablierten Institute, um ihren Ergebnissen größere Würde und mehr Gewicht zu verleihen, sich bald einmal Zehntausender ausgezählter Stimmen pro Survey bedienten.[47] Eine Zeitschrift jedoch trat mit ihren Befragungen besonders hervor: *Literary Digest*. Sie hatte sich zum Ziel gesetzt, mit spektakulär umfangreichen Befragungen gezielt ihren Leserschaftsanteil zu vergrößern. Das Kapital der Zeitschrift bestand dabei in einer immensen, stetig anwachsenden Adressdatei, die sich keineswegs bloß auf die Leser der Zeitschrift bezog. Die Datei umfaßte 1895 bereits mehr als 350'000 Adressen, 1932 fanden sich in ihr gar über 32 Millionen Anschriften. Zum Anlass der Wahlen im Jahre 1928, deren Ausgang *Literary Digest* vorher-

46 Dass es sich bei diesem Unterfangen kaum um ein bloßes Gesellschaftsspiel handelte, sondern um eine ernsthafte Bemühung um Erkundung, zeigte eine der größeren und bereits nach einheitlichen Kriterien durchgeführte *straw poll* im Jahre 1917. Während des ersten Weltkriegs beschäftigte die Frage nach der Kriegsbeteiligung der Vereinigten Staaten die Öffentlichkeit; ein Gegenstand offenbar langwieriger und aufgereizter Debatten. Ein amerikanischer Kongressabgeordneter verschickte deshalb, gleichsam um ein privates Referendum durchzuführen, aus eigener Initiative an seine 54'000 registrierten Wähler einen Stimmzettel, um die Einstellungen seiner Wählerschaft gegenüber einer Beteiligung der Vereinigten Staaten am Ersten Weltkrieg zu erfahren.

47 Bradburn und Sudman, 1988, S. 13.

sagen wollte, sollen nicht weniger als *18 Millionen* „Wahlzettel" verschickt worden sein, um die Chancen der verschiedenen Kandidaten zu eruieren. Der Sieg Herbert Hoovers, der die Präsidentschaftswahlen 1928 gewann, ließ sich denn mit diesem Verfahren auch ziemlich exakt voraussagen: Nach der Auswertung von *Literary Digest* sollte Hoover 63,2% der Stimmen erhalten. Gewählt wurde er mit 58,8 Prozent, also mit einer Differenz, die durchaus in der erwartbaren Spannbreite moderner Meinungsforschung liegt.[48]

Die *straw polls* von *Literary Digest* galten denn auch als besonders aussagekräftig: obwohl lediglich ein Viertel der versandten Wahlzettel den Weg zurück zur Zeitschrift fanden, ließ sich vor der interessierten Öffentlichkeit immer noch das Resultat von Millionen ausgewerteter Stimmzettel ausweisen. Die *Literary Digest* hatte sich den Ruf hoher Seriosität, ja der Unfehlbarkeit eingetragen, war geweiht von dem Nimbus überwältigend großer Zahlen, in denen mutmaßlich besonders viel Realität steckte. Doch die *Literary Digest* stellt gleichzeitig auch den Scheitelpunkt des Erfolgs der *straw polls* dar. Bei den Präsidentschaftswahlen im Jahre 1936 versagte die Prognostik-Maschinerie unversehens kläglich: Von den über 10 Millionen verschickten Stimmzetteln, die *Literary Digest* anlässlich der Wahlen versandt hatte, ließen sich zwar ganze 2,3 Millionen auswerten. Die daraus gewonnenen Zahlen hatten aber dem falschen Kandidaten, dem Republikaner Alfred Landon, einen Sieg mit 57 Prozent der Stimmen vorausgesagt. De facto erhielt er lediglich 38,5 Prozent. Das Wahlresultat des Gewinners Roosevelt wurde gar um mehr als zwanzig Prozent verschätzt. Nach diesem Fiasko sah sich *Literary Digest*, an sich eine Zeitschrift mit breitem Interesse, gezwungen, das Erscheinen einzustellen.

Das Orakel, der breiten Lächerlichkeit preisgegeben,[49] war aber nur verstummt, um der wissenschaftlich rationalen Analyse das Wort zu übergeben. Denn genauer vorhergesagt hatte das Wahlergebnis 1936 das ein Jahr zuvor gegründete *American Institute of Public Opinion,* geleitet von einer Person namens George H. Gallup*,* einem dissertierten Psychologen, der an mehreren Universitäten Medienwissenschaften lehrend und in der Marktforschung arbeitend, seit 1933 mit findigen Techniken der Meinungsforschung experimentiert hatte. Die angesichts des Debakels der *Literary Digest* geradezu spektakulär präzise Vorhersage des *American Institute of Public Opinion* – der Vorhersagefehler betrug aber, in der Geschichtsschreibung oft verschwiegen, knappe sieben Prozent[50] – ließ

48 Diese Zahlen entstammen Kaufmann, 1942, S. 11f.
49 Field, 1990a, S. 35.
50 Kaufmann, 1942, S. 21. Ironischerweise hatte ein anderer Pionier der Meinungsforschung, Elmo Roper, Roosevelts Sieg präziser vorhergesagt, mit einem

dem neuen Verfahren zur Erhebung der Stimmungslage der Nation unversehens öffentliche und wissenschaftliche Aufmerksamkeit zukommen. Die Achtung vor der Technik mehrte sich gerade durch die Tatsache, dass Gallup nicht nur die Wahlen richtig vorhergesagt hatte, sondern flugs auch die zu erwartende Fehlschätzung von *Literary Digest*.[51] Doch vor allem: Gallup hatte für seine Untersuchung nur wenige Tausend Personen befragt, im Gegensatz zur Millionenzahl des *Literary Digest*. Dies musste Aufsehen erregen. Während das Vorgehen der *Literary Digest* sich als unmittelbar einsichtig erwies und auf der uralten Praxis des Zählens beruhte, musste bei Gallups Verfahren Wissenschaftlichkeit am Werke sein, dass mit viel weniger Aufwand soviel größere Präzision erreicht werden konnte. Unversehens wurde sich die Öffentlichkeit bewusst, dass sich die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf das Phänomen der politischen Meinung anwenden ließ.

Es ist exakt dieser spektakuläre Durchbruch des Jahres 1936, der als der Anfang und die Begründung der modernen Meinungsforschung gilt. Als die Geschichte eines aufsehenerregenden, persönlichen Erfolgs wird dieses Ereignis einem Ritual gleich erzählt, soll die Bedeutung und die Geschichte der Institution der Meinungsforschung dargestellt oder in ihre Methoden eingeführt werden.[52] Nunmehr begann, so steht geschrieben, „ein neuer Stern zu strahlen": „George Gallup und das *American Institute of Public Opinion*".[53] Auch wenn durchaus bemerkt wird, dass Gallup die Welt nicht neu erfunden hatte, sondern kontinuierlich an einer Weiterentwicklung bestehender Methoden gearbeitet hatte, wird sein Durchbruch nicht minder bedeutend eingeschätzt: „Even a cursory historical review of the use of the questionnaire survey method in US public opinion research", schreibt Field, damit gleichsam einen breiten Common sense repräsentierend, „clearly reveals that the so-called 'modern era' of polling began in 1936".[54] Mehr noch, Gallup erhält, wie von ihm durchaus intendiert, gar einen besonderen Platz in der politischen Geschichte Amerikas: „Fifty years after The American Common-

Fehler von lediglich einem Prozent. Dennoch wurde der Durchbruch Gallup zugeschrieben.

51 Field, 1990a, S. 35.

52 Vgl. desgleichen den Rückblick von Converse, 1987.

53 Kern, 1982, S. 198.

54 Field, 1990a, S. 34. Blondiaux (1998) sieht gar die Ereignisse um das Jahr 1936 als Anlass einer eigentlichen Umwälzung des Politischen. Er will in seiner umfassenden Sozialgeschichte der Meinungsforschung so nichts weniger als versuchen, die Intentionen der „fondateurs de l'industrie du sondage", allen voran George H. Gallups, in einem Sinne nachzuvollziehen, für die Webers Untersuchung zur protestantischen Ethik Modell steht (S. 583), um damit zu begreifen (S. 25), auf welche Weise diese Erfindung in die politische Öffentlichkeit diffundiert, einen eigentlichen Siegeszug einer ganzen Industrie einleitet (S. 249ff.).

wealth", erkennt Fishkin nicht ohne Emphase und stellt dabei Gallup in die Tradition eines amerikanischen Klassikers der politischen Philosophie, James Bryce, [55] „a young psychologist and entrepreneur from Iowa based in Princeton, New Jersey proclaimed and demonstrated to the world that he had pioneered the 'solution' to Bryce's 'mechanical difficulty' in systematically measuring public opinion". [56]

Doch was hier so unmittelbar öffentliche Aufmerksamkeit erheischte, konnte sich nicht bloß auf die Vorhersage eines Wahlausgangs beschränkt haben. In der Tat war die Meinungsforschung schon ein Jahr zuvor, nach einigen Jahren der Erprobung, an die Öffentlichkeit getreten. Das Ereignis des Jahres 1936, bei dem zwei Formen, Wissen über die Gesellschaft zu erstellen, miteinander gerungen hatten, stellt „lediglich" die öffentliche Lackmusprobe an der politischen Realität dar, welche das Verfahren bestand, mit dem Gallup bereits seit einigen Jahren experimentiert hatte. Das Ziel des ganzen technologischen Unterfangens war indes umfassender als die bloße Vorhersage von Wahlen: nichts weniger als die „öffentliche Meinung" einer ganzen Gesellschaft sollte erfasst werden. Die Präsentation der Ergebnisse dieses Projekts in der Öffentlichkeit, mit der sich die Meinungsforschung gleichsam selbst begründete, gibt denn zweifelsohne mehr Einsicht in das zukünftige Funktionieren dieser Industrie, in ihre Geltungsansprüche und ihre Art, Wissen zu formieren, als der eigentliche Durchbruch der politischen Prognostik, die immer mit einem vertrauten, falsifizierend Ereignis aufwartet, das über den Realitätsgehalt der Prognose zu berichten vermag.

2.2. „Does the forgotten man still feel forgotten?"

Bereits die Präsentation der ersten Meinungsumfrage am 20. Oktober 1935 erhielt einen gewichtigen Platz im politischen Tagesgeschehen und zwar als ausschließlicher Gegenstand der Frontseite eines etablierten Blattes, nämlich der *Washington Post*. Das *American Institute of Public Opinion* hatte diese erste Meinungsforschung zuvor als Bestandteil eines neuen, breiten Unterfangens der größten Zeitungen der Vereinigten Staaten angekündigt, von nun an die „öffentliche Meinung" regelmäßig zu vermessen:

---

55 Vgl. den Abschnitt „James Bryce als Erzählinstanz" auf den Seiten 93ff. und folgende dieser Arbeit.

56 Fishkin, 1995, S. 76. Vgl. ebenfalls Crespi in seiner umfassenden „Verteidigung" der „Polls" hinsichtlich ihrer Rolle in der Demokratie (1989, S 3).

> “The American Institute of Public Opinion, a non-partisan fact-finding organization which will report the trend of public opinion on one major issue each week, has collected this information by means of personal interviews and mail questionnaires from thousands of voters located in every state in the union. Persons in all walks of life have been polled in order to obtain an accurate cross section. The results of these polls are being published for the first time today in leading newspapers – representing every shade of political preference.”[57]

Sorgfältig wird darauf hingewiesen, dass das Institut politisch neutral sei, nur beobachtend jenseits des parteipolitischen Diskurses stehe, damit die Öffentlichkeit über bloßes „fact-finding“ mit neuem Wissen über sich selbst unverzerrt beliefert werden könne und zwar zunächst so, dass durchaus der Eindruck entstehen könnte, die Lebensumstände *aller* Bürger und Bürgerinnen seien in die Untersuchung eingeflossen.

Inhaltlich beschäftigte sich die erste, öffentlich gewordene Meinungsumfrage mit einem Problem, das auch heute noch hinlänglich bekannt erscheint, aber in den Vereinigten Staaten der dreißiger Jahre von vorrangiger Bedeutung war: mit den Wohlfahrtsausgaben des Staates. Die Frage betraf ein Arrangement des New Deal, nämlich dem ärmsten Teil der Bevölkerung Unterstützungskosten für Nahrung und Haushalt zuzuteilen, wobei die Ausgewählten dabei mit folgender Frage konfrontiert waren: „Do you think expenditures by the Government for relief and recovery are too little, too great, or just about right?“ Die Einstellung zu den Staatsausgaben wurde somit in drei Kategorien vorgefasst – eine Ablehnung der Frage oder der Kategorien selbst war nicht möglich – und das Ergebnis „too little“ (9%), „too great“ (60 %) und „about right“ (31%) als Balkendiagramm im Zentrum des Kopfblattes präsentiert.

Eine grafische Darstellung ergänzt die nackten Ziffern und zeigt mittels Balkendiagrammen die Entwicklung der Fragebeantwortung nach der Adäquatheit der Budgetausgaben über einige Jahre hinweg (offenbar standen der *Washington Post* Angaben über zuvor erhobene Surveys zur Verfügung). Dieser Kasten ist mit „Trend of Opinion on spending for relief and recovery“ betitelt. Darüber hinaus kommentiert eine Karikatur die Ergebnisse: neben einem gefüllten Geldsack mit Dollarzeichen sitzt, Amerika repräsentierend, „Uncle Sam“, der nachdenklich den Kopf in die Hände gestützt hält und über das schwierige Unterfangen der Budgetpolitik sinniert. Eine weitere, in fetten Lettern aufgeführte Überschrift, beinahe als Erläuterung zum Titel zu lesen, lautet wie folgt:

57 Vgl. Gallup, 1972, S. 1.

„Does the Forgotten Man Still Feel Forgotten? He Answers for Himself in the Weekly Poll". Offenbar, so ließe sich diese weitere Emphase deuten, erkennt die *Washington Post* ein verbreitetes Gefühl des Ausschlusses aus dem politischen Diskurs, dem sie mit der Einführung der wöchentlichen Befragung entgegenkommen möchte: Der von der Politik vergessene Bürger erhält die Stimme zurück, wobei die *Washington Post* das entsprechende Forum bietet. In derselben Absicht ist auch die Überschrift der Seite formuliert: „America Speaks. A National Weekly Poll of Opinion". Das Ergebnis der Antwortvorgaben, zu denen die Befragten mit einer verbalen Geste oder mit einem Geräusch ihre Zustimmung äußern konnten, ist zu einem emphatischen „America speaks" erhoben, in der die ganze Nation in ihrer Würde des politischen Sprechens erscheint. Ermöglicht wird dies durch die *polls*, eine neue Technologie, deren Funktionieren in einem gesonderten Kasten mit einer zentralen Praxis demokratischer Staaten gleichgesetzt wird: „The poll reported today and every poll conducted by the American Institute of Public Opinion is a national election on a small scale." Die Strategie ist evident: Gelänge die Analogiekonstruktion zur ehrwürdigen Institution der Wahl überzeugend, so ließe sich das neue Verfahren der Wissensgewinnung außerhalb seiner selbst begründen und legitimieren, um ihm gerade so wiederum seine Unabhängigkeit zu sichern. Wie auch den Wahlen wird beispielsweise der territorialen Repräsentanz vorrangige Bedeutung zugeschrieben: „Ballots come from every State in the Union, the large cities, the towns and rural districts". Darüber hinaus wird, hier schon das zweite Gleis der Argumentation, explizit darauf hingewiesen, dass auch andere Kriterien der Repräsentation berücksichtigt sind: Die „Stimmen" (ballots) kämen „…from high and low income groups. Each group is allotted the same proportion of voter as it casts in a national election. The number of votes from any State is in direct proportion to its population and electoral."[58]

Die Exemplifikation des Verfahrens fährt detailreich fort, um schließlich seine Begründung nunmehr in der statistischen Stichprobentheorie zu suchen und nicht mehr alleine in der Praxis des Wählens: „The result of this method is that the reports of National Weekly Poll of Public Opinion are within a percent or two of what would be obtained if the whole country voted on the same question". Und: „Whenever ten Americans come together today, six of the ten – on the average – think the Government is spending too much for relief and recovery". Wiederum ist der Anspruch erkennbar, die real existierende politische Praxis aufgrund einer neuen Methode gleichsam zu transzendieren: Bei einer Fehlerwahrscheinlichkeit von exakten ein oder zwei Prozent simuliert

58 *The Washington Post*, Sunday, October 20, 1935.

diese Institution nämlich eine ideale Wahl, an der, im Gegensatz zur realen Praxis, *alle* Bürger und Bürgerinnen partizipiert hätten. Eine solche Präzision darf als Neuheit indes nicht alleine auf den Glauben der Öffentlichkeit vertrauen, weswegen in weiteren kleinen Artikeln immer wieder die Methode selbst erläutert wird, um dabei Gallups wissenschaftliche Leistung gesondert hervorzuheben:

„Dr. George Gallup managing director of the American Institute of Public Opinion is known in American journalism as the man who first devised a scientific way of measuring 'reader interest' for newspapers and magazines“, so berichtet die *Washington Post*. Dieses wissenschaftliche Verfahren habe Dr. Gallup, der es in einem kleinen, in einen Kasten gefassten Artikel auf der Seite gleich selbst auch kommentiert, bereits seit 1933 angewendet, um die Einstellungen der Bevölkerung gegenüber der aktuellen politischen und ökonomischen Fragen zu erheben, wobei das *American Institute of Public Opinion* nicht weniger als 54 Surveys bereits versuchsweise erhoben habe, bis diese erste Untersuchung veröffentlicht worden sei. Der Hinweise auf das Neue nicht genug, führt ein weiterer Text („Bryce Named Poll as Best Opinion Test“) aus, dass der politische Philosoph und Politiker James Bryce, der sich insbesondere mit dem Phänomen der „öffentlichen Meinung“ beschäftigt hatte,[59] bereits gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf die Notwendigkeit von Polls hingewiesen hätte, ohne dass eine Technologie, ihnen Ausdruck zu verleihen, absehbar gewesen wäre:[60] „Bryce did not foresee“, so wird dieser zum Gründerväter der Meinungsforschung geadelt, „the exact machinery of America Speak the national weekly poll of public opinion but he did predict that some method of registering public sentiments on the issues of the day would be delivered.“ Die damit gemeinte Maschinerie ermögliche nun das *American Institute of Public Opinion*. Den Vereinigten Staaten kommt hierbei mit der Einführung des Meinungsforschungsindustrie flugs die Rolle einer Avantgarde bei der Entwicklung einer neuen Technologie der Demokratie zu („no other people now stand so near the goal of government by public opinion as the Americans”) – was sich notabene als richtige Einschätzung erweisen sollte.

Allerdings erkannte die *Washington Post* bereits die möglichen Konfusionen, die dadurch entstehen, dass sich nun in den Chor jener Stim-

59 Vgl. den Abschnitt „James Bryce als Erzählinstanz“ auf den Seiten 93ff. und folgende dieser Arbeit.

60 Diese von Gallup etablierte Lesart der Tradition der Meinungsforschung in der Diskussion um die „öffentliche Meinung“, die sich in auf Bryce beruft, wird noch heute in der Geschichte der Meinungsforschung verfolgt, so etwa bei Fishkin (1995, insbesondere auf Seiten 76ff.) sowie Blondiaux (1998, insbesondere auf S. 71ff.).

men, die die „öffentliche Meinung" Amerikas repräsentieren, auch eine neue maschinell hergestellte Äußerung gesellt, die mit ganz anderen Ansprüchen auftritt. Der mögliche Konflikt nämlich mit der editorialen Stimme der *Washington Post* selbst und der Leserschaft, die sich womöglich durch das neue Wissen nicht wahrgenommen fühlt, wird denn in einer eigenen Spalte thematisiert: Die *Washington Post* versteht sich mit ihrer Veröffentlichung zunächst als Bestandteil einer publizistischen Form, die nicht an eine bestimmte politische Sichtweise gebunden ist: „Papers of wide political Views Publish Polls – But All Believe Readers Are Entitled to Know Majority Opinion", so lautet die Überschrift des entsprechenden Kapitels. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, dass die Veröffentlichung der Meinungsumfragen keineswegs bedeute, dass die *Washington Post* die Ergebnisse selbst als wünschbar erachte. Ebenfalls erwarte die Zeitung keinesfalls, dass sie mit den Meinungen des Landes als Gesamtes übereinzustimmen hätte.

Doch die Leserschaft habe das Recht zu wissen, was die „große Masse" der Bevölkerung über strittige politische Fragen denke. Etwas, das der Redaktion wie der Leserschaft selbst äußerlich sein muss, was je nach dem als „forgotten men", „great mass" oder „the country as a whole" erscheint, muss erst Ausdruck verliehen werden und das unabhängig jeglicher störender Einflüsse jener Instanzen, die dieses Andere gleichzeitig wahrnehmen *und* beeinflussen wollen. Um diesem Unbekannten unverfälscht eine Stimme zu verleihen, hierfür gebraucht es keine Propheten mehr, hierfür dient nun eine präzise messende Maschinerie, die also einen Tatbestand, bereits als solcher existierend, ein Wissen, das zugleich „öffentliche Meinung" aber nicht öffentlich ist, zuhanden der medialen Öffentlichkeit selbst aufbereitet, tabelliert. Das Ergebnis ist als solches im eigentlichen Sinne des Wortes neu: zu einer Serie geformt, war es noch nie gesehen: „The above information, although made public today for the first time, is based on the results of polls on the same question taken during the last 21 month by the American Institute of Public Opinion. Never before has the trend of public thinking on this issue been measured and reported".

Die Bedeutung des Verfahrens selbst, die Form des Aussagens also, erscheint in dieser Präsentation der ersten Meinungsforschung – als wissenschaftliche Errungenschaft und mediales Ereignis gleichzeitig inszeniert – mindestens ebenbürtig gegenüber dem Inhalt der Aussage, die das Verfahren liefert. Obwohl die Ergebnisse genau diskutiert werden, und einzelne Aussagen der Befragten ausführlich zitiert werden,[61]

[61] Das Augenmerk der persönlichen Ausgaben richtete sich vornehmlich auf jene Personen, die vom wohlfahrstaatlichen Arrangement materiell profitierten, nämlich auf die Einkommensschwächsten. Neben dem wenig bemerkenswer-

erhält damit die Präsentation einer neuen Technologie vorrangige Bedeutung, denn die Ergebnisse selbst, dieser Eindruck stellt sich alsbald ein, könnten durchaus der Würdigung des Verfahrens selbst dienen – oder der „Maschinerie“, als welche die neue Wissenserzeugung mehrmals bezeichnet wird. Es scheint beinahe, als bestimme die unversehens auftretende neue Möglichkeit des Erkennens, des Selbsterkennens einer Gesellschaft, den emphatischen Ton dieser ersten Präsentation.

Wohl auch aufgrund des Selbstbewusstseins über die neue Form des Erkennens hatte Gallup – bereits vor den Wahlen des Jahres 1936 auf die sich abzeichnende Fehleinschätzungen des *Literary Digest* hinweisend[62] – dezidiert die Öffentlichkeit vor den „old fashioned methods“ der *straw polls* gewarnt, die *Literary Digest* anwandte und seiner Ansicht nach zwingend zu falschen Ergebnissen führen mussten.[63] Nicht nur dies, er hatte, bevor der *Literary Digest* seinen Untersuchungsapparat in Bewegung setzte, bereits dessen (voraussehbar) falschen Ergebnisse mit eigenen, kleinen Probeuntersuchungen eigentlich simuliert. Durchaus verständlich, betrachtete die etablierte Prognostik-Industrie dieses Unterfangen zunächst bloß verächtlich. Sich der Aura der großen Zahl und des damit verbundenen Prestiges gewiss, hatten die kleinen Samples von wenigen Tausend Befragten das Selbstbewusstsein des *Literary Digest* vor der Feuerprobe des Jahres 1936 kaum zu erschüttern vermocht – sie wurden gar lächerlich gemacht:[64] „Never before“, erklang die verärgerte Stimme des Orakels ob der Herausforderung durch Gallups Arbeit, „has anyone foretold what our poll was going to show even before it started. Our fine statistical friend [gemeint ist Gallup] should be advised that the Digest would carry on with those old fashioned methods that have produced correct forecasts exactly one hundred per cent of the time“.[65] Doch diese Orakel-Maschine, die mit hohem Ansehen Aussagen über

ten Ergebnis, dass ein großer Teil dieser Bevölkerungsgruppen sich durchaus noch höhere finanzielle Zuwendungen seitens des Staates vorstellen könnte, versetzte die *Washington Post* die Tatsache ins Erstaunen, dass von der Gruppe, die mehr Hilfe verlangte, ebenso oft die Ansicht geäußert wurde, der Staat verteile zu viele Aufwendungen. Ihre „Aussage“ wurde zuallererst nicht nur als bloße Ziffernfolge dargestellt, die Befragten erhielten in der Tat eine Stimme, indem typische Aussagen gesammelt und präsentiert wurden, vornehmlich auch solcher Betroffener aus der „einkommensschwachen“ Gruppe.

62 Field, 1990a, S. 35.

63 Bradburn und Sudman, 1988, S. 19.

64 Bei dem Konkurrenzkampf der Prognostik-Methoden handelte es sich sicher auch um ökonomische Kämpfe um Gelder zur Finanzierung von *polls*. Gallup setzte sich raffiniert ins Szene, indem er den Zeitungen eine „money-back guarantee“ stellt: Die ihn finanzierenden Zeitschriften erhielten das Geld für die Untersuchungen zurück, wenn Gallups Prognose nicht eintraf (vgl. Fishkin, 1995, S. 79).

65 So ein Redakteur des *Literary Digest* in der *Saturday Evening Post*, zitiert nach Bradburn und Sudman, 1988, S. 22.

künftige Ereignisse gleichsam seriell produzierte, sollte, so wiederum die Erzählung, durch die neue Technik flugs entwertet werden, um gerade dadurch bis in die Gegenwart zu überleben: nämlich als mediales Museumsstück, das von der Unterlegenheit einer wenn auch mächtigen, doch überkommenen Technologie gegenüber dem gewieften Neuen berichtet.[66]

2.3. Die „Entdeckung" der „Repräsentativität"

Weshalb vermochte aber Gallups Technologie unversehens eine präzisere Wahlvorhersage zu liefern als *Literary Digest*, die bislang durchaus mit adäquaten Prognosen reüssiert hatte? Den Darstellung in den Lehrbüchern zufolge, bestand der bedeutende Unterschied zwischen der Technik, die *Literary Digest* anwandte und der neuen Technologie des *American Institute of Public Opinion*, in der Art und Weise, wie die Stimmen der Bevölkerung ausgewählt wurden. *Literary Digest* hatte seine Adressen auf Basis zweier großer Karteisysteme gewonnen: nämlich der Verzeichnisse der Autobesitzer und der Inhaber von Telefonapparaten. Mit anderen Worten: Das Wahlvolk des *Literary Digest* war auf Auto- Telefonbesitzer und Abonnenten der Zeitschrift selbst eingeschränkt. Die spätere Analyse der Präsidentschaftswahlen des Jahres 1936, die wiederum bereits mit Hilfe der Meinungsforschung erstellt wurde, zeigte jedoch, dass Roosevelt vor allem von unteren Schichten unterstützt worden war. Die als „Arbeitslose" Klassifizierten wählten, so berichten die Zahlen, mit einer Rate von gegen 80 Prozent Roosevelt, während in der obersten von drei Einkommenskategorien lediglich knapp 30 Prozent für die Demokraten stimmten.[67] Die Übertragung der Stimmabgaben von Automobil- und Telefonbesitzern auf die gesamte amerikanische Bevölkerung hatte damit eine virtuelle Gemeinschaft mit massiver Übervertretung oberer Schichtungsregionen generiert, die nicht jener entsprach, die schlussendlich auch wählte. Zu sehr war der Besitz eines Automobils- oder eines Telefonanschlusses im Amerika der dreißiger Jahre noch klar ökonomisch Bessergestellten vorenthalten, die 1936 eher für die Republikaner als für die Demokraten gestimmt hatten.[68] In technischen Termini der Sozialwissenschaften: die Stichprobe der *Literary Digest* war massiv „verzerrt" gewesen – allerdings nur hinsichtlich der Bevölkerung,

66 Bis heute ist die Methode des *straw poll* ja beliebt: nur werden diese Probeabstimmungen heute per Computer und Telefonanruf, als sogenannte TED-Umfragen, durchgeführt.
67 Kaufmann, 1942, S. 23.
68 Gallup und Rae, 1940, S. 46.

die 1936 wählte. Denn die *Literary Digest* hatten zuvor ihren Ruhm als Orakel erlangt, indem sie durchaus präzise Vorhersagen zu formulieren vermochte. Also war das Verfahren der *straw polls* nicht notwendigerweise realitätsfremd.

Damit ist aber der plötzliche Verlust einer sozialen Realität in den Zahlen des Digest-Orakels, noch nicht hinreichend erklärt, nachdem die Institution lange Zeit durchaus erfolgreich war. Gallup und Rae erkennen zunächst die Prognose-Erfolge von *Literary Digest* in den Jahres 1916-1932 in dem Umstand, dass die Parteipräferenzen für die beiden großen Kontrahenten der Republikaner und Demokraten sich zu dieser Zeit ausgeglichen über die verschiedensten Schichten der Gesellschaft verteilten. Mit anderen Worten: Die Basis der Erhebung, die *Literary Digest* im Jahre 1932 durchführte, vermochte eine zutreffende Prognose zu lancieren, weil in jeder sozio-ökonomischen Gruppe eine Stichprobe dieselbe Verteilung von Parteipräferenzen ergeben hätte, während im Jahre 1936 die ökonomischen Verteilungskämpfe, der „struggle between the 'haves' and the 'have-nots'“ auch zu politischen Verwerfungen entlang der ökonomischen Schichten geführt hatte. Demokratische Voten stammten nun vornehmlich von jenen Region der amerikanischen Gesellschaft, die *Literary Digest* nicht erreichen konnte, nämlich „…from the ranks of the 'ill-fed, ill-clothed, and ill-housed' lower third of the population – the group to which the Digest's sampling plan failed to give full weight.“[69]

Somit war nicht das Verfahren des *Literary Digest* als solches „falsch“, so müsste aus diesen Überlegungen gefolgert werden, sondern die politische Realität hatte sich gleichsam jenseits der Messungen der Zeitschrift so verändert, dass die Gesellschaft, welche die Zahlen des *Literary Digest* produzierte, nicht mit derjenigen übereinstimmte, die sich über die Wahlresultate zu Worte meldete. Auf welche Weise hatte Gallup und sein *American Institute of Public Opinion* präzisere Voraussagen liefern können? Gallup hatte schlicht die Definition dessen gewechselt, was als „Wahlvolk“ oder „Stimme“ galt: Während bei den *straw polls* die (auf Einladung hin) eingegangen Stimmen als Ausdruck oder „Zeichen“ der noch schweigenden politischen Gemeinschaft erschienen, also die Sprechhandlungen der Bevölkerung selbst massgeblich waren und auf diese Weise über das Vorhandensein von Stimmen (durchaus im zweifachen Sinne des Wortes) berichteten, legte Gallup die Existenz der Stimmen und ihre Mächtigkeit *a priori* fest. Damit entstand nun das erste mal die Möglichkeit, das über Befragung entstandene Wissen nach einem Bezugssystem zu beurteilen, was bei der Methode des klassischen

69 Gallup und Rae, 1940, S. 48.

straw polls schlicht nicht vorstellbar war: Die aus einer Befragung der „tel-auto" Öffentlichkeit resultierenden Ziffern, konnte nun Gallup als nicht gültig, als nicht repräsentativ für die amerikanische Gesellschaft beurteilen, so wie er sie in seinem Aktenregister zuvor definiert hatte.[70] Ob die Bevölkerung, welche die Quota-Samples generiert, in der Tat die amerikanische Gesellschaft abbildete, überprüfte das *American Institute of Public Opinion*, indem auf jedem Fragebogen die Merkmale der Befragten aufgeführt wurden und mit Census-Daten aber auch mit Wahlregistern und Wahlergebnissen verglichen wurden. Mehr noch: zeigte sich dabei eine „Verzerrung" der Stichprobe hinsichtlich der amtlichen Register, liess sich das Ergebnis der effektiven Zählpraxis auch korrigieren. Die Methode der Stichprobenziehung konnte hinsichtlich der gültigen Regeln unversehens mehr oder weniger gelungen sein, und erst wenn die Adäquatheit des Samples garantiert war, liessen sich auch gültige Aussagen generieren.

Das Verfahren, das eine solche Generierung und Beurteilung einer virtuellen Bevölkerung und ihrer Stimmen erlaubt, wird in der Methodologie der Sozialwissenschaften gemeinhin als Quota-Verfahren bezeichnet. Es handelt sich um eine Technik, die eine „repräsentative Stichprobe" aus einer Grundgesamtheit (the whole country) nach bestimmten, *im voraus* gesetzten Kriterien zieht. Von anderen Institutionen, die „Repräsentationen" der Einwohner Amerikas erstellten, vornehmlich von statistischen Ämtern und Wahlbehörden, bezog Gallup Informationen, auf welche Weise sich die Bevölkerung nach Kriterien wie Alter, Geschlecht, Bildung und Beruf aufteilte; womöglich stellte das Institut notfalls solche Informationen selbst aufgrund eigener Recherchen zusammen. Sogar die Telefon- und Automobilverzeichnisse, aufgrund derer die Datenbank von *Literary Digest* beruhte, fanden unter Umständen Einlass in die Quotenberechnung, die Gallup auch als „group sampling" bezeichnete. Indes, als Differenzierungskriterium galten nicht nur sozial-strukturelle Kategorien sondern auch Einstellungsmuster, die damit auf gleicher analytischen Ebene wie andere Merkmale betrachtet wurden.[71]

> "When the method of group sampling is employed (…) care must be taken to see that the national cross section includes the right proportion of citizens from every walk of life. A careful study must first be made of population structure. By and large,

[70] Beispielsweise stellte sich heraus, dass während des Krieges, neben den traditionellen Quota-Differenzierungen wie Geschlecht, Alter und Berufsgruppe, darauf geachtet werden musste, dass die Familien mit Angehörigen im Kriegsdienst genügend berücksichtigt wurden (Gallup, 1944, S. 29f.).

[71] Vgl. Gallup, 1944, S. 30.

> the most important factors, which have to be considered are occupational groups, income levels, political preferences, age, education, racial and religious groups.”[72]

Falls die entsprechenden Kategorien in korrekter Weise in eine Stichprobe Einlass finden, so sind gleichzeitig auch über die meisten anderen zentralen Faktoren, welche die Bevölkerung kennzeichnen und mit den Quotenkriterien eng zusammenhängen, in der Stichprobe hinreichend berücksichtigt: Wenn ein Querschnitt beispielsweise die wichtigsten Berufs- und Einkommensgruppen repräsentiert und damit die Merkmale der Befragten streng derjenigen der gesamten Bevölkerung entsprechen, so besteht die Erwartung, dass auch alle anderen Merkmale, die eng mit Beruf und Einkommen zusammenhängen, in der Bevölkerung der Stichprobe angemessen verteilt sind. Mehr noch, wenn die Gesellschaft massgeblich von diesen Größen strukturiert wird, lassen sich über die entsprechenden Stichproben mutmaßlich auch Aussagen über Sachverhalte formulieren, die nicht unmittelbar mit den Quotenkriterien in Verbindung stehen: „Typically“, so Gallup in seinem Methodenbuch, „when cross section correctly represents the major occupation and income groups, and is distributed strictly according to the population, other factors will normally take care of themselves and the cross section will be accurate *on virtually every other score*.“[73] Doch massgeblich bei den Quota-Stichproben bleibt, dass die Kriterien, nach der die Bevölkerung geteilt und geordnet wird, mit dem Untersuchungsgegenstand – beispielsweise die Unterstützung eines Präsidentschaftskandidaten – in einer bestimmten Beziehung stehen: Die Stichprobenziehung der Quota-Verfahren, die sich bis heute nicht wesentlich geändert hat,[74] beruht damit zu einem bedeutenden Teil auf der *impliziten erfahrungsgemäßen Einschätzung* der Untersuchenden, was überhaupt relevante Kriterien

---

72 Gallup, 1944, S. 26

73 Gallup, 1944, S. 26; Hervorhebung von mir.

74 Dies trotz aller Kritik: Vgl. exemplarisch Schneller, 1997, Althoff, 1997, Noelle-Neumann und Peters, 1996, Bortz, 1984, 361.f, Scheuch, 1967a, S. 314f. Noelle-Neumanns und Peters Beschreibung des Verfahren eines repräsentativen Querschnitts gleicht denn nach wie vor verblüffend Gallups Ausführungen: „Das soziologisch-statistische Modell des repräsentativen Querschnitts, das der Umfrageforschung zugrunde liegt, muss man sich folgendermaßen vorstellen: Der gesamte interessierende Personenkreis, der vor der Anlage einer Untersuchung abgegrenzt werden muss, setzt sich aus Personen verschiedenen Alters, Berufs und so weiter in den einzelnen Bundesländern und Gemeindegrößeklassen zusammen. Es ist nun die Idee des repräsentativen Querschnitts, ein in der Zusammensetzung dieser Personengruppe gleichwertiges verkleinertes Modell zu erstellen. In dem verkleinerten Modell der Gesamtgruppe sind auch die zu untersuchenden Ansichten und Antwort-Kategorien in modellgerechten Anteilen vertreten, wenn dieses Modell nach bestimmten Verfahren korrekt zusammengesetzt wurde“ (1996, S. 231).

sind: die Aussage, dass die andern Merkmale „typischerweise enthalten" seien weist darauf hin.

Dennoch wird bei der Darstellung des Verfahrens auf die reine statistische Theorie zurückgegriffen – das Primat der Messbarkeit steht im Vordergrund, während das implizite Wissen, das dabei ebenfalls, notabene bis heute, zum Zuge kommt, bei den „founding fathers" der Meinungsforschung noch nicht als solches diskutiert wird. Im Gegenteil, bei auf diese Weise erstellten kleinen Stichproben, so hatten die Ausführungen in der Washington Post glaubhaft gemacht, streuten die Ergebnisse innerhalb eines Intervalls von lediglich ein oder zwei Prozentpunkten aufgrund des Verfahrens selbst um jenen Wert, der effektiv zustände käme, wenn das ganze Land an die Urne ginge. Damit bildet die Technik des Quota Samples keineswegs ein stringent verknüpftes System von Algorithmen, die das Auswahlverfahren gleichsam automatisch festlegt, sondern fußt letztlich in einem Wissen außerhalb des Verfahrens, nämlich in der konkreten Erfahrung der Untersuchenden. Die Kriterien, nach denen Gallup sein Sample ausgewählt hatte, nach denen er die Bewohner der USA teilte und ihnen gleichzeitig eine Realität zuschrieb, nämlich Geschlecht, sozialer Status, Bildung, waren lediglich aus reiner Erfahrung für die Wahlentscheidung von Wichtigkeit und keineswegs streng von einer „statistischen" Theorie abgeleitet.[75]

Doch während die „old fashioned" Methode der *straw polls* der *Literary Digest* auf einer feststehenden Praxis beruht – die pure Quantität der Stimmen in einer Adressliste allein ist für die Erscheinung der Realität massgeblich –,[76] erkennt Gallup die Vorteile der statistischen Stichprobe in der Möglichkeit einer permanenten Reflexion, mit der das Sample sich verbessern lässt. Die Regeln der Erzeugung von Wissen ist in gewissen Sinne flexibler geworden, da es auf einem, allerdings nicht konsequent durchgeführten, stringenten Satz von Regeln, wie diejenige der statistischen Wahrscheinlichkeitsrechnung beruht, die wiederum allgemeiner sind als das unabänderliche Verfahren des Zählens. Fortwährend, so Gallup, soll geprüft werden, inwiefern neue Faktoren die Meinungen der Bevölkerung teilen. „When samples are correctly selected," so wird diese nunmehr epistemologisierte Zählpraxis charakterisiert, „they do reflect opinions of the entire nation"[77] - eine Aussage, zur Unterstreichung von deren Gültigkeit Gallup 1944 bereits eine lange Liste mit erfolgreichen, allenfalls mit kleinen Fehlern behafteten Wahlprognosen vorzuweisen vermochte.[78]

75 Kern, 1982, S. 198.
76 Gallup, 1944, S. 20.
77 Gallup, 1944, S. 21.
78 Gallup, 1944, S. 16ff.

2.4. 1948: Das erste Versagen der Maschinerie

Diese Gewissheit über die Leistungsfähigkeit seiner neuen Technologie bewahrte indessen Gallup nicht davor, dass sein *American Institute of Public Opinion* einige Jahre später ein ähnliches Debakel erlebte wie der *Literary Digest*. Zwar begab sich jene Bevölkerung, die Gallup mittels der ursprünglichen Verfahren erstellte, im Jahr 1936 und auch in den folgenden Jahren tatsächlich zur Urne. Die Prognosen waren erfolgreich. Doch im Jahre 1948 ratterten die Register der neuen Maschinerie vergeblich. Die Zahlen, die sie ausspuckten, vermochten kein Wahlvolk mehr zu ergeben, blieben bloße Ziffern. Alle drei großen, inzwischen etablierten meinungsforschenden Institute, die nach dem oben beschriebenen Verfahren ihre Stichproben erstellten, hatten einen Sieg von Thomas Duwey über Harry Truman vorausgesagt. Gallup schätzte Duweys Wahlanteil auf 49,5 Prozent der Stimmen, während dem Kandidaten Truman einen Anteil von 44,5 Prozent prognostiziert wurde. Tatsächlich erhielt Truman 49,5 Prozent, während Duwey mit 45,1 Prozent unterlag.[79]

Auch wenn die Fehlschätzungen nicht so gewaltig waren, wie beim Desaster der *Literary Digest* zwölf Jahre zuvor, so hatten sie doch zu einer falschen Aussage geführt, denn das Ergebnis der Wahlhandlung sah auch bei der geringeren Fehleinschätzung – die aus statistischen Gründen notabene um so wahrscheinlicher ist, je näher die Kandidaten, wie im betreffenden Wahlkampf, in der Unterstützung durch die Bevölkerung gleichauf liegen – diametral anders aus als erwartet: der falsche Kandidat hatte gewonnen. Diese Fehleinschätzung erregte einiges an Aufsehen in der Öffentlichkeit und ließ das erste mal das Vertrauen in das Instrumentarium der Meinungsforschung nachhaltig sinken.[80] Die Gründe für die falsche Prognose sind indessen nicht mehr einfach eruierbar. Möglicherweise ist die Ursache in jenem „Ermessen" zu suchen,[81] auf dem letztlich das Quota-Verfahren beruht, nämlich die relevanten sozialen Merkmale nach Erfahrung zu bestimmen. Dieses Verfahren hatte 1936 durchaus adäquate Prozeduren initialisiert, die meinungsforschende Apparatur ein Jahrzehnt später aber im Leeren rechnen lassen; es erlitt damit das selbe Schicksal wie das Prozedere der *straw poll,* das vor 1936 noch richtige Schätzungen geliefert hatte. Bradburn und Sudman sehen die Ursache des Versagens darin, dass das Auswahl-

79 Bradburn und Sudman, 1988, S. 29.

80 Noelle-Neumann und Peters, 1996, S. 22f., erzählen, diesen Misserfolg betreffend, Anekdote um Anekdote. So soll ein Pressefoto den Sieger der Wahl, Truman, strahlend mit einer Zeitung zeigen, deren Schlagzeile lautete: „Duwey schlägt Truman" (S. 22).

81 Scheuch, 1967, S. 313a.

verfahren den Umstand nicht berücksichtigt hatte, dass zur technischen Konstruktion eines Wahlvolkes auch die Frage gehört, ob jemand überhaupt intendierte, an die Urne zu gehen.[82] Des weiteren fehlten die Vorstellungen, wie die Antworten der Befragten, die sich noch nicht entschieden hatten, in die Berechnungsmaschine eingespeist werden könnten. Noelle-Neumann hingegen sieht den Fehler für das Debakel darin, dass sechs Wochen vor den Wahlen die Befragungen eingestellt worden waren, in der Zwischenzeit die Präferenzen der Bevölkerung sich indes noch nachhaltig wandelten.[83] Des weiteren war die „Schichtverzerrung" der Antwortbereitschaft auch mittels des Quota-Sample noch nicht überwunden, denn die einfachen, i.e. eindimensionalen Verteilungskriterien, welche die *Kombinationen* sozialer Merkmale unberücksichtigt ließen,[84] generierten eine Bevölkerung, die sich unter Umständen von jener markant unterschied, welche die Vereinigten Staaten bewohnte und den Präsidenten wählte. Hatten indes all diese Faktoren keinen entscheidenden Einfluss bei der Voraussage der Wahlen im Jahre 1936, so kombinierten sie sich 1948 zu einer Konstellation, welche die neue wissenschaftliche Prognostik lediglich als eine andere Form des Orakelns hätte desavouieren können.

Weshalb aber, so stellt sich nun die Frage, hat die Fehlprognose der 1936 noch überlegenen Technik nicht ein ähnliches Desaster hervorgerufen wie der Zusammenbruch von *Literary Digest* und den Gallup-Mythos des wissenschaftlichen Durchbruchs gar nicht erst aufkommen lassen? Weshalb wird in den Lehrbüchern geschrieben, dass im Jahre 1936 die Zahlenmystik, der der *Literary Digest* noch anhing, durch eine neue Technik ersetzt wurde, die wissenschaftlicher, sozialwissenschaftlicher war? Gallup formulierte die Antwort gleich selbst: Nicht allein die neue Maschinerie in ihrer damaligen konkreten Ausformung generierte die Meinungsforschung als Wissenschaft, sondern die Tatsache, dass sich die Maschine auf eine ganz bestimmte Weise auf ganz bestimmten Grundlagen immer verbessern und neuen Begebenheiten anpassen konnte. Das initiierende Beispiel von 1936, die erste Meinungsforschung des Jahres 1935 generierten eine ganze neue Matrix von Problemen und Methoden, die hinsichtlich der Anpassung an die „Realität" immer wie-

82 Bradburn und Sudman, 1988, S. 29.
83 Noelle-Neumann und Peters, 1996, S. 296.
84 Womit sich natürlich etliche weitere technische Schwierigkeiten einstellen. Wenn nur je die „Randverteilungen" berücksichtigt werden, also die Verteilung der Geschlechter, der Rasse, des Einkommens, fallen jene Realitäten, die sich aus der Kombination dieser Teilungsprinzipien ergeben, außer Acht. Beispielsweise, dass städtische Oberschichtsangehörige der Ostküste anders wählen als Oberschichtsangehörige des ländlichen Südens (vgl. Friedrichs, 1980, S. 135). Diese Problematik ist Bestandteil der harschen wissenschaftlichen Kritik an Quota-Sample, die bis heute artikuliert wird (vgl. Bortz, 1984, S. 362).

der neue Rätsel stellte. Gerade diesen Umstand selbst sieht Gallup als Indiz für die Wissenschaftlichkeit der Methode, der wissenschaftlichen Grundlage der Meinungsforschung.[85] Durchaus der Niederlage des Jahres 1948 bewusst, schreibt Gallup im Jahre 1972, sich gegen die nach wie vor nachhaltige Kritik an der Meinungsforschung wendend:

> "I believe that human behaviour is predictable and, in fact, that we as researchers can make progress best by making predictions and learning from our mistakes when we make them. In fact, I believe that fear of being 'wrong', with attendant penalties, has had a retarding effect upon all of the social sciences. I would be folly to argue that behaviour can be predicted with perfect accuracy. It can't and never will be. But already enough evidence has been accumulated in a number of different fields to probe that behaviour can be predicted with a higher degree of accuracy. The goal is to increase this accuracy."[86]

Was Gallup hier einige Jahrzehnte später ausdrückt, ist die Gewissheit eines Standpunktes, die durchaus Poppers „Logik der Sozialwissenschaften" folgt: Die soziale Welt ist als solche zwar nicht unmittelbar erreichbar; indem aber falsifizierbare Hypothesen über sie formulieren lassen, mehrt sich letztlich über dieses „trial and error" das Wissen über die Welt selbst und ermöglicht damit wissenschaftlichen Fortschritt. Oder wie Popper am Schluss des Aufsatzes über die „Logik der Sozialwissenschaften" Sokrates sprechen lässt: „Nicht gleich am Anfang entdeckten die Götter den Sterblichen alles. Aber im Laufe der Zeiten finden wir suchend das Bessere".[87]

Die rudimentäre Zählpraxis der *straw polls*, eine unmittelbare Mimesis der Wahlen, deren Ergebnis allein schon aufgrund seines Zustandekommens für Abwesendes, nicht Artikuliertes spricht, wird aufgrund von Gallups Arbeiten durch Algorithmen ersetzt, die sich prinzipiell immer wieder revidieren lassen und selbst den Erfahrungshorizont, der in eine Untersuchung stets einfließt, zu problematisieren vermögen. Die Verbesserungsfähigkeit, die permanente Anpassung aufgrund eines Satzes von Regeln und Anwendungsbeschreibungen ist im Verfahren der Stichprobenziehung bereits angelegt und will damit nach Auffassung ihrer Betreiber gerade über die Kriterien des „Wissenschaftlichen" – Replizierbarkeit und Kritisierbarkeit – die reine Mystik der großen Zahl

85 Vgl. Bradburn und Sudman, 1988, S. 6ff.
86 Gallup, 1972, S. viii.
87 Popper, 1962, S. 248.

endlich bannen.[88] Was Meinungsforschung damit seit je intendierte und dies seit ihrem Auftreten in der Washington Post, war weniger Wahlprognosen zu liefern – an ihnen vermochte sie bloß ihre Glaubwürdigkeit zu demonstrieren – als eine Maschinerie zu kreieren, die Wissen über Diskurse schafft, die ansonsten unbekannt bleiben; eine Maschinerie, deren Funktionieren rational und wissenschaftlich kontrollierbar ist. „Does the forgotten man still feel forgotten?", diese Überschrift schildert eindrücklich das Versprechen der Meinungsforschung, gleichsam eine Mechanik der Artikulation zu bieten, um unbekanntem und verdrängtem Wissen zum Ausdruck zu verhelfen, dies einsehbar und wissenschaftlich begründet, um damit das mystische Orakel der großen Zahl in die vorwissenschaftliche Urzeit zu bannen.

Bedeutet die Genese der Meinungsforschung damit, trotz des Debakel des Jahres 1948, bereits das Auftauchen eines „Fortschritts" in der Erforschung der Gesellschaft? Handelt es sich um die Entdeckung einer neuen Technologie, die – bei aller Problematik, die man ihr zuschreiben mag – einen verlorenen Ort, an dem politische Menschen unmittelbar miteinander disputierten, mit zusätzlichen Möglichkeiten wieder hervorzubringen vermag? Wird damit in der Tat mehr und präziseres Wissen über die Meinungen, Wünsche und Befürchtungen der Bevölkerung akkumuliert, ein Wissen, das zuvor nicht zur Verfügung gestanden hatte? Ist also die nachhaltige und beharrliche Kritik, die bald auftauchen sollte, auf das Unverständnis gegenüber einer neuen Technologie zurückzuführen, auf ein dumpfes Nicht-Wissen gegenüber der neu entstandenen komplexen Technologie der Sozialwissenschaften? Oder ist letztlich der Meinungsforschung nicht doch, nachdem ihre Methoden, wie bald vermutet wird, wissenschaftlich kaum haltbar sind, der Zahlenmystik ergeben, die sie überwinden wollte? Der Weg zur Diskussion solcher Fragen führt über nichts anderes als über eine Zerlegung dessen,

88 Seitens der Meinungsforschung wird denn oft argumentiert, dass eine Möglichkeit zur Verifikation zur Verfügung steht, ob die Meinungsforschung in der Tat die politisch-soziale Welt wiedergibt, nämlich die Wahlen. Paul Perry, zu Beginn der siebziger Jahre Präsident der „Gallup Organization", zitiert in einer Einführung über die Methode der Wahlprognose des *American Institute of Public Opinion* einen „Social Science Research Council", der 1949 nach den Wahlen folgendes Statement verfasste: „The committee and the staff would like to point out that the pre-election polling and predictions constitute one of the more severe tests of polling or survey methodology. There are more steps in pre-election polling at which error can enter than there are in many other applications of survey technique." (Perry, 1972, S. xi.) Es sind letztlich die Wahlprognosen, so das Lehrbuch Noelle-Neumanns, die immer wieder Möglichkeit bieten, die „Qualität" von Meinungsforschung zu prüfen, weil sich diese unmittelbar mit der „sozialen Wirklichkeit", dem Ausgang der Wahlen, vergleichen lassen (Noelle-Neumann und Peters, 1996, S. 359), und es bleiben letztlich auch die Wahlprognosen, die davon zeugen, dass Meinungsforschung in der Tat über die soziale Wirklichkeit spricht (S. 209).

was als „Erfindung der Meinungsforschung“ gilt, in seine verschiedenen Elemente, sowohl die technischen wie die begründenden, um diese, ohne vorschnell von einem Ganzen auszugehen, nämlich *der* Meinungsforschung, in Bezug zu bereits bestehenden Wissensfeldern zu setzen. Im folgenden ist also eine Anatomie dieser Erfindung angesagt.

3. Ein „wissenschaftlicher Durchbruch“?

3.1. Gallups „Erfindung“

Die Techniken der Wissenserstellung, mit denen die Meinungsforschung auftrat, sind innerhalb einiger weniger Jahre entstanden, begründet und vereinheitlicht worden, als handle es sich bei diesem Vorgang in der Tat um eine „Erfindung“, auf welche die Zeit gewartet hatte. Die rasante Ausbreitung der Meinungsforschungs-Institute lässt durchaus vermuten, dass die neue Technologie eine lang erwartete Verbesserung der Untersuchung politischer Meinungen darstellte; eine Verbesserung, für die ein entsprechend großes Bedürfnis bestanden haben musste. Zudem entwickelte sich das Wissen um die Technologie in einer Weise, die in mancher Hinsicht an die Genese einer neuen Wissenschaft erinnerte. Wie noch zu zeigen ist, diskutierten alsbald *Journals* die Ergebnisse der neuen Wissenschaft, genaue, in Lehrbüchern aufgezeichnete Anleitungen der Schaffung dieses Wissens wurden an Universitätsinstituten vermittelt, an denen wiederum Forscher lehrten, die dieselbe Technik verfeinerten, an neuen Fragestellungen anwendeten und an Kongressen und Jubiläumsfeiern die entsprechenden Ergebnisse zur Diskussion stellten.

Die „Entdeckung“ der Repräsentativität und der damit verbundenen Forschungstechniken, die rasante Genese und Verbreitung einer neuen Technik der Wissensproduktion, die bis heute in den Grundzügen erhalten geblieben ist, kurz: die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf das Phänomen der politischen Meinung, lässt zusätzlich vermuten, dass sich mit dem Auftauchen der neuen Technologie ein eigentlicher Umbruch im Feld des politischen Wissens ereignete, auch wenn zuvor schon vorwissenschaftliche Praktiken mit denselben Intentionen existiert hatten. Allein, die These, die Meinungsforschung sei eine Erfindung, die eine eigentliche Erneuerung des politischen Wissen evoziert habe, trägt implizit oder explizit die Vorstellung in sich, auf welche Weise sich das „Alte“ gestaltet habe, um so das Ausmaß des „Neuartigen“ selbst bezeichnen zu können.[89] Es fragt sich aber, ob Gallup und sein

[89] Vgl. zu dieser Überlegungen hinsichtlich des „Neuen“: Groys, 1992.

American Institute of Public Opinion die Wissenschaft der Statistik mit neuen Erkenntnissen beschert haben oder bloß bestehendes Wissen anwandten; ob Gallup in der Tat Innovationen hinsichtlich der vorhandenen sozialwissenschaftlichen Diskussion geleistet hat und damit, wie erhofft, die Vorhersagemöglichkeit menschlichen Verhaltens erweiterte oder nur Bestehendes sozialwissenschaftliches Wissen wirksam und marktgerecht aufbereitet hatte.[90]

Noch einmal anders stellt sich die Frage nach dem „Neuen“, wenn das Funktionieren der Öffentlichkeit in modernen Gesellschaften und das „Phänomen der politischen Meinung“ betrachtet wird: Vergegenständlichen die Zahlenreihen der Meinungsforschung eine gänzlich andere Form von Transparenz oder aber verwirren und verzerren sie das etablierte politische Spiel? Ist die Meinungsforschung auf eine bestehende Wissenslücke gestoßen, die sie mehr oder weniger hinreichend mittels Technologie zu füllen vermag oder aber beliefert sie die Öffentlichkeit mit Wissen, das als solches der etablierten Wahrnehmung vollständig fern liegt? In der Tat, so haben die einleitenden, historischen Ausführungen gezeigt, taucht die Meinungsforschung in einem Feld bereits bestehender Debatten und bereits vorhandenen Wissens auf und operiert dabei mühelos mit traditionellen Begriffen, welche die politischen Diskussionen beherrschen: die Meinungsforschung spricht von „Nation“, von „haves und have-nots“, von „republicans“ und „democrats“ und vornehmlich von *der* öffentlichen Meinung (*public opinion*). Wie verhält es sich aber mit dem, was diese allgemeinverständlichen Begriffe bezeichnen wollen, wenn sie nunmehr als Bestandteil einer bestimmten Technologie Geltung erlangen? Bleibt das Gemeinte identisch, weil die technische Innovation lediglich auf ihre adäquate Erfassung zielende statistische und sozialwissenschaftliche Technologie beinhaltet, oder aber werden, im Gegenteil, die Bedeutungsgehalte der Begriffe aufgrund ihres nunmehr technischen Kontextes nachhaltig verändert?

Diese Fragen, die das Auftauchen der „wissenschaftlichen“ Erfassung der politischen Meinungen aufwirft, finden keine schnelle Antwort, gerade weil die Meinungsforschung nicht in einer festgefügten Tradition einer normalwissenschaftlichen Praxis wie etwa die Physik oder Mathe-

90 Auf diesen Verdacht stellt sich ein, wenn Boris Groys Arbeit „Über das Neue“ (1992, S. 119ff.) konsultiert wird. Groys sieht das „Neue“ im kulturellen Bereich vornehmlich durch den Prozess der „Valorisierung“ und „Kommerzialisierung“ entstehen und verschwinden. Valorisierung würde sich im vorliegenden Falle auf den Wert der Prognostik und der zahlenmäßigen Fixierung einer Problematik beziehen, Kommerzialisierung auf die Beliebtheit und Möglichkeit des Erwerbs solcher Produkte. Indessen stellt sich die anfangs aufgeworfene Frage auch hier: weshalb verschwindet die Meinungsforschung nicht, sondern funktioniert, in Widersprüchen verfangen, immer weiter?

matik operiert, bei denen die Bezugsfelder von „Innovationen“ bereits genauestens festgelegt wären. Vielmehr bewegt die Meinungsforschung sich, so lässt sich mühelos ihrer Geschichte entnehmen, in einem Grenzbereich bereits bestehender sozialwissenschaftlicher und mathematischer Praktiken *und* notwendigerweise einer anderen Logik gehorchenden, öffentlichen Diskussion. Deshalb lassen sich die Problematiken, die mit dem Auftauchen der Meinungsforschung verbunden sind, die Frage nach dem allfällig „Neuen“ und dem damit verbundenen Bruch im Wissen über die Gesellschaft schwerlich angehen, wenn die Meinungsforschung von vornherein ein als in sich geschlossene wissenschaftliche Institution betrachtet wird, die frisch erwacht an die Öffentlichkeit tritt.

Die diskursiven Spannungen, welche die Meinungsforschung erzeugt, und die Widersprüche, die sich aus und in ihrem Wissen ergeben, lassen sich aber ebensowenig begreifen, wenn die Institution allein aufgrund ihrer notwendigerweise Kohärenz suggerierenden Binnensicht thematisiert wird. Im Gegenteil: Um das Phänomen der Meinungsforschung selbst zu verstehen, erweist es sich als notwendig, das, was als Meinungsforschung erscheint, in seinen einzelnen Bestandteilen getrennt zu betrachten und diese gesondert nach der Relation zu anderen Wissensbeständen zu untersuchen. Erst in einem zweiten Schritt lässt sich nunmehr fragen, inwiefern sich die einzelnen Bestandteile hin zu einer Institution der kontinuierlichen Vermessung der „politischen Meinung“ konsolidierten. Dieses anatomische Vorgehen bedarf allerdings zunächst einiger wissenschaftstheoretischer Klärungen des Status der Sozialwissenschaften selbst, um überhaupt bestimmen zu können, inwiefern es gelungen ist, die Erfassung der „öffentlichen Meinung“ als wissenschaftliche Disziplin zu etablieren: als „radikales Unterfangen“, das mit dem Auftauchen eines neuen Projekts der Sozialwissenschaften seinen Anfang genommen hat.

3.2. Die Kategorie des „Neuen“

Eine Anatomie der Erfindung der Meinungsforschung erfordert zunächst eine Auseinandersetzung mit jenen wissenschaftstheoretischen Ansätzen, die sich explizit mit der „Schaffung“ des „Neuen“, damit verbunden des „wissenschaftlichen Fortschritts und der Frage nach diskontinuierlichen oder kontinuierlichen Entwicklung des Wissens beschäftigen. Bereits Gaston Bachelard hatte die Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis in seiner 1938 erschienen Arbeit *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes* als eine Abfolge von „geistigen Revolutionen“

beschrieben.[91] Bestehende, anerkannte Wissensbestände, die eigentlich einen Grundstock für den Wissenszuwachs bilden müssten, hätten, so Bachelard, die Eigenschaft, zuweilen zu degenerieren, sich zu entwerten und auf diese Weise den Bestand der Erkenntnis wieder zu mindern: „Auch die abstrakte und scharfe Frage nutzt sich ab; die konkrete Antwort bleibt. Von da an kehrt sich die geistige Tätigkeit gegen sich und blockiert sich selbst“.[92] Diese Blockade wiederum verdichtet sich zu einer eigentlichen kritischen Situation, die eine wissenschaftliche Revolutionen wahrscheinlich werden lässt. Eigentliche „Wachstumskrisen“, aus den immanenten Bedingungen des wissenschaftlichen Diskurses entstehend, bringen damit unter Umständen eine „vollständige Umwälzung der Wissenssysteme mit sich“.[93]

Wogegen sich Bachelards Arbeiten richtet, kommt indes in einer späteren „Polemik“ gegen die Vertreter der Kontinuität wissenschaftlichen Fortschrittes zum Ausdruck.[94] Die Kontinuität der wissenschaftlichen Entwicklung sei bloß „unterstellt“, und zwar aufgrund einer Logik, die sich aus dem kontinuierlichen Berichten über die Wissenschaft selbst ergibt.[95] Dieses schafft ein Übergewicht an Ereignissen, die sich, ungeachtet ihrer eigentlichen Bedeutung, in eine imaginäre Tradition fügen, aber wiederum Besonderheiten von Details vergessen lassen. Zum Ausdruck kommt diese falsche Geschichtsschreibung beispielsweise in der Chemie, die sich gerne auf ihre Vorläufer, die Alchimie beruft, um an der eigentümlichen Magie von deren Praktiken teilzuhaben. „Moderne“ Chemiker, so das Beispiel, beliebten es, als Frontispiz ihrer Werke einen alchimistischen Schmelzofen darzustellen, um damit implizit auf eine „Wissenschaftstradition“ zu verweisen, aus der die Chemie hervorgewachsen sei. Doch die Alchimie stelle im Verhältnis zur modernen Chemie einen reinen Anachronismus dar - beide Wissenschaften seien letztlich aufgrund ihrer unterschiedlichen Grundlagen gar nicht vergleichbar.[96]

Wie kann aber eine solche kontinuierliche Entwicklung überhaupt vorgetäuscht werden, wenn die Entwicklung des Wissens doch diskontinuierlich verläuft, d.h. de facto zwischen zwei Wissensformen keine Anschlusspunkte bestehen? Ein wesentlicher Grund sollte sich für das Verständnis der Problematik der Meinungsforschung als sehr bedeutungsvoll erweisen: Solche Vortäuschungen der Kontinuität in der wissenschaftlichen Entwicklung ergeben sich, so Bachelard, über eine „Fal-

91 Bachelard, 1987, S. 49.
92 Bachelard, 1987, S. 47f.
93 Bachelard, 1987, S. 49.
94 Bachelard, 1980.
95 Bachelard, 1993, S. 208ff.
96 Bachelard, 1993, S. 214.

le der Sprache“ der Wissenschaft selbst.[97] In gewissem Sinne stellen wissenschaftliche Sprachen stets „Neosprachen“ dar. Die wissenschaftliche Kommunikation, insofern sie sich nie vollständig in allen Aspekten neu erschaffen kann, basiert immer auch auf einem Lexikon, das Aspekte der Alltagssprache oder der Sprache bereits bestehender Theorien enthält. Doch die bereits verwendeten Begriffe und Metaphern erhalten im neuen wissenschaftlichen Diskurs notwendigerweise auch neue, divergierende Bedeutungen.[98] Dieselbe Formulierung, dieselbe Metapher, in verschiedenen wissenschaftlichen Theorien verwendet, impliziert damit keineswegs sogleich Kontinuität, sondern ist zunächst als Versuch zu begreifen, schwierige Verständigung zu sichern. Doch gerade deshalb droht die Sprache sich als eine Falle zu erweisen: Sie erlaubt es, die verschiedensten Tatbestände mit denselben Begriffen auszudrücken und lässt damit unversehens Nicht-Identisches identisch erscheinen.

Wie Bachelard kritisiert auch Kuhn, und in mancher Hinsicht auf sehr ähnliche Weise und oft mit denselben Beispielen, vehement das falsche Kontinuitäten unterstellende „Anhäufungsmodell“ der Wissenschaftsgeschichtsschreibung.[99] Zwar besteht der Anschein, dass immer mehr Tatbestände und Methoden in immer mehr Lehrbüchern aufsummiert werden. Je genauer aber solche Beschreibungen von Anhäufungen wissenschaftlichen Wissens unternommen werden, desto mehr zeigen sich auch Untiefen in der Identifikation genauer Tatbestände: wann ist was von wem „entdeckt“, was ist wann genau in den wissenschaftlichen Kanon eingeführt worden? Einen falschen Eindruck der Anhäufung des Wissens vermitteln – und dies hatte ebenfalls schon Bachelard erkannt – vor allem Lehrbücher, die jene Bestandteile der Wissenschaftsgeschichte aufnehmen, die konsequent zum eigenen Ansatz - oder „Paradigma“ - führen, während andere, möglicherweise gleichwertige Wissensformen und Techniken ob ihrer Unpässlichkeit vergessen werden.[100] Es sind mit anderen Worten Unterrichtsmedien, populärwissenschaftliche Werke und oft auch „philosophische“ Arbeiten, die letztlich eine „Geschichtsschreibung“ etablieren, die über die Diskussion ausschließlich dauerhafter Ergebnisse eine (falsche) lineare

97 Bachelard, 1993, S. 215.

98 Damit sind bereits linguistische und diskurstheoretische Überlegungen in der Wissenschaftstheorie vorweggenommen, die in diese Arbeit einfließen. Jedes bedeutungstragende sprachliche Element in einem bestimmten Diskurs erhält seinen „Wert“ erst durch die Elemente jenes Diskurses, von denen es sich unterscheidet, und nicht von der diachronen Entwicklung des Elementes selbst.

99 Kuhn, 1996, 1981.

100 Vgl. Kuhn, 1996, S. 178.

Entwicklung zu suggerieren vermögen, die alle bruchartigen Entwicklungen ignorieren.[101]

Eine solche verfängliche Geschichtsschreibung funktioniert, nach Kuhn ebenso wie nach Bachelard, letztlich aufgrund der Notwendigkeit von Sprache und Verständigung: indem bestimmte zentrale Begriffe über die Zeit hinweg identisch gehalten werden, ungeachtet dessen, dass ihre Bedeutung sich unter Umständen grundlegend ändert: so bleiben die Begriffe „Raum“ und „Zeit“, die nach Einstein gänzlich anders aufgefaßt werden, stets erhalten, obwohl sie über die Zeit hinweg durchwegs andere Sachverhalte bezeichnet haben. Indes: Über diese scheinbare Identität der Sprache hinweg, bedeutet selbst auch die Vorstellung eines Bruchs, einer radikalen Diskontinuität oder einer Revolution notwendigerweise auch, dass das, was vor und nach der jeweiligen „Demarkationslinie“ als wissenschaftliche Praxis stattfindet, eine bestimmte Einheit umfaßt. Nur dadurch ist es möglich, bestimmte Begriffe umzudeuten und die scheinbar identischen Topoi als Bestandteil *einer* Tradition erscheinen zu lassen. So lassen bereits diese Überlegungen die Aufmerksamkeit auf die Verwendung der Begrifflichkeit des politischen Alltags der 30er Jahre durch die Meinungsforschung lenken. Kann die Technik mit alten Begriffen operieren und gleichzeitig eine neue Wissenschaft darstellen, ohne die Bedeutung der Begriffe zu verändern? Notwendigerweise stellt sich damit die Frage, wie diese Einheit der Wissenschaft, die überhaupt die Vorstellung eines Bruchs ermöglicht und den Eindruck eines Fortschritts generieren kann, sich fassen lässt.

3.3. Wissenschaft als Verdrängung

Die Tatsache, dass sowohl Bachelard wie Kuhn von Brüchen, von Revolutionen sprechen können, setzt die Bestimmung eines bestimmten diskursiven Rahmens voraus, innerhalb dessen sich die Diskontinuitäten überhaupt ereignen können. Evidenterweise ist die Identifikation solcher Voraussetzungen für die Diskussion des Entstehens der Meinungsforschung zentral. Das bloße Auftauchen und Verschwinden von Wissensfeldern und -techniken, die keinerlei Bezug zueinander haben, lässt sich nämlich alleine weder als Fortschritt noch als Diskontinuität bezeichnen. Diese stets konstruierte Kontinuität, wie sie in den Lehrbüchern und Jubiläumsschriften erscheint, verhüllt in der Sichtweise dieser Wissenschaftstheorie indes nur schwer eine unabdingbare Voraussetzung jeglicher „normalen Wissenschaft“: nämlich dass die Vielheit der

101 Kuhn, 1996, S. 147.

Diskurse über eine Problematik hin zu einer als legitim geltenden normalen Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes „diszipliniert" worden ist, um eben das Entstehen und den Fortbestand einer „disziplinären Matrix" zu sichern.[102] Oder mit anderen Worten: die Genese einer „normalen Wissenschaft" erfolgt notwendigerweise über Verdrängung des Nicht-Einheitlichen, des Nicht–Stimmigen im Prozess der Errichtung eines Monopols über die Auslegung eines Problems.[103] In einer vorparadigmatischen Phase der Wissenserstellung existiert eine Vielfalt koexistierender Sichtweisen. Beim Entstehen einer „reifen" Wissenschaft wird hingegen diese synchron existierende Pluralität in eine strikt diachronische Abfolge von Ordnungen transformiert. Die Unmöglichkeit, die Komplexität der realen Welt als solche zu erreichen, abzubilden,[104] sistiert aber die Frage nach den Möglichkeiten alternativer

---

102 Nicht zuletzt die damit verbundene Kritik an einem auf diese Weise ausufernden Bedeutungshorizont des Paradigmas hat Kuhn bewogen, in späteren Arbeiten den Begriff des „Paradigmas" durch das Konzept einer „disziplinären Matrix" zu ersetzen, obwohl der Paradigmenbegriff in der Wissenschaft dankbar aufgenommen worden ist und seine Verwendung beinahe „rituellen Charakter" angenommen hat, mit der Konsequenz allerdings, dass sich unzählige Lesarten der Kuhnschen Theorie etabliert haben wie Hoyningen-Huene bemerkt (1989, S. 8f.). Das Adjektiv „*disziplinär*" im Konzept der „disziplinären Matrix" verweist zunächst auf den Geltungsbereich dieser Matrix, nämlich die „wissenschaftlichen" Gemeinschaft, die „verhältnismäßig unproblematische fachliche Kommunikation" führt und „verhältnismäßig einhellige fachliche Urteile" teilt (Kuhn, 1997, S. 392). Der Begriff der *Matrix* hingegen soll die verschiedenen Instanzen bezeichnen, die bislang der Paradigmenbegriff nicht systematisch erfassen konnte und deren Aufgabe es ist, die Integration einer wissenschaftlichen Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Kuhn verweigert indessen eine präzisere Bestimmung und will sich auf die bedeutsamsten Elemente einer disziplinären Matrix beschränken: es sind dies die „symbolischen Verallgemeinerungen", „Modelle" und „Musterbeispiele", die eine wissenschaftliche Gemeinschaft teilt. Die *Modelle* liefern dabei Analogien und gar Ontologien, die helfen, die Welt zu begreifen. Es sind Übertragungen aus einem bestimmten Bedeutungsfeld auf ein anderes (der Stromkreis funktioniert wie ein hydrodynamisches System). Die Bedeutung der Analogien erinnert in gewissem Sinne auch an die Funktion sprachlicher Metaphern bei Bachelard (vgl. S. 56). *Ontologische Festlegungen* hingegen bezeichnen Definitionen, mit denen ein Begriff eindeutig bezeichnet wird (Wärme als kinetische Energie von Elementarteilchen). Das eigentliche Augenmerk richtet Kuhn indessen auf die „symbolischen Verallgemeinerungen" und die „Musterbeispiele". *Symbolische Verallgemeinerungen* erscheinen in der „symbolischen" Schrift der Wissenschaft ($E=mc^2$) aber auch als sprachliche Formen: „actio gleich reactio".

103 Kuhn, 1996, S. 31f.

104 Dieses gleichsam kantische Epistem liegt letztlich Kuhns – wie auch Bachelards – Ansatz zugrunde. Vgl. Hoyningen-Huene, 1989, S. 42f. Kuhn (1979) selbst geht ebenfalls auf Kant ein. In Abgrenzung zu einem empirischen Rationalismus, wie ihn Popper vertritt, und der davon ausgeht, dass die Welt an sich zwar noch unerreichbar sei, die Wissenschaft sich aber hinsichtlich ihrer Erfassung immer weiter verbessere, begreift er seine eigene Perspektive als eine bestimmte Form des Kantianismus selbst, wie er in Anschluss an Boyds (1979) Ausführungen zu Theorienwechsel ausführt: „Boyd's world [der an dieser Stelle des

Deutungen bloß: Gleichsam als „Wiederkehr des Verdrängten“ taucht der Überschuss der Welt, der sich nie restlos über die symbolische Ordnung der Disziplin erfassen lässt, zunächst als Anomalien und dann in Form von Krisen und wissenschaftlichen Revolutionen wieder auf.

So stellt sich denn folglich zunächst die Frage, entgegen dem, was in den Lehrbüchern und Monographien erscheint,[105] ob die Meinungsforschung hinsichtlich der Monopolisierung in der Auslegung eines Problems überhaupt den Status einer „normalen Wissenschaft“ hat erreichen können. Auch wenn nämlich, wie noch zu zeigen ist, das Entstehen der Meinungsforschung, von der Entdeckung der „Repräsentativität“ bis hin zur neuen Erkenntnis der „Messbarkeit“ von „Meinungen“ an die Genese einer neuen wissenschaftlichen Disziplin erinnert (dies trifft im übrigen, wie zu zeigen ist, durchaus das Selbstverständnis der Forschenden), besteht das Problem nach wie vor, ob die Technologie der Meinungsforschung überhaupt anhand der Kriterien der Wissenschaft, die sich gemeinhin am Modell der Naturwissenschaften orientiert, sinnvollerweise diskutiert werden kann. Bachelard wie Kuhn zeigen den Gehalt ihrer Thesen bekanntlich anhand der Entwicklung der Naturwissenschaften (vornehmlich der Physik und der Chemie), die sich offensichtlich nicht mit gesellschaftlichen Realitäten, sondern mit der breiteren, nicht-menschlichen Natur beschäftigen.[106]

Doch Kuhn hat sich durchaus mit den Sozialwissenschaften auseinandergesetzt. Mehr noch: in seiner Diskussion des Status der Sozialwissenschaften liegt gar ein erster Schlüssel zum Verständnis der Problematik der Meinungsforschung selbst, weshalb im folgenden Kuhns diesbezügliche Ausführungen genauer referiert werden müssen. So hat die Beschäftigung mit sozialwissenschaftlichen Debatten Kuhn nicht zuletzt zur Einführung des Paradigmenbegriffs motiviert.[107] Bemerkenswert ist auch, wie oft Thomas Kuhn auf die Sozialwissenschaften

---

Positivismus bezichtigt wird] with its joints seems to me, like Kant's 'things in themselves,' in principle unknowable. The view toward which I grope would also be Kantian but without 'things in themselves' and with categories of the mind which could change with time and the accommodation of language and experience produced“ (1979, S. 418f.). Die Welt an sich wird also vornehmlich über das, was sehr allgemein als Erfahrung bezeichnet wird, wahrnehmbar, „erscheint“ aber erst in Verbindung mit der Sprache. Die daraus folgende, als rhetorische Frage formulierte Erkenntnis, lautet entsprechend: „Is what we refer to as 'the world' perhaps a product of mutual accommodation between experience and language?“ (S. 418).

105 Der Anspruch auf die Monopolstellung in der Erfassung der „öffentlichen Meinung“ wurde umfassend von Blondiaux (1998) dargestellt.

106 Gerade dies lässt Lazarsfeld (1965, S. 37ff.) beklagen, dass die Wissenschaftstheoretiker sich „unfair“ gegenüber der empirischen Sozialforschung verhielten und diese schlicht „stiefmütterlich“ behandelten.

107 Kuhn, 1996, S. 9.

referiert,[108] weswegen Hoyningen-Huene daraus schließt, dieser habe die „systematischen Sozialwissenschaften" in seinen Untersuchungsgegenstand mit eingeschlossen.[109] Das Aufsehen, welches das Erscheinen des Buchs „die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen" erregte, hat des weiteren eine Vielzahl von Arbeiten angeregt, den entsprechenden Ansatz auch auf die Sozialwissenschaften anwenden wollten. In einer Untersuchung, welche die Anwendung der Kuhnschen Theorie auf die Sozialwissenschaften thematisiert,[110] kommen Eckbert und Hill zu der Beurteilung, dass die Anwendung der Paradigmentheorie auf die Sozialwissenschaften zu wünschen übrig lässt, was vornehmlich auf eine ungenaue Lektüre zu schließen sei, die das Paradigmenkonzept beliebig interpretieren ließe.[111] Das Ergebnis ist, dass in den Sozialwissenschaften, wenn überhaupt, die unterschiedlichsten Paradigmata identifiziert werden.[112] Während die einen Untersuchungen in den Sozialwissenschaften lediglich ein einzelnes Paradigma entdecken, nämlich das varianzanalytische Modell,[113] erkennen andere in den Sozialwissenschaften bis zu acht Paradigmata,[114] die unter anderem Mikrosoziologie, Freudianismus, Funktionalismus und Ethnomethodologie umfassen.[115] Im Gegensatz zu Hoyningen-Huene glauben aber Eckbert und Hill letztlich,[116] dass Kuhn nicht intendiert habe, den Paradigmen-Begriff auf die Sozialwissenschaften anzuwenden.[117]

---

108 In der 1962 erstmals veröffentlichten *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1996) geht Kuhn an den verschiedensten Stellen auf die Sozialwissenschaften ein, so auf den Seiten 30, 35, 51, 171, 175 und 176.

109 Hoyningen-Huene, 1989, S. 16.

110 Eckberg und Hill, 1979. In letzter Zeit scheint es um diese Diskussion still geworden zu sein. Die letzte größere Arbeit, so weit absehbar, stammt von Barnes, 1982. Ansonsten, wie schon Hoyningen-Huene (1989, S. 7f., 133f.) in seiner Untersuchung bemerkte, gilt alles und sehr vieles schnell als Paradigma, allerdings mit wenig Bezug auf Kuhn.

111 Wie gesehen, ist dies allerdings nicht nur auf die Lektüre selbst zurückzuführen. Kuhn selbst schreibt über den nachhaltigen Rückhall seines Buches: „Ein Teil seines Erfolges, so muss ich mir mit Bedauern sage, rührt daher, dass fast jeder alles herauslesen kann, was er will" (1997, S. 389). Er schreibt sich dies zu einem schönen Teil selbst zu, gerade weil sich der Paradigmenbegriff so breit interpretieren lässt.

112 Eckbert und Hill, 1979, S. 925.

113 Carroll, 1972.

114 Effrat, 1972. In diesem Zusammenhang sind aber die Ausführungen Wolfgang Bonß' von Interesse, der das Entstehen der Statistik als Sozialwissenschaft selbst als „paradigmatischen Durchbruch" begreift (1982, S. 77ff. und S. 98ff.).

115 Eckbert und Hill, 1979, S. 930.

116 Hoyningen-Huene 1989, S. 16 und Eckbert und Hill (1979, S. 929).

117 Die Ambivalenz, die sich bei der Frage der Übertragung des Paradigmenbegriffs auf die Sozialwissenschaften einstellt, zeigt sich auch bei Habermas (1988, S. 162, S. 201). Einerseits glaubt Habermas, dass sich der Kuhnschen Paradigma-Begriff nicht auf die Sozialwissenschaften übertragen lässt (1988, Fußnote 182 auf S. 162). In derselben Arbeit wendet der Autor den Paradigmenbegriff

In der Tat zeigt sich die Auseinandersetzung mit den Sozialwissenschaften in der „Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen“ als ambivalent. Auffällig ist, an welchen Stellen Kuhn die Sozialwissenschaften in die Diskussion einbezieht: nämlich einerseits in der ersten Hälfte des Buches,[118] welche die Genese der „normalen Wissenschaft“ beschreibt und andererseits im Schlussteil, der nochmals reflektiert, weshalb die Naturwissenschaften, im Gegensatz zu anderen Wissenschaften, von „Fortschritt“ sprechen können.[119] In der Diskussion über Paradigmenbildung schreibt Kuhn selbst, dass die Frage offen bleibe, welche „Teilgebiete der Sozialwissenschaft“ überhaupt schon Paradigmata gebildet hätten.[120] Ironisches Indiz hierfür ist nichts weniger, als dass die Sozialwissenschaften sich nach wie vor noch befleißen, ganze Bücher zu schreiben anstatt Artikel zu verfassen. In jenem Stadium der Wissenschaft, „wo immer noch am Buch als Träger der Forschungskommunikation“ festgehalten wird, sind nämlich die „Grenzlinien der Professionalisierung noch so schwach gezogen, dass auch der Laie hoffen darf, den Fortschritt durch das Lesen der Originalberichte der Fachleute verfolgen zu können“. Der Übergang zu einer „reifen Wissenschaft“ ist damit mit einem Verabschieden solcher breiter Kommunikation verbunden: die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, schreiben nunmehr Artikel, die sich an seines- oder ihresgleichen richten.[121] Die Sozialwissenschaften lokalisiert Kuhn exakt in jener Übergangsphase, bei der sich die Wissenschaft treibenden Individuen nicht mehr recht entscheiden können, ob sie nun Artikel oder Bücher schreiben sollen. Folgerichtig erscheinen beispielsweise in der Arbeit über die „Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen“ die Sozialwissenschaften bei der Diskussion um das Funktionieren der „normalen“ Wissenschaften, ihrer inhärenten Dynamik der Krisen und des Paradigmawechsels, nicht mehr, da sie dieses Stadium der „Reife“ gar nicht zu erreichen vermögen.[122] Wes-

jedoch dennoch auf sozialwissenschaftliche Theoriebildung an (ohne dass klar wird, inwiefern sich der angewendete Paradigmenbegriff mit demjenigen Kuhns deckt). Als Beispiel: „Die Originalität der großen Gesellschaftstheoretiker wie Marx, Weber, Durkheim und Mead besteht, wie in den Fällen Freud und Piaget, darin, dass sie Paradigmata eingeführt haben, die in gewisser Weise heute noch gleichberechtigt konkurrieren.“ (1988, S. 201).

118 Kuhn, 1996, S.30, S. 35, S. 51.

119 Kuhn, 1996, S. 171, S. 175, S. 176.

120 Kuhn, 1996, S. 30.

121 Kuhn, 1996, S. 35.

122 Erst bei der abschließenden Diskussion, die der Frage nachgeht, weshalb die Naturwissenschaften trotz aller Problematik einen wissenschaftlichen „Fortschritt“ suggerieren können (der auch eine der verschwundenen radikalen Diskontinuitäten ist), nimmt Kuhn die Diskussion um die Sozialwissenschaften wieder auf: "In sehr hohem Grad wird der Ausdruck 'Wissenschaft' den Gebieten vorbehalten, die in offensichtlicher Weise Fortschritte machen. Nirgendwo wird das deutlicher als in den immer wieder auftauchenden Diskussionen dar-

halb? Die Antwort auf diese Frage führt geradewegs in einen zentralen Bereich der Kuhnschen Wissenschaftstheorie.

Die Definition des Wissenschaftlichen ergibt sich daraus, dass der Diskurs über bestimmte wissensschaffende Praxis so geschlossen und selbstbezüglich wird, dass sich eine bestimmte Tradition erzählen lässt, die unterschiedliche historische Positionen gleichzeitig einzuverleiben und zu vergessen vermag. Denn erst die Schließung des Diskurses in den Naturwissenschaften hat es ermöglicht, dass konkurrierende Schulen meistens fehlen, wodurch es leichter wird, „den Fortschritt einer normal-wissenschaftlichen Gemeinschaft zu erkennen als in anderen Gruppen".[123] Wenn es indes gelungen ist, eine normalwissenschaftliche, paradigmengeleitete disziplinäre Matrix zu etablieren, dann bedeutet dies nichts anderes, als dass „wissenschaftliche Gemeinschaft erst einmal von dem Zwang befreit [ist], ihre Gruppenprinzipien fortgesetzt zu überprüfen, die Mitglieder dieser Gemeinschaft sich ausschließlich auf die subtilsten und esoterischsten der sie beschäftigenden Phänomene konzentrieren können".[124] Dies hat zur Folge, dass „die Absonderung der wissenschaftlichen Gesellschaft es dem einzelnen Wissenschaftler erlaubt, seine Aufmerksamkeit auf Probleme zu konzentrieren, von denen er begründet annehmen darf, dass er sie lösen kann".[125] Doch diese Probleme treten nun nicht einfach von außen an die Matrix heran, sondern werden gleichsam innerhalb ihrer Logik selbst bestimmt. Die initiierenden Beispiele geben damit letztlich nicht nur eine Matrix von symbolischen Verallgemeinerungen und Modellen zur Untersuchung vor, sondern definieren selbst auch die Probleme, die innerhalb des Paradigmas sich überhaupt als lösbar erweisen können. Mit anderen Worten: „Die Existenz des Paradigmas stellt das zu lösende Problem".[126] Kuhn gebraucht hier das Bild des „Puzzle solving", das nur unzureichend mit „Lösen von Rätseln", wie in der deutschen Ausgabe, übersetzt ist. In einem Puzzle ist das Bild, das mittels des geschickten Ineinanderfügens der Puzzle-Teile erstellt werden soll, schon bekannt. Das „Rätsel" ergibt sich über den Lösungsweg selbst, denn „obwohl der Ausgang oft in so vielen Einzelheiten vorhergesagt werden kann, dass das, was zu erfahren übrigbleibt, an sich uninteressant wird, ist doch der Weg zu diesem Ausgang sehr zweifelhaft".[127]

über, ob die eine oder andere der derzeitigen Sozialwissenschaften wirklich eine Wissenschaft sei. Diese Diskussion haben in den Vorparadigma-Perioden jener Fachgebiete Parallelen, die heute ohne Zögern als Wissenschaft bezeichnet werden." (1996, S. 171).

123 Kuhn, 1996, S. 175.
124 Kuhn, 1996, S. 175.
125 Kuhn, 1996, S. 175.
126 Kuhn, 1996, S. 41.
127 Kuhn, 1996, S. 50.

Inwiefern nun aber die Probleme, die Lösungen und die legitimen Lösungswege innerhalb der Matrix definiert werden oder nicht, darin ergibt sich nun ein gewaltiger Unterschied zwischen Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften. Denn es würde Kuhns Auffassung einer paradigmatisch strukturierten Welt der Wissenschaften und der letztlich unerreichbaren Natur, die sie untersuchen, eindeutig widersprechen, wenn die Tatsache, dass sich die „Teilgebiete der Sozialwissenschaften“ schwer tun, sich zu einem Paradigma durchzuringen, auf den Untersuchungsgegenstand, die untersuchte gesellschaftliche „Natur“ selbst zurückgeführt werden müsste; das Verhältnis zur „Welt an sich“ zeigt sich in den Sozialwissenschaften nicht anderes als in den Naturwissenschaften. Aber gerade diese Tatsache, dass die Probleme, Rätsel und Objekte in einer reifen Wissenschaft innerhalb der disziplinären Matrix bestimmt werden, führt zu jenen spezifischen Problemen der Sozialwissenschaften, die dazu führen, dass diese „Normalität“ *nicht* erreicht werden kann. Denn das Publikum der Sozialwissenschaften beschränkt sich nie nur auf die wissenschaftliche Gemeinde: es ist paradoxerweise immer auch die Gesellschaft selbst, die Forderungen stellt, relevante Forschungsgegenstände definiert und die Analysen kritisierend rezipiert. Mit anderen Worten: die Gegenstände und Rätsel der Sozialwissenschaften sind zumeist fremdbestimmt; mehr noch: „gesellschaftliche,“ also nicht bloß wissenschaftliche Probleme zu thematisieren, gehört geradezu zu dem Rechtfertigungsgrund der Sozialwissenschaften. Die Sozialwissenschaften neigen deshalb „oft dazu (…) die Wahl eines Forschungsgegenstandes - zum Beispiel die Auswirkungen der Rassendiskriminierung oder die Ursachen der Konjunkturzyklen - hauptsächlich mit dem Argument der sozialen Bedeutung einer erzielten Lösung zu rechtfertigen.“[128] Demgegenüber ist der „normale“ Wissenschaftler weder dazu angetan noch dem Zwang ausgesetzt, Probleme zu wählen, die von außen definiert werden, sondern kann sich schlicht jenen Rätseln widmen, welche die jeweiligen Paradigmata vorgeben. Den Sozialwissenschaften entgeht damit nichts weniger als diese die Wissenschaft entlastende Funktion des Paradigmas, die darin besteht, „wissenschaftliche Gemeinschaft“ von dem „Zwang“ zu befreien, „ihre Grundprinzipien“ fortgesetzt zu überprüfen“,[129] um sich dann auf die „subtilsten“ und „esoterischsten Probleme“ zu konzentrieren und vor einem kleinen Publikum, das ausschließlich aus den Fachkollegen- und Kolleginnen besteht, zu referieren.[130]

128 Kuhn, 1996, S. 175.
129 Kuhn, 1996, S. 174.
130 Kuhn, 1996, S. 174.

Der Misere nicht genug: die damit verbundene Unmöglichkeit, den Status einer reifen Wissenschaft zu erlangen, bei denen Paradigmata sich in diachroner Ordnung ablösen, bedeutet auch, dass die Sozialisation der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen anders verläuft: die Studierenden der Sozialwissenschaften erwerben ihr Wissen kaum alleine durch anerkannte Lehrbücher, sondern idealerweise auch über das Studium der Originaltexte (der sogenannten „Klassiker") aus der Geschichte des Fachs, die nicht bereits ausgehend von der Ordnung einer bestehenden disziplinären Matrix in ihrer Bedeutung aufgearbeitet sind, sondern eigentlich interpretiert werden müssen. Die triste Folgen davon ist, dass ein Student oder eine Studentin der Sozialwissenschaften (wie auch der Geschichte und der Philosophie) „ständig mit der immensen Vielfalt von Problemen vertraut gemacht wird, welche die Mitglieder seiner zukünftigen Gruppe im Laufe der Zeit zu lösen versucht haben."[131] Permanent sind eine Vielzahl von Lösungen zu denselben Problematiken gegenwärtig, die individuell bewertet werden müssen. Demgegenüber sind die Mitglieder der naturwissenschaftlichen Disziplinen von solchen potentiell anomischen Situation befreit, mit dem Preis allerdings, in der autoritären symbolischen Ordnung einer disziplinären Matrix ihre wissenschaftliche Arbeit zu leisten.[132]

Die Erklärung, weshalb die Sozialwissenschaften sich nicht zu einer reifen Wissenschaft entwickelt haben, ergibt sich nach Kuhn folglich vornehmlich über die soziale Organisation der Wissenschaft selbst (und möglicherweise ihrer Geschichte), und hat nicht wissenschaftstheoretische Gründe oder zeigt sich als mit dem Gegenstand der Wissenschaft selbst verknüpft. Kennzeichnend hierfür ist die Situation der Ökonomie, die eigentlich ebenso von derselben, oben geschilderten Misere betroffen sein müsste wie die Sozialwissenschaften, aber dennoch eine strengere Disziplin darzustellen scheint.[133] Möglicherweise sei es bezeichnend, „dass die Ökonomie weniger als die Vertreter der Sozialwissenschaften über die Frage debattieren, ob ihre Disziplin eine Wissenschaft sei." Kommt dies nun daher, „dass die Ökonomen wissen, was

131 Kuhn, 1996, S. 176.

132 Kuhn scheut sich hier nicht, den Vergleich mit Orwells „Big Brother" anzubringen, um die normalwissenschaftliche Tätigkeit zu beschreiben, die das Negieren einer Vielheit von Deutungen über die normalwissenschaftliche Praxis zur Folge hat, die Revolutionen unter die eigene Geschichte subsumiert: "Ohne Zweifel werden diese Bemerkungen den Eindruck erwecken, als sei das Mitglied einer reifen wissenschaftlichen Gemeinschaft, wie die Hauptfigur in Orwells '1984', das Opfer einer von den derzeitigen Machthabern neu geschriebenen Geschichte. Und dieser Eindruck ist keineswegs unangemessen" (1996, S. 178).

133 Ein Blick hinter diesen Schein leistet Bombachs (1987) Analyse von „Prognosen und Fehlprognosen in der Ökonomie".

Wissenschaft ist? Oder vielmehr daher, dass sie sich über die Ökonomie einig sind?“[134]

Die Frage, die sich aus dieser Beobachtung ergibt, nämlich weshalb in der Ökonomie weniger über den eigenen Status debattiert wird als in den Sozialwissenschaften, harrt indessen einer eindeutigen Beantwortung. Aus den obigen Gründen der externen Vorgabe von Problemen und Kritiken ergibt sie sich jedenfalls nicht. So lässt denn Kuhn das Problem, inwiefern sich das Konzept der disziplinären Matrix und ihrer Dynamik auf die Sozialwissenschaften anwenden lässt, merkwürdig in der Schwebe: einerseits bezeichnet Kuhn die Gründe deutlich, weshalb die Sozialwissenschaften keinen paradigmatischen Status erlangen können; andererseits aber verbietet sich die Anwendung wissenschaftstheoretischer Kriterien zur Beschreibung des Funktionierens der Sozialwissenschaften keineswegs generell. Es fragt sich allerdings, ob ein Konzept wie dasjenige der Kuhnschen „disziplinären Matrix“ auf die Sozialwissenschaften als solche anzuwenden ist oder aber nur auf bestimmte Forschungsbereiche, wie dies Eckberg und Hill fordern.[135]

In der Tat spricht Kuhn selbst immer von den Sozialwissenschaften im Plural. Hierin zeigt sich ein bemerkenswerter Gegensatz zur konkurrierenden Sichtweise des „Kritischen Rationalismus“: Popper will die Sozialwissenschaften bekanntlich durchaus als Gesamtes begreifen, das sich in seiner Struktur nicht wesentlich von den Naturwissenschaften unterscheidet. Die Sozialwissenschaften sind wie jene Bestandteil wissenschaftlicher Forschung insgesamt, die unter dem Primat der Logik und der Falsifizierbarkeit zu stehen habe, wie Popper in seinem Aufsatz zur „Logik der Sozialwissenschaften“ ausführt. Die Sozialwissenschaften erscheinen, gerade im Gegensatz zu Kuhn, der keine allgemeingültige Regeln erkennen will, als Ausformung des wissenschaftlichen Forschens schlechthin. Ihr Wissen unterliegt in dieser Hinsicht dem Kriterium des Provisorischen, der jederzeit möglichen Falsifizierbarkeit, und rechtfertigt sich durch die Logik der Ableitung und Überprüfbarkeit. Beim Befolgen dieser Logik der Forschung, die den Sozialwissenschaften ebenfalls offensteht, erkennt Popper auch die Möglichkeit für einen wissenschaftlichen Fortschritt, der das provisorische Wissen immer näher an die Tatsachenwelt heranführt.[136]

---

134 Kuhn, 1996, S. 173.

135 Eckberg und Hill, 1979, S. 935.

136 Popper, 1962, S. 242, S. 248. Begründet ist dies letztendlich über eine evolutionäre Theorie der Erkenntnis (vgl. Popper, 1984). Nichts weniger als die Falsifizierbarkeit als notwendiges Instrument des wissenschaftlichen Fortschritts wird von Kuhn bekanntlich bestritten: „Was veranlasst“, so fragt er in der „Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen“ „eine Gruppe, eine Tradition normaler Forschung zugunsten einer anderen aufzugeben“? Gerade nicht die Falsifikati-

Auch Pierre Bourdieu glaubt, dass den Sozialwissenschaften als solche bislang dieser Autonomisierungsprozess verwehrt geblieben ist, die ein solches „normalwissenschaftliches" Funktionieren erlauben würde. Bezeichnenderweise gerade in einem Text über die Meinungsforschung als „Wissenschaft ohne Wissenschaftler" beklagt Pierre Bourdieu, dass die Sozialwissenschaften als solche sich nicht haben festigen können wie die Naturwissenschaften (und die Künste)[137] und damit immer noch externen Problemvorgaben und Rechtfertigungsdruck unterstehen:

> „Worum es ersichtlich geht [gemeint ist der problematische wissenschaftliche Status der Sozialwissenschaften], das ist die Existenz einer Wissenschaft von der sozialen Welt, die in der Lage ist, ihre Autonomie gegenüber allen Machtinstanzen zu behaupten: Wie die Geschichte der visuellen Künste zeigt, mussten die Künstler jahrhundertelang kämpfen, um sich von der Auftragsarbeit zu befreien und ihre eigenen Intentionen durchzusetzen – jene, die sich in der Konkurrenz innerhalb der Welt der Künstler definierten, und zwar in Hinblick auf die Malweise, die Ausführungen, die Form, kurz alles, was im eigentlichen Sinne vom Künstler abhängt, dann auch in bezug auf die Wahl des Gegenstandes selbst. Gleiches gilt für die Wissenschaftler, die sich mit der Physik oder Biologie beschäftigen. Die Eroberung der Autonomie ist evidenterweise schwieriger, also auch langsamer, im Falle der Wissenschaft von der sozialen Welt, die jedes ihrer

on, lautet die Antwort (1996, S. 155, S. 157.) Denn nicht nur sind alle Theorien falsifizierbar, da sie nie ganz die Natur an sich zu erfassen vermögen, sondern sie werden in der Tat permanent falsifiziert. „Gerade die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der jeweiligen Übereinstimmung von Daten und Theorien definiert so viele der Rätsel, welche die normale Wissenschaft charakterisieren. Wenn jede einzelne Nichtübereinstimmung ein Grund für die Ablehnung einer Theorie wäre, müssten alle Theorien allezeit abgelehnt werden" (1996, S. 157). Die normale Wissenschaft, so ergibt sich daraus, überprüft nicht das Paradigma, sondern forscht paradigmengeleitet. (1996, S. 155). Deshalb sind „veraltete Theorien (…) nicht prinzipiell unwissenschaftlich, nur weil sie ausrangiert wurde." (1996, S. 17). Die Konsequenz daraus ist eine Kritik an Poppers Glauben an den wissenschaftlichen Fortschritt als eine Annäherung an die Tatsachenwirklichkeit: Kuhn negiert radikal „... dass eine gewisse Art Fortschritt zwangsläufig das wissenschaftliche Unternehmen charakterisieren wird, solange ein solches Unternehmen existiert." (S. 181). Und: „Um es genauer zu sagen: wir müssen vielleicht die – ausdrückliche oder unausdrückliche – Vorstellung aufgeben, dass der Wechsel der Paradigmata die Wissenschaftler und die von ihnen Lernenden näher und näher an die Wahrheit heranführt" (S. 181). Der eigentümliche Schluss daraus lautet, dass die Existenz von Anomalien und dennoch fortschreitender Forschung geradezu die Lackmusprobe der Normalität einer Wissenschaft darstellt, der gelungenen Schließung eines Diskurs hin zu einer disziplinären Matrix.

137 Vgl. Bourdieu, 1991d.

> Probleme den Pressionen der Nachfrage und den Verführungen der Auftragsarbeit abringen muss.“[138]

Was hier Bourdieu am Beispiel der Malerei anhand der „autonomen Entscheidung“ über „Ausführung“, „Form“ und „Malweise“ als Eroberung der Autonomie darstellt, steht, so lässt sich unschwer zu erkennen, letztlich für die normalwissenschaftliche Praxis einer „reifen“ Wissenschaft, die alleine der Logik der disziplinären Matrix folgen kann und nicht von außen definierten Untersuchungsgegenständen verpflichtet ist.[139] Eigentümlich ist nun aber, dass Bourdieu gerade behauptet, die Attraktivität der Meinungsforschung bestehe darin, dass sie einem „landläufigen“ (aber natürlich als inadäquat und naiv betrachteten) „Bild“ der Wissenschaft gehorcht, die das zu suggerieren vermag, was Kuhn als „reine Beobachtungssprache“ beschrieben hat, ihre eigene Magie gerade dadurch schaffend, indem sie das erreicht haben will, was so schwierig durchzusetzen ist: die Autonomie der Methode und des Gegenstandes.[140] Neutral, ohne Beeinflussung durch Theorie und Hypothese soll die diskursive Wirklichkeit der Nation, nach Massgabe der Meinungsforschung selbst, abgebildet werden – ein in der Öffentlichkeit gut verkäufliches Selbstbild aber nichtsdestoweniger illusionär.

Helfen diese Ausführungen, die anfangs aufgeworfene Frage nach dem Status der Meinungsforschung zu beantworten? Die Differenzierung zwischen angeblicher Scheinwissenschaft der Meinungsforschung und reiner Sozialwissenschaft, so zeigt sich bereits jetzt, dürfte schwer sein – alleine dadurch, dass die Frage nach der „Wissenschaftlichkeit“ der Sozialwissenschaften selbst nicht einfach zu beantworten ist. Doch die Meinungsforschung und die Sozialwissenschaften sind engstens miteinander verbunden, solange jedenfalls, als jede quantitative sozialwissenschaftliche Untersuchung, sofern sie auf Fragebogen und statistischer Stichprobentechnik beruht, letztlich auch in der „Tradition“ jenes Instrumentariums steht, dem Gallup zum öffentlichen Durchbruch verholfen hat.[141] Allein, was diese Ausführungen intendierten, war zu-

---

138 Bourdieu, 1992, S. 209. Der Artikel war ursprünglich als Vorwort für eine Präsentation von Ergebnissen des größten französischen Meinungsforschungsinstituts (SOFRES) geplant, erschien aber 1985 in der Zeitschrift *Pouvoirs*. Diese Ausgabe enthält gegenüber jener, die 1987 in einem Sammelband (*Choses dites)* erschien (deutsche Übersetzung: „Rede und Antwort“, 1992) einen Vorschlag zur Gründung einer Datenbank von Untersuchungen über Meinungsforschung, um die "Verwissenschaftlichung“ des Feldes zu beschleunigen (1985, S. 138). Ähnlich argumentiert Bourdieu auch in seiner Rede vom „Vom Gebrauch der Wissenschaft“ (1998, S. 19f.).

139 Bourdieu geht selbst nicht auf Kuhn ein, kennt aber dessen Arbeit (1991a, S. 271), wie er in einem Interview bestätigt.

140 Bourdieu, 1992, S. 208.

141 Vgl. Schneller, 1997, S. 5.

nächst, aufgrund wissenschaftstheoretischer Kategorien wie diejenige des „epistemologischen Bruchs“ oder der „disziplinären Matrix“ die Aufmerksamkeit auf bestimmte Instanzen und Problematiken jenes institutionellen Zusammenhangs zu lenken, der unversehens mit dem Anspruch auftritt, wissenschaftliches Wissen zu produzieren. Mit anderen Worten, es soll zunächst nichts weniger als die Meinungsforschung an ihren eigenen Ansprüchen gemessen werden. Anschließend bleibt zu fragen, ob das Feld der Auseinandersetzungen und Paradoxien, welches das Auftauchen der Meinungsforschung alsbald erzeugen wird und das mit ihrem widersprüchlichen Status als Wissenschaft eng einher geht, sich mit der Frage der problematischen „Wissenschaftlichkeit“ der Meinungsforschung fassen lässt oder ob hier noch weitere Fragen aufgeworfen werden, die einer zusätzlichen Diskussion bedürfen.

4. Das Begehren nach „normaler Wissenschaft“

4.1. Die Konsolidierung der disziplinären Matrix

Die „Anatomie“ der Erfindung der Meinungsforschung bedarf zunächst einer Identifikation jener Elemente, die allenfalls die Genese einer „normalen“ Wissenschaften anzeigen. Hierfür kommt, bei der Kuhnschen Wissenschaftstheorie auch nach der Revision des Paradigmenbegriffs, dem „paradigmatischen Beispiel“ (oder „Musterbeispiel“ oder „Standardbeispiel“) zentrale Bedeutung zu. Auf bestimmte Probleme schlägt es *konkrete* Lösungen vor und schließt dabei Theorie, Anwendung und Hilfsmittel zu einer spezifischen Einheit zusammen.[142] Der „Erwerb eines Bestandes an Musterbeispielen“ ist – neben den symbolischen Verallgemeinerungen – ein „kognitiver Hauptbestandteil“ jeder disziplinären Matrix.[143] Aus den Musterbeispielen wachsen letztlich die festgefügten Traditionen der wissenschaftlichen Forschung hervor, und über sie wird das Wissen der Wissenschaft weitergereicht. Der entscheidende Punkt an einem solchen Musterbeispiel ist, dass es nicht „völlig auf logisch letzte Bestandteile reduzierbar ist“. Wäre dies möglich, könnten jene an der Stelle der Musterbeispiele fungieren, doch deren Stellenwert ist in einer disziplinären Matrix gegeben.[144]

Gallups Durchbruch im Spiel der Wahlvorhersagen des Jahres 1936, so ist schnell ersichtlich, bietet sich als solches paradigmatisches Beispiel

---

142 Kuhn, 1996, S. 25.

143 Kuhn betont die hervorragende Bedeutung von Musterbeispielen, die auch nachdem das Konzept der disziplinären Matrix eingeführt ist, letztlich den einzigen exakten Begriffsinhalt von Paradigma bezeichnen (1997, Fussnote 16, S. 419).

144 Von daher auch müsste die Suche nach Paradigmata in den Sozialwissenschaften weniger von theoretischen Differenzen ausgehen als von konkreten leitenden Forschungsbeispielen, was offenbar, folgen wir Eckberg und Hill (1979), kaum der Fall ist. Nicht umsonst aber beginnen Bourdieu, Chamboredon und Passeron (1991) ihre Einführung der Soziologie, – hierin sich auf die Tradition Comtes berufend, der Methode nicht getrennt von der Forschung wissen will – mit dem Postulat der Forschungspraxis, der Vorrang vor der Prophetie der Theorie und des Priestertums der Methoden zukommt (S. 1f.). Ist damit nicht ebenfalls die Erfahrung der empirisch arbeitenden Soziologen angesprochen, dass die konkreten Beispiele der Forschung nicht restlos in theoretischen und methodischen Überlegungen aufgehen?

sogleich an. In der Rückschau anlässlich des 50jährigen Bestehens der *Public Opinion Quarterly*, jenes vornehmliche Organ, das im Umfeld der sich neu bildenden Wissenschaft der Meinungsforschung entstanden ist, wird denn stark mit dem Paradigmenbegriff gearbeitet, um das Entstehen der Erforschung der „öffentlichen Meinung“ im breiteren Sinne im Zusammenhang mit einem von ihm so bezeichneten Paradigma der „Massengesellschaft“ zu sehen.[145] Gerade die oft erwähnte Tatsache, dass die verschiedensten Techniken nicht Gallups Erfindungen waren, sondern kontinuierlich entwickelt und verbessert wurden, bevor Gallup sie anwandte, wobei alsbald dennoch Gallups Pionierrolle hervorgehoben wird,[146] verweist auf wesentliche Eigenschaften des Standardbeispiels: es ist also solches „stilbildend“, geht aber nicht restlos in einer höheren Ordnung von Theorien und Methoden auf. Könnte Gallups Arbeit auf bestimmte, evidente Grundlagen (der Sozialwissenschaften) unmittelbar rückgeführt werden – so ließe sich aufgrund Kuhns Überlegungen folgern – würde seine Rolle kaum so hervorgehoben.[147] Allerdings lautete ein möglicher Einwand, dass der Zufall Gallups Forschungen so erfolgreich hat werden lassen, seine Wahlprognose im Jahre 1936 ein Glücksfall gewesen sei. Dem widerspricht indessen, dass die folgenden Wahlprognosen weitere Testfälle für die Methode darstellten, da die konkurrierenden *straw polls* keineswegs sogleich verschwunden waren.

145 Beningen (1987). Bestimmt kann, so muss aber eine exakte Lektüre aus Kuhns Arbeit folgern, das Bild oder die Metapher einer „Massengesellschaft“ als wesentlicher Bestandteil eines Paradigmas oder einer disziplinären Matrix gesehen werden. Sie kann aber nicht mit dem Paradigma oder der Matrix selbst gleichgesetzt werden, denn sie blendet all jenes aus, was Kuhn als ebenso wesentlich für ein Paradigma hält: das „paradigmatische Beispiel“, die Forschungstechniken und die Messinstrumente, die letztlich das „Wissen“ der Matrix ebenso mitgenerieren.

146 So Field (1990a, S. 34) und Schneller (1997 S. 6), aber auch Noelle-Neumann und Petersen (1996). Gallup wird als „Pionier“ bezeichnet (Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 22), um dann in seiner Bedeutung wieder relativiert zu werden: „Oft wird angenommen, George Gallup habe die ‘Meinungsforschung’, die ‘Befragung des repräsentativen Querschnitts’ erfunden. Dies geschieht streng genommen nicht. Kein Zweifel: Gallups bahnbrechende Arbeiten markieren den Beginn der modernen Meinungsforschung. Aber erfunden hat er die Repräsentativumfrage nicht“ (1996, S. 209).

147 Allerdings ist, wie die obige Diskussion zeigte, das Auftauchen eines paradigmatischen Beispiels von dem, was ein Allgemeinplatz inzwischen „Paradigmenwechsel“ nennt, strikt zu trennen. Ein „Paradigmenwechsel“ ereignet sich innerhalb der Dynamik einer bereits bestehenden, „reifen“ Wissenschaft, während eine „disziplinäre Matrix“ durch das Auftauchen eines Musterbeispiels erst generiert wird. Wenn Young (1990, S. 3) in expliziter Anlehnung an Kuhn schreibt: „In polling, the older paradigm was nonscientific straw polling which assumed that huge samples increased accuracy“, dann beschreibt er einen Widerspruch in sich: nicht-wissenschaftliche Forschung und damit Forschung, die nicht unter den Bedingungen einer „normalen Wissenschaft“ funktioniert, kann in Kuhns Konzeption nicht unter einem Paradigma bestehen.

Dass für den „Durchbruch“ des Jahres 1936 selbst die Gunst der Umstände mitgewirkt hat, wäre zudem entlang einer Kuhnschen Interpretation keineswegs ein Hindernis, den „Durchbruch“ als paradigmatisches Beispiel zu bezeichnen. Denn um diesen Umstand zu wiederholen: „Ein offenbar willkürliches Element, das sich aus zufälligen persönlichen und historischen Umständen zusammensetzt“ ist letztlich stets ein „formgebender Bestandteil“ eines von einer wissenschaftlichen Gemeinde getragenen Paradigmas.[148]

Selbst ungünstige Umstände, die letztlich zur Fehleinschätzung bei den Wahlen 1948 führten, mochten so Gallups Modell nicht mehr an seiner Ausbreitung hindern. Der Name „Gallup“ gerät unversehens zur magischen Chiffre einer Industrie, deren Erfolg auch nicht an die konkrete politische Kultur der USA gebunden ist, sondern die sich im Gegenteil sehr schnell über die Landesgrenzen hinaus ausbreitet, sich eigentlich „internationalisiert“.[149] Bradburn und Sudman umschreiben diesen Prozess, der nach dem „first test and triumph in 1936“ der modernen Meinungsforschung initiiert wurde,[150] folgendermaßen:

> „That history [of public opinion research F.K.] was repeated in most developed countries, with a few years' lag. The British Gallup poll was established in 1937 and the French poll in 1938. By the outbreak of World War II, opinion polling was well established as a part of the fabric of democratic societies. Under Gallup's leadership, polls continued to develop during and shortly after World War II. Polls were established in Australia in 1940; in Canada in 1941; in Denmark in 1943; in Switzerland in 1944; and in the Netherlands, West Germany, Finland, Norway, and Italy in 1945-46. All these polls used roughly similar methods and asked some of the same questions, so that opinion comparisons across countries could be made for the first time.“ [151]

Die rasante Verbreitung dieser neuen Technologie und Industrie, ausgehend von dem neuen Leitbeispiel, das beinahe „über Nacht“ die gespannte Aufmerksamkeit der politischen Öffentlichkeit auf sich gezogen hatte,[152] führte alsbald zu einer im politischen Alltag allgegenwärtigen Institution, die diejenige der *Straw polls* ironischerweise mit neuen großen Zahlen übertraf.[153]

148 Kuhn, 1996, S. 19.
149 Worcester, 1987.
150 Bradburn und Sudman, 1988, S. 19.
151 Bradburn und Sudman, 1988, S. 33.
152 Bradburn und Sudman, 1988, S. 22.
153 So führt Fishkin aus, dass die „survey research industry“ nach Gallups Innovation eigentlich „explodiert“ sei. Inzwischen werden über 20 Millionen Inter-

Schiere Quantität scheint vom Erfolg Gallups paradigmatischen Beispiels der Quantifizierung politischen Sprechens zu zeugen. Es bleibt indessen die Frage offen, ob Gallups Innovation nur anscheinend wie ein Musterbeispiel im Kuhnschen Sinne funktioniert und „lediglich“ eine bestimmte Technologie zur marktgängigen Produktion politischen Wissens ohne „wissenschaftlichen“ Neuerungswert anwandte, oder aber sich in der Tat in der wissensschaffenden Praxis des *American Institute of Public Opinion* Elemente einer „disziplinären Matrix“ abzeichnen, die den Kriterien einer bestimmten paradigmageleiteten Wissenschaft genügen. Für Gallup, so zeigen seine einleitenden Bemerkungen zur Bestandsaufnahme der *Gallup Polls,* wäre dies keine Frage: als sein Ansprechpartner gilt die politische Öffentlichkeit ebenso sehr wie die Wissenschaft vom Menschen.[154]

Ein weiteres, unabdingbares Element einer „normalen Wissenschaft“ tritt alsbald hinzu: die Bildung einer meinungsforschenden „Gemeinde“. Denn die These, dass Paradigmen sich nie restlos auf reine Theorien oder Regeln zurückführen lassen, stellt notwendigerweise auch die Frage, aufgrund welcher Instanzen denn eine disziplinäre Matrix als Einheit zusammengehalten wird. Kuhn erklärt die Kontinuität normalwissenschaftlicher Forschungen nicht alleine über erkenntnis- oder wissenschaftstheoretische Überlegungen, sondern auch über ein gesellschaftliches „Außen“ der Wissenschaft selbst, welche die disziplinäre Matrix integriert. Dieses Außen ist stets sozialer Natur, und er gibt denn auch zu erkennen, dass einige Bestandteile und Voraussetzungen seines Ansatzes durchaus soziologischer oder sozialpsychologischer Betrachtung bedürften.[155] Mehr noch, einleitend bezeichnet er den Ursprung seines Unterfangens gar als „Soziologie einer wissenschaftlichen Gemeinschaft“.[156] Selbst die verschiedenen Definitionen des Paradigmenbegriffs weisen darauf hin, dass Kuhn ein Paradigma immer im Kontext einer wissenschaftlichen Gemeinde erscheinen lässt, d.h. als Bestandteil eines engen Forschungs- und Kommunikationszusammenhangs. Ein

views jedes Jahr in den Staaten durchgeführt, und Fishkin verweist auf eine Studie, die zeigt, dass 23 Prozent der Befragten bereits schon einmal im letzten Jahr interviewt worden seien (1995, S. 80). Gallup selbst referiert den Erfolg seines Unternehmens in einer 1972 veröffentlichten Sammlung sämtlicher Fragen des von ihm gegründeten *American Institute of Public Opinion* wie folgt: Mehr als 7'000 Untersuchungen hätten den Blick auf ein sich wandelndes Amerika seit dem New Deal eröffnet, wobei nicht weniger als 2 Millionen Personen befragt worden sind (1972, S. V.)

154 Vgl. Gallup, 1972, S. VIII. Diese Ausführungen klingen in der Tat wie ein „Example“ zu Poppers „Logik der Sozialwissenschaften“ (1962, vgl. Seite 66).

155 Kuhn, 1996, S. 23.

156 Kuhn, 1996, S. 8.

Paradigma ist so stets ein Paradigma einer wissenschaftlichen Gemeinschaft.[157]

Tatsächlich lässt sich ein bestimmter Kommunikationszusammenhang unschwer bereits in der Anfangsphase der Meinungsforschung im eigentlichen Sinne des Wortes „lokalisieren". Die Forschungsgemeinde sammelt sich gar an einem „realen", eng umgrenzten Ort: es ist Princeton und die dortige Universität. Nicht nur arbeitete Gallup in Princeton, aus dem Umfeld der *Princeton University* entstand schließlich auch die wohl bedeutendste Zeitschrift, die sich der Meinungsforschung annahm, die *Public Opinion Quarterly*. „Princeton, New Jersey", so Bradburn und Sudman, „became the first major center of public opinion activity in the United States and has remained so to this date",[158] ein Zentrum, das auch zu anderen massgeblichen Forschungszirkeln der Sozialwissenschaft, so die Kreise um Lasswell und Lazarsfeld, eng in Verbindung stand.[159] Selbst auf personeller Ebene ist die initiierende Gruppe der Meinungsforscher miteinander verbunden. Zwischen der ersten Redaktion der *Public Opinion Quarterly* und George H. Gallup scheint eine Freundschaft bestanden zu haben.[160] Dass das Umfeld um Gallup und vornehmlich Gallup selbst die Installation der Meinungsforschung in anderen Ländern vorantrieb, dürfte ebenso als unumstritten gelten.[161]

Aber auch auf organisationeller Ebene formierte sich eine meinungsforschende Gemeinde kurze Zeit nach dem erfolgreichen Auftauchen der Meinungsforschung.[162] Um das Umfeld der Meinungsforscher der ersten „Stunde", allen voran Harry H. Field, wurde 1941 das *National Opinion Research Center* gegründet. Field initiiert 1946 wiederum die erste größere ständische Wissenschaftsorganisation der Meinungsforschung, nämlich die *American Association of Public Opinion Research* (AAPOR), die wiederum mit der *Public Opinion Quarterly* eng verbunden war und diese letztlich auch als „ihr" Organ übernahm.[163] Aber auch in anderen Verbänden fand sich die meinungsforschende Gemeinde alsbald zusammen, so etwa in der CASRO (*Council of American Survey Research Organizations*) und in der WAPOR, der *World Association for Public Opinion Research*, so dass sich anlässlich des 50jährigen Bestehens der *Public Opinion Quarterly* durchaus folgern ließ, dass „polling" eine „reife Wissenschaft" (ma-

157 Beispielsweise Kuhn, 1996, S. 10, S. 19, S. 26, S. 57.
158 Bradburn und Sudman, 1988, S. 24.
159 Davison, 1987, S. 8.
160 Davison, 1987, S. 8.
161 Worcester, 1987, S. 80 und Bradburn und Sudman, 1988, S. 33. Am Beispiel der Schweiz zeigte sich dies an einer der ersten Publikationen über die Meinungsforschung von Kaufmann (1942) mit dem Titel „Wie das Gallup-Institut die öffentliche Meinung ermittelt."
162 Vgl. zu einer Darstellung: Sudman und Bradburn, 1987.
163 Davison, 1987, S. 8f.

ture discipline) darstelle, wenn das hervorragende Netzwerk von Infrastruktur und Organisationen als Maßstab gelten müsste.[164]

Auch wenn die Entwicklung dieses personellen und organisationellen Zusammenhangs einer gesonderten Untersuchung bedürfte, so genügt es an dieser Stelle zu bemerken, dass ein weiterer Hinweis für das Entstehen einer disziplinären Matrix identifiziert ist, deren tragende Forschungsgemeinde von den „Verheißungen auf Erfolg“, die im noch „unvollständigen Beispiel“ liegt,[165] offenbar überzeugt ist. Ein zusätzliches Indiz bildet das Entstehen von Fachzeitschriften. Kuhn sieht im Entstehen von Journals einen weiteren deutlichen Hinweis, dass sich eine disziplinäre Matrix gebildet hat.[166] Anders als bei Büchern, die an eine breite Öffentlichkeit gerichtet sind, vermögen in Fachzeitschriften die in die engere Problematik der Wissenschaft Eingeweihten untereinander zu diskutieren, ohne sich stets auf die Grundprobleme zu konzentrieren. Auf diese Weise wird die notwendige Esoterik und Konzentration auf vorgegebene Probleme ermöglicht, die letztlich die normale Wissenschaft auszeichnen.

Im Jahre 1937, ein Jahr nach Gallups Durchbruch, erschien bereits die erste Nummer der bis heute wohl etabliertesten einschlägigen Zeitschrift: Die *Public Opinion Quarterly,* die bereits oben hinsichtlich der Genese einer Forschungsgemeinde mehrfach erwähnt wurde. Deren erste Nummer verdient deswegen besondere Beachtung und soll hier eingehender diskutiert werden. Denn mit ihr wird das Forschungsfeld eigentlich eröffnet und umgrenzt, das „neue“ Wissen von bestehendem geschieden, seine breitere Relevanz hervorgehoben, die Regeln und Kriterien seiner Erstellung formuliert und nicht zuletzt das besondere Versprechen artikuliert, zukünftig noch weitere Fortschritte in der Vermessung der „öffentlichen Meinung“ zu erreichen. Die Editoren eröffnen die Zeitschrift ganz in diesem Sinne und zwar zunächst mit der Feststellung, dass die Bedeutung der „öffentlichen Meinung“ über die immer höhere Bildung und intensivere Kommunikation, vermittelt durch „neue“ Medien, ein historisch noch nie gekanntes Ausmaß erreicht habe, die neue Wege ihrer Vergegenwärtigung erfordere:

> “A new situation has arisen throughout the world, created by the spread of literacy among the people and the miraculous improvement of the means of communication. Always the opinions of relatively small publics have been a prime force in political life, but now, for the first time in history, we are confronted nearly

164 Sudman und Bradburn, 1987, S. 84.
165 Kuhn, 1996, S. 38f.
166 Kuhn, 1996, S. 33f.

> everywhere by *mass* opinion as the final determinant of political, and economic, action. Today public opinion operates in quite new dimensions and with new intensities; its surging impact upon events becomes the characteristics of the current age – and its ruin or salvation?"[167]

In diesem historischen Moment also solle die *Public Opinion Quarterly* ein Forum bieten, das die bedeutendsten Quellen sammelt, die Aufschluss geben über Inhalt und Funktionieren der „öffentlichen Meinung", ob sie nun universitärer Forschung, staatlicher Institutionen, der Public Relation, dem Radio, der Presse oder dem Film entstammten.[168] Die Konzeption der Zeitschrift erscheint also einstweilen als breit und kaum auf die Meinungsforschung eingeschränkt. Die Vielfalt der Quellen wird auch durchaus aufrechterhalten und schränkt sich bis in die Gegenwart keineswegs auf die quantitative Meinungsforschung ein.

An dieser Stelle muss aber interessieren, auf welche Weise gleichsam der wissenschaftliche Kern der Zeitschrift eingeführt wird, wie ihr Untersuchungsobjekt geschaffen und beschrieben wird. Der allererste, eigentliche Artikel der *Public Opinion Quarterly* stammt von Floyd Allport und trägt den Titel: „Toward a Science of Public Opinion".[169] Er ist gleichzeitig Programm, ein Programm notabene das sich bis heute erhalten hat: der Artikel wird offenbar nach wie vor als Mustertext in Lehrbüchern und Vorlesungen amerikanischer Universitäten diskutiert.[170] Allport selbst hat das Feld denn auch in der Gewissheit eröffnet, am Anfang einer neuen Forschungsrichtung zu stehen. Auf das Phänomen der „öffentlichen Meinung" soll nunmehr ein „wissenschaftlicher" Blick lanciert werden, der vom diffusen Allgemeinverständnis des Konstrukts endgültig Abschied nimmt: „literature and popular usage with reference to public opinion contain many conceptions which impede clear thinking".[171] Die alltäglichen Vorstellungen über die „öffentliche Meinung" verwirrten das Denken und verhinderten eine gestrenge wissenschaftliche Analyse, womit nichts anderes als die wissenschaftliche Läuterung der Idee der *public opinion* angekündigt wäre. Doch selbst in sozialwissenschaftlichen Werken sei die Bedeutung des Begriffs der *public opinion* noch so breit, dass eine exakte Diskussion notwendig sei, um einen forschungspraktisch anwendbaren, wissenschaftlichen Begriff zu schaffen.[172] Nach einer eingehenden Erläuterung der Irrwege und Sackgassen

167 Editorial der ersten Nummer der Public Opinion Quarterly, 1937, S. 3.
168 Public Opinion Quarterly, 1937, S. 4.
169 Allport, 1937.
170 So Davison, 1987, S. 4.
171 Allport, 1937, S. 7.
172 Allport, 1937, S. 7.

der gemeinhin üblichen Begriffe der „öffentlichen Meinung“, schlägt Allport eine umfassende Definition des Begriffs vor, welche die Missverständnisse und Unklarheiten beseitigen soll. Um das beginnende Funktionieren der Disziplin begreifen zu können, lohnt es sich, diese Definition genauer zu betrachten. Die Begriffsbestimmung der „öffentlichen Meinung“ lautet wie folgt:

> “The phenomena to be studied under the term public opinion are essentially *instances of behavior* of which the following conditions are true.

a) They are behaviors of human *individuals*.
b) They involve *verbalization*.
c) They are performed (or the words are expressed) by *many* individuals.
d) They are stimulated by and directed toward some *universally known object* or *situation*.
e) The object or situation they are concerned with is *important to many*.
f) They represent *action* or *readiness for action* in the nature of *approval* or *disapproval* of the common object.
g) They are frequently performed with an *awareness* that *others are reacting to the same situation* in a similar manner.
h) The attitudes or opinions they involve are *expressed* or, at least, the individuals are in readiness to express them.
i) The individuals performing these behaviors, or set to perform them, may or may not be in one another’s presence. (Public-opinion situation in relation to crowd).
j) They may involve verbal contents of both *permanent* and *transitory* character, constituting „genetic groundwork material“ and „present alignment“, respectively.
k) They are in the nature of *present efforts to oppose or accomplish something*, rather than long-standing conformities of behavior. (Public opinion phenomena contrasted with law and custom.)
l) Being efforts toward common objectives, they frequently *have the character of conflict* between individuals aligned *upon opposing sides*.
m) They are sufficiently strong and numerous, as common behaviors, to give rise to the *probability that they may be effective* in attaining their objective.[173]”

[173] Allport, 1937, S. 13.

Der Versuch, das Phänomen der „öffentlichen Meinung" begreifbar zu machen, gleichsam als Eröffnung eines neuen Untersuchungsfeldes, das in der *Public Opinion Quarterly* nun artikuliert wird, beinhaltet nicht weniger als den Anspruch, das Phänomen der „öffentlichen Meinung" im menschlichen Verhalten und der menschlichen Sprachfähigkeit schlechthin zu fixieren, jenseits aller historischen oder gesellschaftlichen Kontextualität (Punkte a und b). Bemerkenswerterweise erfolgt bereits im dritten Punkt der Versuch, sich des Gegenstandes mittels Quantifizierung zu versichern (Punkte c und e): Das Phänomen wird nur dann als Untersuchungsobjekt interessant, wenn es von *Vielen* ausgedrückt wird und Viele betrifft. Wobei Allport zugleich einschränkt, dass die Vielheit selbst nicht strikt festlegbar ist; sie gewinnt erst in Relation zu einer hinreichenden Mächtigkeit, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, an Gewicht (Punkt m).[174] Dies setzt also ein gemeinsames Objekt voraus, das den Vielen selbst auch bekannt ist (Punkt d).

Mühelos hat sich Allport mit diesen knappen Ausführungen zur Eröffnung einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift die Möglichkeit verschafft, Wahlen und Wahlprognosen, welche die „wissenschaftliche" Erforschung der „öffentliche Meinung" prominent haben werden lassen, mittels dieses Kategorienrasters auf die Ebene einer allgemeinen Problematik zu heben. Aufgrund höchst allgemeiner Bezeichnungen wie „Verhalten", „Verbalisierung" und „Quantität" erfolgt der schwierige Schritt von der Ebene einer abstrakten, aber präzisen Fassung „menschlicher Fähigkeiten schlechthin" hin zu Konstrukten, die alltäglich unmittelbar einleuchtende Bedeutungen besitzen. Der Punkt f erweist sich in dieser Hinsicht als bemerkenswert: die „öffentliche Meinung" erhält dann Wirklichkeit, ist dann vorhanden, wenn sie Handlung oder Bereitschaft zu Handlungen repräsentiert, die der „Natur nach" als Zustimmung (*approval*) oder Ablehnung (*disapproval*) fassbar sind. Also legt dieser Abschnitt das Phänomen als ein Begriffspaar fest, das nicht mehr auf einer höheren begrifflichen Ebene aufgehoben werden kann: die Opposition „Zustimmung" oder „Ablehnung" bleibt hier alleiniger und konstitutiver Bestandteil einer „Meinung". Die Ansicht beispielsweise, dass es in einer gegebenen Situation unmöglich sein kann, sich zu einem konkreten Objekt entweder zustimmend oder ablehnend zu äußern, was durchaus auch als ein Aspekt einer Meinung zu gelten vermag, ist in dieser Definitionsreihe schlicht nicht vorgesehen, gilt per definitionem nicht als Meinung. Von Relevanz ist alleine eine binäre Opposition in Form einer eindeutigen Entscheidbarkeit, welche die Bedingung für die Existenz des Objekts selbst enthält. Die Realität einer so definierten *Public Opinion* lässt sich damit immer über eine Liste von binären Kate-

174 Allport, 1937, S. 13.

gorien erfassen, ist als solche schon numerisch codiert (Wert a= Zustimmung, Wert b= Ablehnung, a ist ungleich b). „Etwas“ anderes fällt nicht in den Definitionsbereich: „The responses aroused or prepared in the individuals must be in the nature of liking or disliking, of support or opposition“.[175]

Doch nach dieser Festlegung, welche die öffentliche Meinung prinzipiell schon als quantifizierte Matrix festlegt, eröffnet eine weitere definitorische Festlegung das Feld dessen, was als Meinung gelten könnte, unversehens wieder.[176] Die Aussage: „The attitudes *or* opinions they involve“ definiert darüber hinaus die „öffentliche Meinung“ (Punkt h, Hervorhebung F.K.). Der Begriff der „öffentlichen Meinung“ umfaßt also nicht bloß „Meinungen“, sondern explizit auch „Einstellungen“. Dieses auffällige Aufführen zweier Begriffe, das sogleich die Frage stellt, worin sich denn diese unterscheiden, bezeichnet aber umgehend implizit wieder mehr als die ursprüngliche Opposition, nämlich „*approval*“ und „*disapproval*“, die nach der operationalen Definition die „öffentliche Meinung“ bildet. Mit anderen Worten: die „öffentliche Meinung“ ergibt sich aus einer Menge von individualisierten Meinungen *und* gleichzeitig Verbalisierungen, die diese Meinungen selbst ausdrücken sollen. In der technischen Sprache der Sozialwissenschaften formuliert, denen Allport angehört, bedeutet dies nichts weniger, als dass Konstrukt und Operationalisierung (auf welche Weise das Konstrukt erfasst werden kann) sich miteinander vermengen: Denn wie könnte über bloße Beantwortung einer Frage geschlossen werden, ob sich diese als Ausdruck einer Meinung oder Einstellung oder inhaltslosen Attitüde ergäbe? Wenn aber nur solche sprachliche Äußerungen, die sich als binäre Opposition ausdrücken lassen, als Grundlage für eine „öffentliche Meinung“ gelten müssten, dann wäre es nicht notwendig gewesen, die zusätzliche Differenzierung einzuführen.[177] Punkt h würde sich dann als redundant erweisen. Zwischen dem Versuch der klaren Definition und dem nicht eingegrenzten oder nicht eingrenzbaren Spiel der Bedeutungen von allgemein bekannten Topoi wie „attitudes“ und „opinions“, „favoring“ und „disfavoring“, „supporting“ und „opposing“, klafft eine Lücke, die sich zumindest dann zeigt, wenn die Definition mit jenen Ansprüchen gelesen wird, aufgrund derer sie verfasst ist: nämlich die *öffentliche* Meinung

175 Allport, 1937, S. 14.

176 Bereits die Terme „*approval*“ oder „*disapproval*“ sind allerdings an sich bereits relativ bedeutungsbreit. „*Approval*“ kann sowohl Beifall, Anerkennung, Zustimmung, Billigung oder schlicht Einverständnis bedeuten. Entsprechend definiert sich auch das Antonym.

177 Am Schluss des Artikels definiert Allport (1936, S. 23) „public opinion“ noch eingehender. Dies wird Bestand weiterer Erläuterungen sein (vgl. Kapitel 4.2.6 auf Seite 122ff.). An dieser Stelle interessiert die Praxis des Definierens als Eröffnung einer „disziplinären Matrix“ aufgrund der Zeitschriftengründung.

über verbale Äußerungen einer Vielzahl von Individuen zu fixieren und wuchernde, unbrauchbare Alltagsbegriffe zu verabschieden. Die sich ergebenden leeren Stellen zwischen Begriffen wie Antwort, Einstellung, Meinung, Attitüden bilden unschwer zu erkennen den Preis dafür, dass das Spiel der Diskurse, das sich aus einem Zusammenwirken von Stimmen aus öffentlichen Stellen, Parteien, Zeitungen und sich politisch äußernden Individuen ergibt, einer Präzisierung gewichen ist, die nunmehr eine fuglose Mathematisierung erlaubt.

Mit anderen Worten in dieser Definition um die Eröffnung eines Forschungsfeldes wird bereits deutlich, auf welche Weise eine Matrix von Äußerungen, die binär codiert sind (oder die sich binär codieren lassen), nunmehr ohne Weiteres als „öffentliche Meinung" gelten kann: zu berücksichtigen sind lediglich einige weitere Umstände wie die allgemeine Relevanz des Gegenstandes oder eine hinreichende Quantität entsprechender „Meinungen". Vor dem Hintergrund dieser Festlegung erscheint der Durchbruch bei den Wahlen 1936 notwendigerweise als Ausdruck einer neuen „Wissenschaft" der Erforschung der „öffentlichen Meinung". Die Bedeutung dieses Ereignisses zeigt sich entsprechend in einem zweiten Artikel der ersten Nummer der *Public Opinion Quarterly* deutlich.[178] Dieser beschäftigt sich mit dem Versagen der *Straw polls* im Jahre 1936 und Gallups neuer Methode der Wahlvorhersage, bezeichnenderweise verfasst von Archibald Crossley, einem ehemaligen „director of research" der *Literary Digest*, nunmehr als Marktforscher arbeitend und Mitglied der „American Statistical Society".[179] Nach einer detailreichen Analyse des Versagens von *Literary Digest* und einer Vorstellung der neuen Sampling-Methoden schließt Crossley seinen Beitrag folgendermaßen:

> "Scientific polling on individual issues fills a great gap in the democratic form of government, a gap which our forefathers could see but not overcome. That magnificent system of checks and balances which interrelated the executive, judicial, and legislative branches of our government provided also for some but not enough expression of popular will (…). Scientific polling makes it possible within two or three days at moderate expense for the entire nation to work hand in hand with its legislative representatives, on laws which affect our daily lives. Here is the long-sought key to 'Government by the people'."[180]

178 Crossley, 1937.
179 Crossley, 1937, S. 24.
180 Crossley, 1937, S. 35.

„Paradigmata erlangen ihren Status, weil sie bei der Lösung einiger Probleme, welche ein Kreis von Fachleuten als brennend erkannt hat, erfolgreicher sind als die mit ihnen konkurrierenden“, schreibt Kuhn.[181] Gallups Forschung hat einen Exponenten einer anderen „alten“ Tradition, nämlich den besagten Forscher Crossley, erfolgreich überzeugt. Er sieht in der neuen Technologie, und mit ihm die Redakteure der *Public Opinion Quarterly*, die den Artikel an zweiter Stelle in ihrer ersten Nummer plazierten, eine Lösung für ein „altes“ Problem, das schon lange die Theorie der Demokratie beschäftigt hatte, und hofft auf eine neue Forschungstradition, die dieses noch unvollständige Beispiel begründen soll.

Ergänzt wird dieses Bekenntnis eines „Bekehrten“ durch einen zusätzlichen Beitrag, der in methodischer Hinsicht der Frage nach der Genauigkeit von Messungen der verschiedenen *polls* nachgeht.[182] Einmal mehr wird, nun in streng statistisch-mathematischer Hinsicht, nach dem Geheimnis des Erfolgs der Gallup-Vorhersagen gefragt, das nach diesen Ausführungen wiederum im Bestreben liegt, nicht große Zahlen zu sammeln, sondern eine möglichst adäquate statische Repräsentation der mutmaßlichen Stimmen zu erreichen.[183] Allerdings ergaben die differenzierten statistischen Analysen, ganz gemäß Kuhns Diktum des Paradigmas als „unvollständiges Beispiel“,[184] dass Gallups Methode noch um einiges zu verbessern sei: „Gallup was just beginning to discover how to weight his samples more properly. Undoubtedly he can do a better job next time“.[185]

Es scheint, als habe diese neu gegründete Zeitschrift die hehre Absicht geführt, dem noch anarchischen Faktensammeln, aus dem die *straw polls* der *Literary Digest* hervorwuchsen, der Vielzahl rudimentärer Methoden, dem „unsystematischen“ Sammeln von Daten und Fakten,[186] ein Ende zu setzen und das Entstehen einer neuen disziplinären Matrix, bestehend aus einem paradigmatischen Beispiel und eigener Begriffsbildung und Symbolisierung, zu dokumentieren (und zu zelebrieren). Allports Artikel „Toward a Science of Public Opinion“ entspricht mit seinen strikten Definitionsversuchen dem Impetus, eine neue Wissenschaft zu etablieren, ein Versuch, der immer auch „eine neue und strengere Definition des Gebietes“ impliziert,[187] welche das, was nicht unter den entsprechende Begriff fällt, schlicht desavouiert (…“the concepti-

181 Kuhn, 1996, S. 38.
182 Gosnell, 1937.
183 Gosnell, 1937, S. 104.
184 Kuhn, 1996, S. 39.
185 Gosnell, 1937, S. 105.
186 Kuhn, 1996, S. 30.
187 Kuhn, 1996, S. 33.

ons which impede clear thinking“).[188] Darüber hinaus zelebriert der Beitrag Crossleys das paradigmatische Beispiel als Schlüssel zu einem seit langem vorhandenen Problem, der Kommunikation zwischen der Bevölkerung und den politischen Eliten. Und letztendlich weisen rein technische Beiträge auch auf die Verbesserungsfähigkeit des noch unvollständigen Beispiels hin. Das Erscheinen der *Public Opinion Quarterly* lässt auf diese Weise entscheidende Elemente einer disziplinären Matrix bereits in gedrängter Form erscheinen. Doch die neue Instituion ist zuallererst auch als wissenschaftliche Zeitschrift ein Bestandteil der sich abzeichnenden, disziplinären Matrix selbst: indem sie ein Forum für eine Wissenschaft treibende und sozialforschende Gemeinde bietet, die selbst zumindest eine bestimmte Grundannahme teilt, die damit nicht immer neu diskutiert werden muss: die „öffentliche Meinung“ lässt sich quantifizieren und als quantifiziertes Konstrukt repräsentiert sie das Denken der politischen Gesellschaft.

4.2. Eine Mathematik der „öffentlichen Meinung“

4.2.1. Das Versprechen der „neuen Wissenschaft“

Kurze Zeit nach dem Auftauchen der Meinungsforschung, so lässt sich mühelos erkennen, bilden sich auch institutionellen Komponenten einer wissenschaftlichen Disziplin im Sinne Kuhns. Folglich stellt sich nun auch die Frage, ob auf dem Gebiet des Symbolischen und Diskursiven sich ebenfalls jene „Bewegung“ abzeichnet, die Kuhn wie auch Bachelard als entscheidend für einen Bruch in der Wissensschaffung halten: nämlich die Veränderungen und Neudefinition eines *Systems* von Begriffen und – damit einhergehend – das Auftauchen neuer Formen von Symbolisierungen und Symbolisierungsmöglichkeiten. Erst über eine Umordnung eines ganzen diskursiven Feldes, welches das vorhergehende neu zu bezeichnen vermag und dabei ausschließt, was nicht mehr begrifflich erfassbar bleibt, wird, wie gesehen, die Artikulation einer Entwicklungslinie möglich, die sich als „wissenschaftlicher“ Fortschritt bezeichnen lässt. In Ansätzen, aber aufgrund des knappen Umfangs der Artikel kaum expliziert, ist dieser Vorgang bereits in den diskutierten Artikeln der *Public Opinion Quarterly* erkennbar: etwa wenn Allport eine rigide Definition des Begriffs *public opinion* einführt oder Gallups Unternehmen als Schlüssel für ein altes Problem dargelegt wird.

188 Allport, 1937, S. 7.

Doch bereits der Name des Industrieunternehmens, das seit dem Jahre 1935 die Medien mit Zahlen und Ziffern beliefert, nämlich *The American Institute of Public Opinion* indiziert das Umschreiben eines ganzen Wissensfeldes. Der Name bezieht sich in Erhellung dessen, welches Wissen in diesem Betrieb geschaffen wird, auf ein begriffliches Konstrukt, das in der politischen Geschichte seit der Aufklärung die höchsten Weihen staatstheoretischer Bedeutsamkeit erhalten hat: nämlich auf den Topos der „öffentlichen Meinung“.[189] An die staatspolitische Bedeutung dieses Konstruktes schließt Gallups theoretische Begründung der Methoden der Meinungsforschung, wie zu zeigen sein wird, unmittelbar an – keineswegs nur mit dem Namen seines Unternehmens. Ein erster Schritt hin zur Artikulation eines theoretischen Horizonts ist dabei bereits in der diskutierten ersten publizierten Meinungsumfrage in der *Washington Post* erkennbar (vgl. S 39). Ein auf der Frontseite plazierter Artikel stellt Gallups Technik und die „Maschinerie“ des *American Institute of Public Opinion* als Lösung eines alten Problems dar, nämlich auf welche Weise die für ein vernünftiges und legitimes Regieren notwendige „öffentliche Meinung“ überhaupt gültig in Erfahrung gebracht werden könne. Dieses „Problem“ war in der amerikanischen Diskussion aufgrund der Arbeiten des Politikers und Philosophen James Bryce offenbar durchaus präsent, wie der Artikel in der *Washington Post* zeigt, der Bryce mehrfach nennt.[190]

Blieb es hierbei bei einem bloßen Zitieren, bei der „Anrufung“ eines ehrwürdigen Namens und einer Tradition, so führt Gallup vier Jahre später in einer Rede unter dem Titel *Public Opinion in a Democracy* vor der akademischen Gesellschaft der „Baker Foundation“ die staatspolitische Problematik, die der Meinungsforschung zugrunde liegt, breiter aus, diesmal allerdings ohne Bryce zu nennen. Diese Rede ist aber deshalb bemerkenswert, weil Gallup, durchaus im Sinne des bereits entworfenen Problemhorizontes der Wahrnehmung der „öffentliche Meinung“, eine eigentlich „Utopie“ der zukünftigen Bedeutung der Meinungsforschung in modernen Demokratien entwirft.[191] In einer Zeit der faschistischen

189 Zur Begriffsgeschichte vgl. Hölscher, 1978, 1980. Zur Einschätzung in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts: Habermas, 1990; Berelson und Janowitz, 1966; Neidhardt, 1994; Luhmann, 1990.

190 Beispielsweise wird folgendes Zitat aus Bryce' Werk angeführt: „It may even be said that one of their chief problems is to devise means whereby the national will shall be most fully expressed most quickly known, most unresistingly and cheerfully obeyed“ (*The Washington Post*, 20. Oktober, 1935).

191 Gallup, 1939. Fishkin zitiert eine ebenfalls in Princeton unter demselben Namen gehaltene Rede von ähnlichem, vielleicht identischem Inhalt, bei der es aufgrund der vorliegenden bibliographischen Angaben nicht klar ist, ob sie an derselben Veranstaltung vorgetragen wurde, oder aber dieselbe Rede bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten wurde (1995, S. 78f. und S. 188, Anmerkung 11).

Regime in Europa, welche die Meinung der Bevölkerung ebenso verachteten wie ihre Vertreter im Parlament, so Gallup, müsse die Frage gestellt werden, inwiefern die Demokratien die Überzeugung aufrechterhalten könnten, die beste Regierungsformen darzustellen. Demokratische Staaten sähen sich, so Gallup, vor die Tatsache gestellt, dass einerseits die Bürger und Bürgerinnen das unabdingbare Recht besäßen, sich zu wichtigen Entscheidungen zu äußern, andererseits die Ereignisse der Alltagspolitik zu schnell voranschritten, als dass jederzeit der Willen der Bevölkerung in Erfahrung gebracht werden könnte. Wolle man den Grundgedanken demokratischer Staaten aufrecht erhalten, nämlich dass Regierungen bedeutende Entscheidungen nicht jenseits des Bürgerwillens fällen, bestünde die Notwendigkeit, jederzeit sich über die Wünsche und Befürchtungen der Bevölkerung in Kenntnis zu setzen. Die ständige Kenntnis des Willens der Bevölkerung könne hierbei die Effizienz und Möglichkeiten der Demokratie nur steigern, indem eine gegenseitige Transparenz zwischen politisch Verantwortlichen, die sich an den Präferenzen der Bevölkerung zu orientieren haben, und der Bevölkerung letztendlich das Vertrauen in die politische Ordnung und die Regierungsform festigt.

Doch die Wahlen, das traditionelle Mittel der Kommunikation zwischen politischer Elite und Bevölkerung, erweisen sich in jeder Hinsicht in einer modernen Welt als unzulänglich. Einerseits schritten die Ereignisse der politischen Welt zu schnell voran, als dass die betreffenden Meinungen der Bevölkerung in einer zeitlich adäquaten Frist von den Verantwortlichen wahrgenommen werden könnten, oder in den Worten Gallups: „World events do not wait on election“.[192] Außerdem führten Wahlen sehr schnell zur Konfusion von Personen und Themen. Zudem ließen sich Wahlergebnisse als bloß abstrakte Ziffern der Unterstützung in verschiedenster Hinsicht interpretieren, und es bleibe unmöglich, sie in ihrer Bedeutung eindeutig festzulegen. Doch auch andere, unkonventionellere Kommunikationskanäle zwischen politischer Elite und Bevölkerungen, wie etwa die Konsultation von Lobbyisten oder die Lektüre von Briefen der Wählerschaft, drohten lediglich verzerrte Aussagen zu liefern.

Damit ist aber gerade die Substanz demokratischer Systeme, die Gallup in der stetigen Kommunikation zwischen der über Wahlen legitimierten politischen Elite (elected representations of the people) und der Wählerschaft erkennt, in modernen Gesellschaften gefährdet. Um diese Kommunikation in einer modernen Gesellschaft weiterhin zu gewährleisten, erwiesen sich Meinungsumfragen, nach wissenschaftlicher Stich-

192 Gallup, 1939, S. 5.

probentechnik erhoben, als das gesuchte Mittel, um den Widerspruch zwischen den „Funktionserfordernissen“ eines demokratischen Staates, nämlich in adäquater Frist Entscheidungen zu fällen und gleichzeitig den Ansprüchen, die politische Ordnung und die Entscheidungen selbst vor der Öffentlichkeit zu legitimieren, aufzuheben: „By means of nation-wide studies taken at frequent intervals, research workers are today attempting to measure and give voice to the sentiments of the whole people on vital issues of the day“.[193]

Der möglichen Kritik, die breite Bevölkerung weise gar nicht die Kompetenz aus, sich zu den verschiedensten Sachfragen adäquat äußern zu können, tritt Gallup in seiner Rede vor der akademischen Gesellschaft entschieden entgegen. Es sei zwar modisch geworden, sich über die Intelligenz der Bevölkerung lustig zu machen. Doch wer sich mit Surveys beschäftige, entdecke, dass, *als Gesamtes*, die amerikanische Bevölkerung einen beeindruckend gesunden Menschenverstand (*common sense*) aufwiese: „The people my not be brilliant or intellectual or particularly well-read, but they process a quality of good sense which is manifested in their expressions of opinion on present-day issues“.[194] So sehr die einzelnen uninformiert sein mögen, die Intelligenz ergibt sich aus dem Kollektiv. Gallup lässt hier niemand anderen als de Talleyrand sprechen: „The only thing wiser than anybody is everybody“.[195]

Wie unschwer zu erkennen ist, referiert Gallup hier eine basisdemokratische Utopie, die er im letzten Teil des Referats deutlich artikuliert: Mit den Mitteln moderner Medien, worunter Gallup sowohl Zeitungen, wie auch Radio und Film, aber auch die neu entstandene Industrie der Meinungsforschung zählt, erhofft er die Orte ursprünglicher Demokratie wieder aufstehen zu lassen, wie sie noch im „New England Town Meeting“ verkörpert waren: In jenen Versammlungen diskutierten politische Menschen über die Probleme des Gemeinwesens, fällten Entscheidungen und ermöglichten damit eine unmittelbare Artikulation der „öffentlichen Meinung“. Diese Orte, durch Industrialisierung und Modernisierung für immer verloren, könnten nun mittels neuer Technologien wieder zum Leben erweckt werden, die Vielfalt der politischen Stimmen, verloren in der Moderne, könnte wieder zum Leben erweckt werden:

> „This means that the nation is literally in one great room. The newspaper and the radio conduct the debate on national issues, presenting both information and argument on both sides, just as

193 Gallup, 1939, S. 8.
194 Gallup, 1939, S. 14.
195 Gallup, 1939, S. 15.

> the townsfolk did in person in the old form meeting. And finally, through the process of the sampling referendum, the people, having heard the debate on both sides of every issue, can express their will. After one hundred and fifty years we return to the town meeting. This time the whole nation is within the door.“[196]

Das utopische Potential der Meinungsforschung liegt, wie dieses Zitat veranschaulicht, vor allem darin, dass die neue Technologie und Produktionweise von Stimmen verlorene Orte des Politischen, die „authentischen“ politischen Versammlungen, in einem neuen, ja umfassenderen Sinne wiedererwecken. Wissenschaftlich-technisches Vokabular vermeidend, thematisiert Gallup hier wohlbekannte Schlüsselbegriffe der politischen Theorie: die „Demokratie“, „Nation“, „the best kind of government“ und vor allem, worauf schon der Titel aufmerksam macht, die „öffentliche Meinung“ (*public opinion*). Gallup stand mit solchen Erwartungen an die neue Technik allerdings keineswegs alleine. Auch Crossley hatte in seinem einführenden Text zur Messmethoden der *Gallup Polls* in der *Public Opinion Quarterly* am Schluss in ähnlicher Weise den utopischen Gehalt der Meinungsforschung offengelegt und damit die Anschlussfähigkeit an die etablierten politischen Diskurse gesichert: Wissenschaftliche Untersuchungen stellten, indem sie eine große Lücke in der demokratischen Form des Regierens füllten, nichts weniger dar als den lang gesuchten Schlüssel des „Government *by* the people“.[197] Damit ist aber ebenfalls den vornehmlich im englischsprachigen Raum bekannten „klassischen Werken“ der politischen Theorie, nämlich den Arbeiten von James Bryce die Referenz erwiesen. Seine Werke über den „American Commonwealth“ und moderne Demokratien generell bestimmen in den Vereinigten Staaten bis heute die Diskussion um die politische und theoretische Begründung der Meinungsforschung.[198]

4.2.2. Ein Buch zur Begründung der Meinungsforschung

Während in Crossleys Beitrag in der *Public Opinion Quarterly* Bryce noch ungenannt zitiert blieb, so wurde er bei der Präsentation der ersten Meinungsforschung in der Washington Post immerhin explizit erwähnt. In ihrer im Jahre 1940 erschienen Arbeit *The Pulse of Democracy. The Public-Opinion Poll and How It Works* widmen sich nun Gallup und Rae eingehend der Arbeit von Bryce und vornehmlich seines Begriffs der „öffentlichen Meinung“. Bryce kommt dabei, so lässt sich im folgenden zeigen,

196 Gallup, 1939, S. 15.
197 Crossley, 1937, S. 35.
198 Vgl. Fishkin, 1995, S. 71 ff.; Blondiaux, 1998, S. 71ff.

die besondere Bedeutung zu, als eine Instanz zwischen verschiedenen grundlegenden Ebenen der Meinungsforschung zu vermitteln: nämlich zwischen der rein technischen Diskussion der wissenschaftlich-statistischen Innovation, wie sie in der *Public Opinion Quarterly* lanciert wurde, und der Begründung der Meinungsforschung in ihrer politischen Notwendigkeit, wie sie Gallup bereits in der Rede vor der *Baker Foundation* formulierte. Die Zusammenführung dieser beiden Bereiche, wie sie im entsprechenden Werk Gallups und Raes vorgenommen wird, ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass sich die Meinungsforschung als eigenständige disziplinäre Matrix zu konsolidieren vermag und sich gleichzeitig vor der Öffentlichkeit als technologische Innovation zur Messung eines bereits bestehenden und diskutierten Gegenstandes, der „öffentlichen Meinung“ begründen kann.

Nicht umsonst nimmt dieser Versuch, zwei getrennte Diskurse zu einem eigenen Feld zusammenzuschließen, die Form eines Buches an. Denn Bücher, die nicht bloße Einführungen oder Schulbücher sind, werden, wie gesehen, in der Wissenschaft vornehmlich dann geschrieben, wenn ein Paradigma sich noch nicht gefestigt hat. Ein Buch öffnet den Kreis der Forschungskommunikation, nicht eingeweihte „Laien“ vermögen der Argumentation zu folgen, gerade weil die „Grenzen der Professionalisierung“ noch schwach gezogen sind.[199] So handelt es sich auch im vorliegenden Fall, wie alleine die Lektüre des Inhaltsverzeichnisses zeigt, um einen Versuch, nach der Initiierung der Forschung durch ein paradigmatisches Beispiel, das Wissen, das aufgrund der damit verbundenen Technologie produziert wird, weiter zu „theoretisieren“ und den rein technischen Diskurs mit einem politischen zu verbinden und ihn so zu plausibilisieren. Bücher stellen damit, um hier auf Michel Foucaults entsprechende Ausführungen zurückzugreifen, eigentliche „Knoten in einem Netz“ eines neu auftauchenden Diskurse dar – Knoten, die zuvor getrennte Einheiten (des Denkens und der zugrundeliegenden Praktiken) miteinander verflechten. [200]

Das vorliegende „Buch“ beginnt mit der einfachen Frage „What is the common man thinking?“ – eine Formulierung, die an den „einfachen“, vom politischen Geschehen ausgeschlossenen Bürger erinnert und in ähnlicher Weise bereits in der Frage nach dem „forgotten man“ auftauchte, welche die Veröffentlichung der ersten Meinungsumfrage

199 Kuhn, 1996, S. 34f.

200 „Die Grenzen eines Buches sind nie sauber oder streng geschnitten“, schreibt Foucault, „über den Titel, die ersten Zeilen und den Schlusspunkt hinaus, über seine innere Konfiguration und den Schlusspunkt hinaus, über seine innere Konfiguration und die es autonomisierende Form hinaus ist es in einem System der Verweise auf andere Bücher, andere Texte, andere Sätze verfangen: ein Knoten in einem Netz“ (1988, S. 36).

begleitete.[201] Der Problematik der Integration der politischen Diskurse der Bevölkerung wird damit als zentrale Problematik des Politischen überhaupt hervorgehoben: Die ganze Geschichte der Demokratien, so die Autoren, könne als Suche nach einer Antwort auf genau diese Frage verstanden werden. Mit wenigen Sätzen ist damit der geschichtlichen Horizont entworfen, in den die Autoren ihre eigene Tätigkeit als Meinungsforscher eingelagert sehen. Das Buch wolle für diese alte, klassische Frage denn auch eine „moderne“ Antwort liefern – nicht bloß in Form betulicher Mutmaßungen, sondern abgestützt auf ein neues, wissenschaftliches Messinstrument.

Doch einleitend wird weniger die neue Technologie vorgestellt, als die Metapher des „common man“ weiterentwickelt. Die demokratische Urszene der politischen Erörterung zwischen politisch Gleichgestellten erfährt hierbei eine subtile Übertragung hin zu den meinungsforschenden Interviews. Plastisch geschilderte Interviewszenen sollen den Bruch in der Kommunikationsform möglichst nicht erkenntlich werden lassen. Beinahe dramatische Szenen von Interviews, durchgeführt von den Forschern des *American Institute of Public Opinion*, suggerieren diese Nähe der neuen Technologie zu den alltäglichen Diskursen: „These interviewers [des *American Institute of Public Opinion,* F.K.] know what it is to drive trough a Maine snowstorm to make a farm interview; to trudge across Kansas wheat fields on a blistering day to interview a tresher [sic] on the job; to travel trough the red-clay mud of Georgia in a drenching rainstorm“.[202] Die alltäglichen politischen Meinungen der Bevölkerung sollen unermüdlich der Verarbeitung durch die neue Technologie zugeführt werden.

Die Wetterfestigkeit der Angestellten des Gallup-Unternehmens ist aber keineswegs das alleinige Merkmal, welches eindrücklich den Willen zur Datenerfassung zeigt – ebenso kommt der politische Anspruch der Beteiligungsmöglichkeit Aller am politischen Prozess dadurch zum Ausdruck, dass die Interviews selbst größte soziale Barrieren zu überwinden vermögen: Der berühmte Industrielle mit Tausenden von Angestellten wird von Gallup ebenso befragt wie die Bewohner der verruchten New Yorker *East Side*. Was diese emphatische Schilderung der Erhebungspraxis wohl besagen will, bedarf keiner weiteren Interpretation: vor dem *American Institute of Public Opinion* sind alle Amerikaner und Amerikanerinnen gleich. Kein Aufwand wird geschaut, jene soziale Orte interviewtechnisch auszuleuchten, die ansonsten verborgen blieben:

---

201 Gallup und Rae, 1940, S. V. Deutlicher ist der Zusammenhang auf der Seite 14 derselben Arbeit ausgedrückt: „Unless the ordinary citizen can find channels of self-expression, the common man may become the forgotten man“.

202 Gallup und Rae, 1940, S. 4.

seien es die Subkulturen der Reichen oder der marginalisierten Bevölkerung, sei es aufgrund der Lage abseits städtischer Zivilisation. Der Interviewer des *American Institute of Public Opinion* durcheilt den sozialen Raum und bringt ihn so zur Geltung. Der statistische Hintergrund der Stichprobenziehung und der Datenauswertung tritt in dieser einleitenden Darstellung vollkommen in den Hintergrund zugunsten der Darstellung eines quasi-organischen Übergangs von politischen Unterhaltungen hin zu meinungsforschenden Interviews, die schlussendlich ihren Ausdruck in den Zahlen und Tabellen der Meinungsforschungsindustrie finden:

> “As German troops advanced into western Poland, interviewers went out to talk to the man in the street, and listened closely to what he had to say to such questions as:
>
> Do you think the United States will go into this war?
> Should the United States allow its citizens to travel on ships of countries, which are now at war? (…)
>
> Replies were swiftly returned to the Institute, which tabulated the final results and distributed them to its subscribing newspapers throughout the country.”[203]

Das Sampling–Prozedere, in der Verwendung mit Befragungen gemeinhin als die bedeutendste Innovation Gallups betrachtet, wird dabei einführend schlicht als ein sehr einfacher (*simple*) Vorgang präsentiert: Das Anhören der Meinung einer kleinen Gruppe von Personen, proportional zu allen relevanten Bevölkerungsgruppen, ermöglicht, die Meinungen der ganzen Bevölkerung (*population*) mit hoher Genauigkeit zu bestimmen. Auf diese Weise habe sich nachweisen lassen, dass die „öffentliche Meinung“ auch wirklich gemessen werden kann („…that public opinion *can* be measured“).[204] Die Messbarkeit der „öffentlichen Meinung“ wird somit einleitend bereits vorausgesetzt; sie wird als unproblematische Grundlage für die Reflexion der Institution selbst geschildert.

Doch die politische Frage, die sich mit der Idee der „öffentlichen Meinung“ verbindet, führt selbst zu nichts Geringerem als zur Frage, ob der Staat durch eine relativ schmale Bevölkerungsschicht geführt werden soll oder aber die breite Bevölkerung sich zu Worte melden könne oder müsse. Um die Position der Autoren diesbezüglich klarzustellen, wird kein Geringerer als ein Gründervater der Vereinigten Staaten selbst angerufen: „With public opinion on its side“, so lassen Gallup und Rae die Stimme Abraham Lincolns wiedererwecken, „everything succeeds.

---

203 Gallup und Rae, 1940, S. 5.
204 Gallup und Rae, 1940, S. 6.

With public opinion against it, nothing succeeds“.[205] Selbst Diktatoren, allen voran Adolf Hitler, seien darauf angewiesen, eine Schnittstelle zu den Gedanken und dem Fühlen der Massen zu finden, ihre Politik zu legitimieren, indem beispielsweise Abstimmungsresultate (wie beim Anschluss Österreichs) präsentiert werden. Dass diese, wie im Falle der Sowjetunion, stets eine absurd hohe Zustimmung zum Status Quo aufwiesen, zeige lediglich, dass damit die „öffentliche Meinung“ sehr schlecht gemessen werde. Entsprechende Ergebnisse seien nicht nur für die Öffentlichkeit völlig unglaubwürdig, sondern stelle auch dem Diktator das Problem, dass er letztlich, über die künstliche Konstruktion einer Mehrheit, nie wisse, was die Öffentlichkeit wirklich von seiner Politik denke. Gleichsam in und jenseits dieser artifiziellen, „öffentlichen Meinung“ versteckten sich indessen die eigentlichen Gedanken der Menschen in anderer Gestalt: in Witzen, in Gerüchten, in bestimmten Betonungen und Zusammenstellungen von Nachrichten oder zwischen den Zeilen der offiziellen Verlautbarungen. Auch im Falle der Diktatur also ist die Bevölkerung nicht einfach auf die offizielle diktatorische Politik hin konditioniert, existiert im gewissen Sinne eine maskierte „öffentliche Meinung“. Das Drängen des Diskurses über politische Fragen lässt sich nicht sistieren, er sucht sich andere Wege, tarnt sich als Witz, als Gerücht oder äußert sich in subtilen Entstellung offizieller Verlautbarungen. Doch so präsent solche verkappten politischen Meinungen auch seien, sie erwiesen sich letztlich als nicht greifbar (*tangible*).

Im Gegensatz dazu seien Meinungen im demokratischen Ideal zwar immer erreichbar, doch befinden sie sich im stetigen Fluss der Entwicklung und Veränderung: Demokratien seien gerade dadurch ausgezeichnet, dass sie eine Fülle von Stimmen aufweisen, die ständig wechseln, sich überlagern, widersprechen und ergänzen und damit letztendlich den „Puls der Demokratie“ bildeten. Und dieses Ideal der Demokratie wird, wie in der Rede vor der *Baker Foundation,* als bessere und überlegene politische Ordnung gegen die europäischen und die sowjetische Diktaturen gewendet, und darüber herrsche in den Vereinigten Staaten weitgehend Einigkeit. Doch es sei eine andere Frage, ob Demokratien rein technisch verbesserungsfähig seien. Demokratien, so die Autoren, könnten sich nie aus sich selbst begründen, sondern seien auf Gesellschaften angewiesen, die erst die Grundlagen ihres Funktionierens bereitstellen müssten, etwa die Möglichkeit der freien Meinungsäußerung und ökonomische Wohlfahrt, welche die notwendige Beschäftigung mit Politischem zulassen. Und gerade auch diese Rahmenbedingungen hätten sich durch die enorme Vergrößerung der Gesellschaft selbst verändert:

[205] Gallup und Rae, 1940, S. 6.

> “In an enormous community of more than 130'000'000 persons, this goal has not always been easy to attain. We are not living in an age like that of the Founding Fathers of the American Republic, when ‘participation in the basic ideals of democracy’ was limited exclusively to the ‘wise, the rich and the good (…). Nor can we restore the practice of direct democracy which operated in the early town-hall meetings of New England, or revive the political intimacy of the rural corner store with its cracker barrel. (…) The impetus of a growing industrialism, the revolutions in transport and communication, the emergence of factories, towns, and great cities destroyed for all times the rural localism of early America.”[206]

Das enorme Anwachsen der Bevölkerung während der Industrialisierung hat nicht nur den Verlust der ursprünglichen Orte der Demokratie mit sich gebracht, sondern damit auch den Anspruch auf politische Integration erhöht. Denn mit der sozialen und technischen Entwicklung verändern sich auch die Möglichkeiten der Partizipation drastisch: „The enormous expansion of social and political life broke down the old face to face relationships of the small governing class.“[207] An Stelle der konkreten Orten politischer Praxis ist nun aber etwas anderes getreten, das die entstandene Lücke füllen will, nämlich die „öffentliche Meinung“.

Die Vielfalt der Stimmen in einer lebendigen Demokratie, geäußert von Bürgerinitiativen, Gewerkschaften, Parteien, Politikern und Politikerinnen ebenso wie von Privatleuten, geht einher mit einer Vervielfachung der Ansprüche, die *vox populi* repräsentieren. Dies führt aber zu Schwierigkeit, der öffentlichen Meinung habhaft zu werden, deren politische Macht notwendigerweise auf verschiedene Weise geahnt und wahrgenommen wird. Gallup und Rae verweisen hierbei wiederum auf die Geistesgeschichte und zitieren Montaigne, der geschrieben haben soll: „Public Opinion is a powerful, bold and unmeasurable party“[208] – ein Zitat, dessen Bedeutung insofern hervorgehoben wird, als es diesem einleitenden Kapitel des Werks, allerdings mit einem Fragezeichen versehen, den Titel verliehen hat („A powerful, unmeasurable party?“[209]). Im Gegensatz zu Montaigne jedoch glauben Gallup und sein Mitautor evidenterweise an die Erfassbarkeit dieses Konstrukts: Gerade weil die „öffentliche Meinung“ eine derart kühne und starke Partei darstelle, müsse sie gemessen werden. „The problem of building machinery for directly approaching the mass of the people and hearing what they have

206 Gallup und Rae, 1940, S. 12.
207 Gallup und Rae, 1940, S. 13.
208 Gallup und Rae, 1940, S. 14.
209 Gallup und Rae, 1940, S. 3ff.

to say demands solution.“[210] Und die Konstruktion einer solchen Maschinerie, welche die „öffentliche Meinung“ zu messen vermag, stellt letztlich eine Notwendigkeit dar, um das Funktionieren von Demokratien in industrialisierten, großen Ländern überhaupt zu sichern – jenseits aller positiven oder negativen Einschätzung der „öffentlichen Meinung“ selbst: „Having chosen a way of life which consults the mass of the people in the formulation of policy, we must listen to what the people themselves have to say, for public opinion can only be of service to democracy if it can be heard“.[211]

Einleitend zu „*The Pulse of Democracy*“ haben Gallup und sein Mitautor Rae damit ein Feld von Argumentation und Begrifflichkeit artikuliert, das zwar schon ansatzweise in der Präsentation der Meinungsforschung vorhanden war: Die Begründung der Techniken der Meinungsforschung ruft staatstheoretische Debatten an, deren historische Tradition mit der aktuellen politischen und gesellschaftlichen Verfassung in Verbindung gebracht wird. „Bryce“ erhält hier, wie im folgenden zu zeigen sein wird, die Funktion einer Instanz, die ähnlich einer Schnittstelle Messtechnik und alltägliche begriffliche Konzepte ineinander zu überführen vermag. Der Interpretation von Bryce‘ Arbeit zur Begründung der Meinungsforschung muss deshalb hier besondere Aufmerksamkeit zukommen.

4.2.3. James Bryce als Erzählinstanz

James Bryce (1838-1922), seines Zeichens Historiker und Professor für Civil Law in Oxford, zugleich liberales Mitglied des House of Commons, aber auch britischer Botschafter in den USA, wo er bemerkenswerte Popularität genossen hatte, begründete seine Anerkennung als politisch versierter Historiker mit einer Untersuchung zum römischen Reich. Doch die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erhielt er insbesondere aufgrund seiner laut der *Encyclopedia Americana* in ihrer Bedeutung Tocquevilles *Demokratie in Amerika* gleichzusetzenden Studie *The American Commonwealth*, die in einem späteren, 1921 erschienen Werk (*Modern Democracies*) als eine ländervergleichende Analyse demokratischer Ordnungen fortgesetzt wird. Bryce’ Arbeiten ermöglichen offenbar bis heute, eine Brücke zwischen „traditionellen“ Problematiken der politischen Theorie und der Quantifizierung politischen Sprechens zu schlagen.[212] Um die dabei zu erwartende Transformationen eines politischen Diskurs hin zu einem technischen Vokabular der Sozialwissenschaften

[210] Gallup und Rae, 1940, S. 13.
[211] Gallup und Rae, 1940, S. 15.
[212] Vgl. Fishkin, 1995, S. 71ff.

verfolgen zu können, wird zunächst die Interpretation von Bryce' Arbeit in der Begründung der Meinungsforschung thematisiert und in einem zweiten Schritt die Interpretationsleistung selbst anhand einer Relektüre einiger zentralen Aspekte von Bryce' Arbeit problematisiert.

Nachdem die Bedeutung von Bryce' Werk, wie gezeigt, im Zusammenhang mit Gallups Begründung der Meinungsforschung schon mehrfach angesprochen worden ist, wird in Gallup und Raes Buch *The Pulse of Democracy* soweit absehbar die Beziehung zwischen Bryce und den Möglichkeiten der Meinungsforschung nun explizit dargestellt. Das entsprechende Kapitel des Buches, das den Titel *The Voices of the People* trägt, wird mit einem Bryce-Zitat eingeführt, das sogleich zum Zentrum des Arguments führen soll: „'The obvious weakness of government by opinion', wrote James Bryce, 'is the difficulty to ascertaining it'“.[213] Die Wahrnehmung der „öffentlichen Meinung“ wird als Notwendigkeit und Problem demokratischer Staaten zugleich dargelegt, und das Objekt der Wahrnehmung, die „öffentliche Meinung“, sollen Bryce' Überlegungen begreifen helfen, so dass ein Mittel ihrer adäquaten Wahrnehmung, d.h. auch Messung entwickelt werden kann.

Hierfür ist Bryce nach Gallup und Rae gerade deshalb geeignet, weil er das Konstrukt der „öffentlichen Meinung“ jeglichen metaphysischen Gehalts entleert habe. Nach Bryce sei die „öffentliche Meinung“ keine übernatürliche Größe („superentity“) mehr und genau deshalb vermochte er eine Definition des Begriffs ohne jegliche „Mystik“ vorzubringen, die auch die Probleme moderner Demokratien zu fassen vermag.[214] Das Nicht-Metaphysische ergibt sich nach Gallup und Rae offenbar durch die Festlegung der Basis der „öffentlichen Meinung“ als „Aggregat“ der Ansichten von Menschen, die das Gemeinwesen betreffen,[215] eines Zustandes aber, der zugleich mehr ist als die bloße Summe einzelner Ansichten. Welche Elemente aber dieses Aggregat beinhaltet, erweist sich umgehend wieder als eine komplexere Frage: „public opinion is a congeries of all sorts of discrepant notions, beliefs, fancies, prejudices, aspirations. It is confused, incoherent, amorphous, varying from day to day and week to week“.[216]

Die einzelnen Elemente des Aggregats erscheinen folglich in den unterschiedlichsten Formen: als Meinungen, Phantasien, Vorurteile, Hoffnungen, Widersprüche, ein Sammelsurium von Elementen, die zudem als aggregiertes Ganzes nicht weniger opake Eigenschaften aufweisen als

213 Gallup und Rae, 1940, S. 16.
214 Gallup und Rae, 1940, S. 16.
215 „He [Bryce] did not regard public opinion as a superentity, but as the 'aggregate of the views men hold regarding matters that affect or interest the community'“, so Gallup und Rae, 1940, S. 16.
216 Bryce nach Gallup und Rae, 1940, S. 16.

einzelne Erscheinung. Indes relativiert Bryce diese fluide Natur der „öffentlichen Meinung“ in einem zweiten Schritt auch auf bedeutsame Weise:

> “But in the midst of this diversity and confusion every question as it arises into importance is subjected to a process of consolidation and clarification until there emerge and take shape certain views or sets of interconnected views, each held and advocated in common by bodies of citizens. It is the power exerted by any such views or set of views, when held by an apparent majority of citizens, that we refer when we talk of Public Opinion as approving or disapproving a certain doctrine or proposal, and thereby becoming a guiding or ruling power.”[217]

Auch wenn die „öffentliche Meinung“ als solche amorphen Charakter aufweist, weise sie nach der Interpretation von Gallup und Rae gleichsam die inhärente Eigenschaft auf, sich bei politisch brisanten Fragen hin zur „Zustimmung“ oder „Ablehnung“ zu konsolidieren, die von einer großen Zahl von Bürgern oder Bürgerinnen getragen werde. Damit ist aber die Frage noch nicht beantwortet, auf welche Weise überhaupt eine solche „öffentliche Meinung“ zum Ausdruck kommt, auf welche Weise sie überhaupt wahrnehmbar ist. In der obigen Annahme, dass die „öffentliche Meinung“ genuin eine Vielheit von ständig wechselnden Stimmen beinhaltet, auch wenn sich diese zu konsolidieren neigen, ist stillschweigend auch die Möglichkeit enthalten, dass die einzelnen Äußerungen durch die Vielfalt der Positionen eigentlich unhörbar werden und insbesondere wenige Stimmen sich nachhaltiger melden als andere. Mehr noch: im Chor der Ansichten und Meinungen entstehen immer auch Stimmen, die von sich behaupten, dass sie für die Äußerungen und Ansichten Anderer zu sprechen vermögen.[218] Das Problem des adäquaten Aggregierens der verschiedenen Stimmen ist somit noch nicht gelöst.

Gallup und Rae schildern in der Folge gleichsam durch Bryce hindurch verschiedene Möglichkeiten, die Vielfalt der Stimmen adäquat zu repräsentieren. Sie „suchen“ damit just das Medium, durch das sich die „öffentliche Meinung“ auch auszudrücken vermag. Als vornehmstes Mittel des Ausdrucks des öffentlichen Willens gelten dabei evidenterweise Wahlen und Abstimmungen. Durchaus seien nach Bryce Wahlen und Abstimmung als der beste und adäquateste Ausdruck der „öffentliche Meinung“ anzusehen. Doch auch Wahlen und Abstimmungen vermöchten die „öffentliche Meinung“ keineswegs fehlerfrei auszudrücken.

---

217 Bryce zitiert nach Gallup und Rae, 1940, S. 16f.
218 Gallup und Rae, 1940, S. 17.

Die Problematik von Wahlen liegt darin, dass die Zustimmung zu Streitpunkten und Präferenzen für Wahlkandidaten zu kollidieren oder sich zu vermengen drohen, Personenwahl und Sachwahl sich vermischen.[219] Eine weitere Verfremdung der „öffentlichen Meinung“ in Wahlen ergäbe sich dadurch, dass oft Parteien gewählt würden, die ganze Felder von Positionen anböten, deren einzelne Punkte die Wählenden aber nicht unbedingt teilten. Aussagen über Personen, Parteiprogramme und Parolen erlebten so bei einer Wahl eine heillose Konfusion, die jegliche präzise Aussagen über die „öffentliche Meinung“ verunmöglichten und womöglich die Wählerschaft gar verwirrten.[220] Zudem sei das Ergebnis des Wählens nicht notwendigerweise repräsentativ bezüglich der abgegebenen Stimmen, da die Wahlverfahren unter Umständen die Stimmen, insbesondere beim Majorz-System, umgewichteten.

All dies trägt letztlich dazu bei, dass Wahlen, trotz ihrer unbestrittenen Bedeutsamkeit, nicht als einziger Ausdruck (*channel*) der „öffentlichen Meinung“ gelten dürfen. Deshalb auch, so folgern Gallup und Rae aufgrund Bryce’ Überlegungen, bestehe in den besten repräsentativen demokratischen Systemen die Notwendigkeit, dass die gesetzgebenden Gewalten mit der „öffentlichen Meinung“ in enger Beziehung stehen, ohne dass dies bedeutet, dieser sogleich zu folgen: „For whether he chooses to follow public opinion or not, even if his conscience and experience tell him that the opinions of the majority are sometimes wise and at other time foolish, the representative must try to learn what people in his own community, and in the nation itself, are thinking.“[221] Die „öffentliche Meinung“ erhält dabei, auch wenn zuvor jeglicher metaphysischer Begründung abgeschworen worden ist, die Eigenschaft einer eigenständigen Stimme, eines Gesprächspartners der Legislative. Die „öffentliche Meinung“ wird flugs zu einem sprechenden Subjekt erhoben, zu einem launischen Subjekt zumal, das desto mehr an Wirklichkeit gewinnt, je größer die Zahl der Positionen ist, die vertreten werden sollen.

Doch es stellt sich von Neuem die Frage, mit welcher Stimme diese „öffentliche Meinung“ selbst spricht: zu viele Äußerungen reklamieren für sich, das Organ der „öffentlichen Meinung“ darzustellen: seien es nun die Zeitungen, die Zuschriften von Wählerinnen und Wähler, die Gewerkschaften und Interessenverbände oder die verschiedensten Bür-

219 Vgl. Gallup und Rae, 1940, S. 18. Die Autoren führen auf den folgenden Seiten die verschiedensten Beispiele aus der amerikanischen Geschichte auf, bei denen Personen und Sachwahl sich miteinander vermengten.
220 Gallup und Rae, 1940, S. 20.
221 Gallup und Rae, 1940, S. 21.

gerinitiativen, die als Stimme der „öffentlichen Meinung“ zu gelten haben. Es scheint damit festgelegt, dass dieses Subjekt, dieses Gegenüber der gesetzgebenden Gewalt, eine Stimme hat, dass diese aber noch nicht entdeckt oder identifiziert ist: „Admitting that the legislator is sincerely trying to sound the depths of the public mind, which instrument shall he use?“[222] Mit dieser Problematisierung des adäquaten Erkennens der „öffentlichen Meinung“ hat Bryce den Diskurs umgehend auf eine Ebene gehoben, auf der die Suche nach einer methodisch gefestigten, d.h. nach strengen Regeln erfolgenden Erfassung dieser Entität, der „öffentlichen Meinung“, sich als ein notwendiges und sinnvolles Unterfangen erweist.

Die Meinungsforschung als eine Lösung dieses Erkenntnisproblems zu präsentieren und zu begründen, erfordert beinahe notwendigerweise, die etablierten Stimmen, die neben den Wahlen als Repräsentationen der „öffentlichen Meinung“ gelten, zu desavouieren. Zu diesem Zweck wird nun wiederum Bryce angerufen, der die verschiedensten gängigen Stimmen, die als Repräsentationen der „öffentlichen Meinung“ gelten, kritisch diskutiert. Vorab gilt seit je die Presse als eine der gewichtigsten Organe der *public opinion*. Doch Bryce habe erkannt, dass die Presse gleichsam strukturell verhindert sei, als eine Stimme von etwas bereits zuvor Bestehendem zu gelten, denn sie besitzt über die bloße Artikulation bestehender Stimmen hinaus wichtige Funktionen. Indem sie Informationen vermitteln, Entwicklungstendenzen registrieren, Bericht erstatten und Geschehnisse kommentieren, erscheinen die Zeitungen nach Bryce als „narrators“, „advocates“ und „weathercocks“ zugleich.[223] Die Presse ist damit ein hoch bedeutsames politisches Instrumentarium, jedoch, so folgern Gallup und Rae aufgrund Bryce' Überlegungen, eines, das Quelle und Inspiration für die „öffentliche Meinung“ darstellt, nicht aber die „öffentliche Meinung“ selbst ausdrückt. Denn notwendigerweise und dies als Kennzeichen für eine funktionierende Demokratien, sind die Stimmen der Zeitungen sehr vielfältig und ihre Positionen entsprechend unterschiedlich. Die Presse ist damit keineswegs ein verlässliches Messinstrument für die „öffentliche Meinung“ sondern gleicht eher, so die Metapher, einem Wetterhahn, der beständig seine Richtung ändert: „The press is not a single unit. Behind each newspaper there is a dynamic of conflicting views and opinions. That is the essence of a free press. It is only in a dictatorship that the Leader can expect the press to emit a monotonous blast.“[224]

222 Gallup und Rae, 1940, S. 22.
223 Bryce nach Gallup und Rae, 1940, S. 22.
224 Gallup und Rae, 1940, S. 23f.

Doch auch andere Stimmen vermögen die „öffentliche Meinung“ nicht hinreichend zu artikulieren. Insbesondere, wenn sie sich besonders laut und beeindruckend geben. Schon damals habe Bryce die wachsende Bedeutung der Propagandakunst für die Demokratien erkannt, eine Technologie, die heute als Public Relation bezeichnet werden müsste.[225] Die Inszenierungen der *Public Relation* stellen aber evidenterweise keine Repräsentation der Meinungen der Bevölkerung oder einer Interessengruppe dar, sondern haben gerade zum Ziel, diese zu verändern. Gallup und Rae kritisieren diese Inszenierungen und Techniken der öffentlichen Artikulation keineswegs – sie registrieren eine solche „growing clamor of voices“ gleichsam als Hinweis für die Vielfalt der Stimmen in einer lebendige Demokratie. Die Prominenz der öffentlichen Inszenierungen wird als Folge der Zunahme der Stimmenvielfalt selbst gesehen, die wiederum als Folge breiterer sozialer Prozesse erscheint: die neuen, sich rasant entwickelnden Kommunikationstechnologien gehörten hier ebenso dazu wie die immer engere Verknüpfung von geographischen Räumen und der industrielle Wandel, der immer neue Interessengruppen hervorbringt.[226]

Was offenbar in dieser Situation fehlt, ist eine neue politische Technologie, die diesem sozialen und politischen Wandel zu folgen vermag – doch Bryce wird zum intellektuellen Führer hin zu dieser Technologie erhoben wie auch zum Träger einer entsprechenden Vision: „James Bryce was not a destructive critic. He did not merely say that the techniques available in his day were likely to be inaccurate; he also looked forward to a time when more efficient methods might be devised to aid the legislator, and provide democracy with a mirror in which it could see its own likeness.“[227] Die entsprechende Stelle in Bryce' Arbeit, die diese „Vision“ enthält und aufgrund derer sich die Technik der Meinungsforschung als eine Lösung der Problematik des Erkennens der „öffentlichen Meinung“ darstellen lässt, ja des Selbsterkennens der demokratischer Öffentlichkeiten selbst, soll hier in ihrer ganzen Länge wiedergegeben werden, damit im Folgenden jene Transformationen in aller

225 „The propaganda which was an art in Bryce's eras has become a science in our own. The twentieth century is the age of the expert who knows how to build a private interest into a public demonstration. In this day of pressure groups, telegram barrages, and other forms of protest, the worried legislator must cope with such techniques and therefore may mistakenly identify all the noise and clamor with public opinion“ (Gallup und Rae, 1940, S. 25).

226 Gallup und Rae, 1940, S. 29f.

227 Gallup und Rae, 1940, S. 30. Bryce habe sich auch mit dem Schweizer Modell der direkten Demokratie und der Landsgemeinde beschäftigt, sie jedoch als inädaquat für große Demokratien empfunden. Indem sie nur für kleine politische Räume tauglich sein sollen, taucht hier das Argument des verlorene politischen Ortes wieder, der eine unmittelbare Politik noch ermöglicht hatte und dessen Verlust nun die „öffentliche Meinung“ füllen soll.

Deutlichkeit erscheinen, die sich auf begrifflicher Ebene ergeben, wenn diese mit der Begrifflichkeit der Meinungsforschung gedeutet wird. Die „Vision“ Bryce’ („his final suggestion“) wird in dieser wichtigen Stelle wie folgt wiedergegeben:

> The best way in which the tendencies are at work in any community may be discovered is by moving freely about among all sorts and conditions of men and noting how they are affected by the news or arguments brought from day to day to their knowledge.
>
> In every neighborhood there are unbiased persons with good opportunities for observing, and plenty of skill in „sizing up“ the attitudes and proclivities of their fellow citizens. Such men are invaluable guides.
>
> Talk is the best way of reaching the truth, because in talk, one gets directly at the facts, whereas reading gives not so much the facts, as what the writers believes, or wished to have others believe.[228]

Bryce schwebt diesem Zitat zufolge also eine Art Flaneur mit besonderen Eigenschaften vor, der die Personen seiner Umgebung mit wachsamen Ohr in Gespräche verwickelt, um auf diese Weise ihren Meinungen zu lauschen, ohne dass er selbst schon über die Ansichten der Gesprächspartner voreingenommen wäre. Diese aufmerksamen Personen wären befähigt, aufgrund ihrer Gespräche das Meinungsbild ihrer Umgebung eigentlich zu extrapolieren, um so als Informationsträger der „öffentlichen Meinung“ zu dienen. In diesem Zitat taucht nicht nur unversehens auch der Ort des „unmittelbaren“ politischen Sprechens wieder auf, der schon in Gallups Rede vor der *Baker Foundation* erschienen war. Diesem Sprechen selbst wird mehr Authentizität zugetraut als den Texten der Zeitungen über den Gegenstand, welche als solche schon Repräsentationen darstellen, die auch, durch das Funktionieren des Mediums selbst, verzerrt sein könnten. Gerade diese Fiktion oder Utopie, die Bryce artikuliert, wie die „öffentliche Meinung“ ermittelt werden könnte, dient als Grundlage, die Mechanismen der Meinungsforschung zu verdeutlichen, die letztendlich nichts anderes als diese Fiktion mittels nunmehr neuer technischer Möglichkeiten umsetzt: „There is a remarkable parallel between Bryce’s outline of the best way of discovering public opinion and the methods now used by the modern polls of public opinion“.[229] Doch die Begründung dieser Parallelisierung ist nur über ein erstes Umschreiben von Bryce’ Text hin zur Terminologie der Meinungsforschung selbst möglich. In einem Punkt nämlich, so

[228] Bryce zitiert nach Gallup und Rae, 1940, S. 31.
[229] Gallup und Rae, 1940, S. 32.

diese erste Transformation, unterscheide sich die Technik der Datenerhebungen bei modernen Surveys von derjenigen der Vorstellung Bryce'. Anstatt die Meinungen der Mitbürger einfach zu extrapolieren, lasse die Interviewtechnik es zu, die Leute *selbst* sprechen zu lassen. In diesem Sinne vermöge die Datenerhebung der Meinungsforschungsinstitute, die „Intuition“, die noch bei Bryce' Informationsträger relevant war, durch direktes Aufzeichnen von Tatsachen („direct factual reporting“) zu ersetzen.[230] Die Bezeichnung des „direct factual reporting“ als „Vorteil“ gegenüber der „Intuition“ ist indes nur über eine Umdefinition möglich: die Gespräche, aufgrund derer das Meinungsbild einer sozialen Umgebung aufgrund besonderer Kompetenzen erfasst werden soll, müssen nun in jener strikten Ordnung eines Tauschs sprachlicher Zeichen, welche die Interviewsituation auszeichnet, eigentlich aufgehoben werden. Die damit verbundene Übersetzungsleistung wird in Gallups und Raes Arbeit auf textueller Ebene gar exakt markiert. Die obige Textstelle, mit der sich Bryce die Erfassung der „öffentlichen Meinung“ vorgestellt haben soll (im folgenden Zitat kursiv gesetzt), wird von dem begrifflichen Apparat der Meinungsforschung im eigentlichen Sinne des Wortes umgeschrieben:

> “Surveys are conducted in rural and urban areas, among rich and poor, old and young (‘*by moving freely about among all sorts and conditions of men*’), which ask people to express their attitudes on vital issues of the day (‘… *noting how they are affected by the news or arguments brought form day to day to their knowledge*’). The modern poll rely on interviewers (‘*…unbiased persons with good opportunities for observing*’) who listen to voters expressing their attitudes in ordinary conversation (‘*Talk is the best way of reaching the truth, because in talk, one gets directly at the facts*’).”[231]

Bereits der erste Satz dieses Zitats bezeichnet eine solche Übersetzungsleistung der „Stabilisierung“ oder „Präzisierung“ der Wahrnehmung hin zu einem „direct factual reporting“. Bryce beschreibt, dass seine Zuhörer gleichsam frei in ihrer sozialen Umgebung flanieren, um die Mitbürger in Gespräche zu verwickeln. Dieses „moving freely“ wird von Gallup und Rae dahingehend interpretiert, dass damit die gleiche Wahrscheinlichkeit bezeichnet sei, dass alle relevanten Gruppen die gleichen Chancen besäßen, in den Interviews berücksichtigt zu werden. Die „freie Bewegung“ meint hier die Abwesenheit von Schranken, die dafür sorgen würden, dass bestimmte Meinungen nicht erfasst und die Quota Vorgaben nicht erfüllt werden können. In der Tat aber dürfen einzelne

230 Gallup und Rae, 1940, S. 32.
231 Bryce zitiert nach Gallup und Rae, 1940, S. 31f.

Interviewer sich keineswegs frei bewegen, sondern sie müssen bestimmte Quoten von Interviews erfüllen, welche die Bewegung im sozialen Raum radikal einschränken. Dies ist aber nicht notwendigerweise eine Verfälschung des Sinnes, der Bryce dem Ausdruck „moving freely“ wohl geben wollte, sondern bezeichnet eine bestimmte Form dieser Bewegung zum Zwecke der Informationsbeschaffung.

Ebenso erweist sich die zweite Übersetzung letztlich als eine bestimmte, wenn auch rigide so doch nicht notwendigerweise falsche Interpretation der Bryceschen Fiktion, um diese wiederum mit der Technik der Meinungsforschung zu verbinden. Bei Bryce sollen die aufmerksamen Personen sich gewahr werden, welche politischen Probleme, welche Argumente die Bürger und Bürgerinnen zur Kenntnis nehmen. Dieser Vorgang wird nun wiederum parallel gesetzt zu einer Interviewsituation, bei der Interviewer die Interviewten mit Fragen über Probleme konfrontieren, die bereits zuvor von dem betreffenden Meinungsforschungsinstitut oder dessen Auftraggebern festgelegt worden sind und weder von dem Interviewer noch von seinem Gesprächspartner beeinflusst werden können. Möglicherweise sind die Probleme und Fragen, welche die Befragten beschäftigen, die gleichen wie diejenigen der Meinungsforscher – sie sind es aber keineswegs notwendigerweise. Dieses Gleichsetzen impliziert im Prinzip einen Konsens über die relevanten Probleme und Argumente der Befragten untereinander ebenso wie eine Deckungsgleichheit des vom Meinungsforschungsinstitut artikulierten Problemhorizontes mit demjenigen der Befragten.[232] In gleicher Weise wird schlussendlich die soziale Kompetenz der Personen, die bei Bryce das Meinungsbild zu erlauschen und extrapolieren vermögen, dazu verwendet, die Rolle des Interviewers zu beschreiben, der als Person selbst möglichst zurückzutreten hat und den Regeln des Befragungsinstitutes möglichst getreu folgen soll. Gewiss stellt die Fähigkeit, adäquate Interviews durchzuführen ebenfalls ein bestimmte Form der Kompetenz dar und setzt Unvoreingenommenheit voraus, doch diese Kompetenz ist – unmittelbar einleuchtend – keineswegs deckungsgleich mit jener, die Bryce den diskutierenden, lauschenden und diskret neugierigen Mitbürgern zudachte.

Doch die wahrscheinlich bedeutendste Transformation des „Bedeutungshorizontes“ von Bryce’ Szenario hin zur Interviewtechnik findet in der Übersetzung des Terms „talk“ statt, der ganz allgemein einen komplexen, ineinander verflochtenen sprachlichen Tausch bezeichnet, bei dem die verschiedensten Sprechakte einander folgen. Dies bedeutet keineswegs, dass ein meinungsforschendes Interview nicht auch als ein

[232] Vgl. zu der Problematik des Konsens über die Probleme selbst die Arbeit von Bourdieu (1993, S. 212ff.).

Gespräch bezeichnet werden könnte. Doch der Begriff „ordinary conversation“ oder „talk“ auf die Interviewsituation anzuwenden, bedeutet, obwohl auch alltägliche Gespräche einer bestimmten sozialen und linguistischen Ordnung folgen, diesem Begriff eine ganz spezifische und in einem gewissen Sinne neue Bedeutung zu verleihen – eine neue Bedeutung, die dem Begriff erst das Entdecken der Methode der Meinungsforschung zu geben vermochte: denn ein Interview folgt der Ordnung des Fragebogens und damit den Normen einer bestimmten „Maschinerie“. In der Tat käme auch eine linguistische Betrachtung zur Auffassung, dass das Interview der Meinungsforschungsinstitute als eine bestimmte Gesprächssituation begriffen werden kann. Van Dijk beispielsweise anerkennt als Textwissenschaftler zwar, dass das Alltagsgespräch keinen allgemeinen Beschränkungen unterworfen ist, doch bedeute dies keineswegs, dass ein Gespräch, ein Alltagsgespräch per se „ungezwungen“ sei und keine „normierte ‘interne’ Struktur besitze.[233] Eine Regel, die das Alltagsgespräch auszeichnet, besagt indessen, „dass gewisse Beschränkungen *nicht* auftreten, z.B. dass ein einziger Sprecher eben nicht festlegen darf, wer wann etwas sagen darf.“ Dennoch können „institutionelle Gespräche“ bis hin zu „Examensgesprächen“ ebenfalls als eine bestimmte Form gesteuerter und programmierter Gespräche aufgefaßt werden, die eine strenge „interne Struktur“ besitzen. Insofern könnte das Interview bei Datenerhebungen durchaus als eine bestimmte, sehr rigide Form eines Gesprächs begriffen werden.

Evidenterweise aber ist einer der Gesprächspartner in der Interviewsituation zum bloßen Antworten verurteilt, während der andere ihm entlang eines zuvor fixierten Katalogs, der sich nicht aus dem Gespräch ergeben hat, Fragen stellt. Mehr noch, auch die Antworten, präziser: das, was antwortbar ist, ist überwiegend ebenfalls bereits vorgegeben. Der Interviewte antwortet so im strengen Sinne des Wortes nicht mit sprachlichen Zeichen sondern mit Zustimmung oder Ablehnung auf bestimmte Vorgaben, also aufgrund eines Codes, der nicht rein sprachlicher Natur ist, sondern bereits einer binären Logik gehorcht. Diese diskursive Ordnung, die sowohl den Tausch der Symbole präzise strukturiert wie auch die Situation, innerhalb dessen er stattfindet, ist bei Bryce’ Fiktion in dieser Art evidenterweise nicht vorgesehen, da sie im eigentlichen Sinne des Wortes neu ist – womit sie indes auch nicht falsch sein kann. Aber gerade weil diese „neue“ Form des sprachlichen Tauschs mit der traditionellen Begrifflichkeit Bryce’ beschrieben ist,

233 Van Dijk, 1980, S. 242ff.

erhalten die Ergebnisse dieser neuen Situation einen Sinn, der ihr sonst zu fehlen droht.[234]

Damit hat Gallup, wie in seiner Arbeit mit Rae und in seiner Rede vor der *Baker Foundation* erkenntlich wird, den Horizont umrissen, den die Meinungsforschungsindustrie als Lösung eines traditionellen Problems evoziert: aufgrund der Entwicklung der traditionellen amerikanischen Gemeinschaft hin zu einer Industriegesellschaft bleiben die Orte des unmittelbaren politischen Sprechens für immer verloren. An die Stelle der direkten Auseinandersetzungen, der konkreten Debatten ist das Konstrukt der „öffentlichen Meinung“ getreten, das letztlich die Meinungen und Auffassung der Bevölkerung bezeichnen soll. Darüber hinaus, jenseits dieser argumentativen Strategie, die Meinungsforschung als Lösung eines Problems darzubieten, wird eine bestimmte Form von Wissen, die, da die Technik ihrer Erstellung neu ist, noch unbekannt, noch bedeutungsleer ist, mit Sinn versehen, indem ein bestimmter bestehender Diskurs transformiert wird und die Bedeutung zentraler Begriffe in ganz bestimmter Hinsicht festgelegt wird: der zentrale Term ist wiederum die „öffentliche Meinung“. Weil die ursprünglichen Orte also verloren sind, in der sich politisches Sprechen wahrnehmbar artikulieren konnte und von einer Pluralität von Stimmen und Positionen abgelöst wird, verliert auch das Konzept der „öffentlichen Meinung“ seinen unmittelbaren Sinn: hier bietet die Meinungsforschung ihre Mechanismen der Produktionsweise an, um das staatspolitisch bedeutsame, aber an sich leere Konstrukt mit Wissensbeständen zu „füllen“. Gallup fordert also nichts weniger als ein neues Verständnis des Begriffs, damit die konkreten politischen Probleme besser begriffen werden können: in diesem Sinne übersetzt er, wie gezeigt, Bryce' Verständnis der „öffentlichen Meinung“ in dasjenige der Meinungsforschungsindustrie. Mit Bryce lässt sich so das Entstehen der Meinungsforschung als eine Entdeckung der Lösung klassischer Probleme *und* als wissenschaftlicher Fortschritt gleichzeitig erzählen.

4.2.4. Bryce' Terminologie und ihre „Aufhebung“ im Diskurs der Meinungsforschung

Kuhns wie auch Bachelards Arbeiten haben gezeigt, dass die zentralen Terme einer Wissenschaft als solche nicht isoliert betrachtet werden

234 Dieser Transformationsprozess des Konzepts des Talk zeigt sich deutlich auch in den diesbezüglichen Ausführungen von Noelle-Neumann und Petersens „Einführung in die Methoden der Demoskopie“, ja die Transformation wird sogar explizit benannt. Der Abschnitt „Das demoskopische Interview“ beginnt mit folgendem Kapitel: „Umdenken: Das Gespräch ist kein Gespräch“ (S. 60).

können, sondern sich im Gegenteil gegenseitig determinieren, einen Verweisungszusammenhang bilden, der erst ihre Bedeutungen entstehen lässt. Wird dieses Argument aufgenommen, um die Texte und Argumente, die die neu entstandene Industrie begründen, zu untersuchen, müssten demzufolge notwendigerweise die „Übersetzung“ eines Begriffs auch Transformationen der Bedeutung anderer Begriffe zur Folge haben. Mehr noch, Kuhn hatte radikal in Frage gestellt, dass die Übersetzung zweier Texte unterschiedlicher Theorierichtung, die unterschiedlichen Paradigmen angehören, vollends möglich sei. Das fugenlose Einschreiben älterer Texte in eine neue Wissenschaftstradition muss in diesem Sinne eine Fiktion bleiben, die nur ein obsiegendes Paradigma Aufrecht erhalten und damit die Inkommensurabilitäten der zugrundeliegenden Weltauffassung verbergen kann. Auf welche (sprach)theoretischen Überlegungen sich Kuhn bei diesen Überlegungen zur Struktur der Lexika und dem Inkommensurabilitätsbegriff bezieht, um damit die „Fallen der Sprache“ zu fixieren, ist meines Wissens indes nie systematisch ausgeführt worden. Doch immerhin lassen sich mittelbar einige Überlegungen formulieren, die wiederum die Lektüre von Bryce’ ursprünglicher Arbeit über Kuhns engere Wissenschaftstheorie hinaus auf nicht unmittelbar wissenschaftliche Texte geleiten können, ohne den Anschluss an den wissenschaftstheoretischen Horizont zu verlieren.

Viele von Kuhns Ausführen zur Wahrnehmen der Natur gemahnen an gestaltpsychologische Ansätze, die als solche von der Auffassung getragen werden, dass die einzelne Wahrnehmungselemente immer erst in Relation zu andern Geltung erlangen. Explizit wird bei der Diskussion unterschiedlicher Wahrnehmungen von „Gestaltexperimenten“, von der veränderten „Wahrnehmung“ der „Gestalt“ einer Erscheinung gesprochen und ebenso kommt auch der in der Gestaltpsychologie gebräuchliche Feldbegriff zum Zuge.[235] Während die Anlehnung an die Gestaltpsychologie relativ deutlich ist, erscheint indes der sprachtheoretische Hintergrund, der vornehmlich in den Ausführungen zur Struktur

[235] Kuhn, 1996, S. 124. Bereits die Gestaltpsychologie und die damit verbundene Feldhypothese fußen in der Überlegung, so Piaget, dass „schon im Bereich der Wahrnehmung (…) das Subjekt nicht einfach das Theater [ist], auf dessen Bühne von ihm unabhängige und im voraus durch die Gesetze einer automatischen physischen Angleichung regulierte Stücke gespielt [werden].“ (1973, S. 58). Nicht zuletzt war an der Entwicklung der Gestaltpsychologie zu Beginn dieses Jahrhunderts auch ein Physiker, Wolfgang Köhler, beteiligt, der sich mit der Wahrnehmung der „Naturphänomene“ beschäftigt, wie auch der Psychologe Kurt Lewin (vgl. Piaget, 1973, S. 52). Soweit absehbar, zumindest aber in der „Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen“ nicht, verweist Kuhn nicht explizit auf diese Autoren.

der Lexika und der Inkommensurabilität zur Geltung kommt,[236] als weniger klar erkennbar. Aber die diesbezüglichen Überlegungen gehen, wie nun zu zeigen ist, aus den gestaltpsychologischen Grundlagen durchaus hervor und erschließen damit ein breiteres Feld der Untersuchung der Problematik der Meinungsforschung, das sich nicht auf die Frage von deren „Wissenschaftlichkeit“ beschränken muss.[237]

Mit einem ähnlichen Feldbegriff[238] hatte nämlich auch Trier in seinen sprachwissenschaftlichen Studien gearbeitet und so massgeblich Gestaltspsychologie und Linguistik einander zugeführt.[239] Der daraus resultierende Topos des Wortfeldes meint zunächst nichts anderes, als dass Worte in ihrer Bedeutung (in ihrer „Begrifflichkeit“) nicht isoliert betrachtet werden können, da sie in gegenseitiger Abhängigkeit zueinander stehen: „Vom Gefüge des Ganzen her empfängt das Einzelwort seine inhaltliche begriffliche Bestimmtheit“.[240] Erst, indem ein Wort sich von seinen „Nachbarn“ in einem spezifischen Feld unterscheidet, erhält es auch die Möglichkeit, etwas zu bezeichnen. Die „Begriffsbildung“ über Worte ergibt sich immer aus einem strukturierenden Vorgang in einem Ganzen. Diese Vorstellung ist keineswegs nur in der Linguistik begründet, sondern auch in der Sprachphilosophie, die sich zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts etablierte, zu finden und hat so Eingang in die Erkenntnistheorie gefunden.[241] Cassirer hatte in seiner

236 Vgl. insbesondere Kuhn, 1983.

237 Mehr noch, sie führen auch zu Hoyningen-Huenes (1989, S. 41ff.) Diskussion der erkenntniskritischen Grundlagen Kuhns zurück, die er in kantischen Kriterien fasst. Ernst Cassirer (1994) hatte bekanntlich selbst Überlegungen Kants auf die Sprache übertragen und dieser ist wiederum in Triers Arbeit (1973) allgegenwärtig.

238 Trier (1973) wendet den Begriff des „Feldes“ in zweifacher Hinsicht auf die Sprachtheorie an: er erscheint als „Wort-„ und „Begriffsfeld“ (vgl. Lee und Reichmann, 1973). Das Wortfeld bezieht sich auf den bezeichnenden Aspekt der Sprache über ihre sinnliche Erscheinung wie Schrift und Laute, während das Begriffsfeld sich auf die Ebene des Bezeichneten selbst bezieht. Diese Differenzierung lehnt an Saussures Opposition von Signifikat und Signifikantem an, die zusammen den Zeichencharakter ausmachen (vgl. Sausssure, 1967, Erster Teil, Kapitel I). Saussures Arbeit ist in verschiedener Hinsicht in Triers Arbeiten zu sprachlichen Feldern präsent und wird hinsichtlich seiner theoretischen Bedeutung auch explizit hervorgehoben (vgl. Trier, 1973, S. 44, Fussnote 3 und vornehmlich S. 50, Fussnote 4).

239 Vgl. van der Lee und Reichmann, 1973, S. 10.

240 Trier, 1973, S. 41.

241 Vgl. hier auch die entsprechenden Ausführungen in Foucaults „Archäologie“: Es sei (wie Ganguilhem dies illustriert habe) zu zeigen, „… dass die Geschichte eines Begriffs nicht alles in allem die seiner fortschreitenden Verfeinerung, seiner ständig wachsenden Rationalität, seines Abstraktionsanstiegs ist, sondern die seiner verschiedenen Konstitutions- und Gültigkeitsfelder, die seiner aufeinander folgenden Gebrauchsregeln, der vielfältigen theoretischen Milieus, in denen sich seine Herausarbeitung vollzogen und vollendet hat.“ (Foucault, 1988, S. 11).

Arbeit über sprachliche Formen dargelegt, dass sich Symbole nur in Relation zu anderen Symbolen „begreifen“ lassen, „… dass kein Inhalt gesetzt werden kann, ohne dass schon, eben durch diesen einfachen Akt der Setzung, ein Gesamtkomplex anderer Inhalt mitgesetzt wird“.[242] Übertragen auf die Wortfeldtheorie im engeren Sinne bedeutet dies: Nur in einem Feld von Worten gibt es Bedeutungen, nur in einem Wortfeld, in Abgrenzung zu andern Worten, erhalten diese ihren zeichenhaften Charakter: „Wir werfen ein Wortnetz über das nur dunkel und komplexhaft Geahnte“ so Trier, „um es gliedernd zu fassen und in abgegrenzten Begriffen zu haben“.[243] Jenes Feld von Differenzen, das letztlich die Bedeutung der Wortzeichen bestimmt, entwickelt sich indessen ohne Zweifel auch historisch: aber auch in dieser zeitlichen Bewegungen, entwickeln sich die sprachlichen Elemente nicht als einzelne Entitäten, sondern immer als Bestandteil eines ganzen Beziehungssystems. Deshalb lässt sich auch nicht der Bedeutungswandel eines Wortes isoliert betrachten. Im Gegenteil: ein Zeichen kann immer nur als Bestandteil eines ganzen Feldes von Bedeutungen erfasst werden. Denn „nicht nur die äußeren Zeichen sind in den verschiedenen Epochen andere und immer wieder andere, auch die Innengrenzen, die durch den Komplex hindurchgezogen werden und die ihn aufteilen, sind immer neue“.[244] Trier zeigt dies anhand der Bedeutung von „weise“, das sich aus dem Mittelhochdeutschen *wîs* entwickelte, das ursprünglich einen sehr breiten, beinahe allumfassenden, aber diffusen Bedeutungsumfang besaß. Das neuhochdeutsche „weise“ bezieht seinen Sinn indessen in Abgrenzung von „klug, gescheit, gerissen schlau, gewitzig“ und erhält gerade dadurch seinen spezifischen Gehalt.[245]

Übertragen auf die Struktur der Lexika und die Übersetzungsproblematik, die Kuhn aufgeworfen hat, bedeutet dies, dass Gallup also nicht einen bestimmten Begriff der „öffentlichen Meinung“ setzen kann, ohne damit – implizit oder explizit – einen ganzen Gesamtkomplex, ein ganzes Feld von Bedeutungen zu verändern, in das der Begriff eingelagert ist. Die interpretierende Arbeit des Wissenschaftshistorikers, der sich die Sprachen anderer Paradigmen wie Fremdsprachen aneignet, um

242 Cassirer, 1994, S. 31. Vgl. auch den Hinweis Triers (1973) auf Cassirers Philosophie der symbolischen Formen auf S. 41f., Fußnote 1, und vornehmlich S. 44, Fußnote 3.

243 Trier, 1973, S. 41. Dieses System von Bezeichnungen erläutert Trier am Beispiel der schulischen Notengebung: die einzelnen Zahlen erhalten nur einen Sinn, indem sie innerhalb eines Systems einen sprachlichen Wert bezeichnen, der sich von andern abgrenzt. Der Wert „gut“ ist nur in Abgrenzung zur ganzen Bewertungspalette zu verstehen: von „sehr gut“ und „genügend“ bis hin zu „sehr schwach“.

244 Trier, 1973, S. 46.

245 Trier, 1973, S. 46.

beobachten zu können, wie sie einander sich divergierend hervorbringen, lässt sich im Sinne Triers auch als systematische Identifikation der Transformationen zwischen semiotischen Feldern verstehen: Ehe man „geschichtliche Betrachtungen“ anwenden und fragen könne, wie die „Feldeinteilung I“ zur „Feldeinteilung II“ geworden sei, gelte es zunächst den zweiten Zustand „völlig ungeschichtlich aufzunehmen, die dort hergestellte Ordnung der Zeichen“ unabhängig von dem ersten Feld zu untersuchen, um das zweite Feld „aus sich selbst heraus in den Besonderheiten“ zu verstehen.[246]

Was Gallup und Rae in ihrer Arbeit in guter Tradition wissenschaftlicher Geschichtsschreibung indes versuchen, ist, eine bestimmte Problematik anhand eines isolierten Begriffes aufzuarbeiten, diesen dann „aufbereitet“ in die eigene Matrix der Bedeutungen zu übernehmen, um wiederum, von seinem ursprünglichen Gehalt gleichsam zehrend, den noch bedeutungsleeren Zahlenreihen der Meinungsforschung politischen und sozialen Sinn zu verleihen. Wird die Worfeldlehre ernst genommen – und mit ihr Kuhns wissenschaftstheoretische Arbeit –, dann muss jene begriffliche Matrix identifiziert sein, mit der Bryce Konzept des „Government by public opinion“ selbst arbeitet, um überhaupt den Bedeutungswandel erkennen zu können, den die Übernahme des Begriffs der „öffentlichen Meinung“ erlebt und über die notwendige Transformation des Begriffsumfelds auch evoziert. Nur die Übernahme des einzelnen Begriffs selbst zu diskutieren, bedeutet, sich, bewusst oder unbewusst, der Logik der frisch entstandenen Disziplin selbst zu unterwerfen, ohne die Problematik der Genese der Meinungsforschung auch nur thematisieren zu können.

Um diesen Umschreib- und Transformationsprozess eines ganzen Bedeutungsfeldes bei der Genese der Meinungsforschung als disziplinäre Matrix erkennen zu können, ist folglich ein zweiter Blick auf Bryce’ Arbeit gefordert, der dessen Texte gleichsam jenseits des Diskurses, der Gallup etablierte, erfasst. Es zeigt sich, dass die Auffassung, Bryce betrachte die „öffentliche Meinung“ als ein „Aggregat“ von Meinungen bezüglich eines Gegenstandes, wie Gallup und Rae Bryce’ Arbeit für ihre Dienste interpretieren,[247] zwar nicht gänzlich falsch, aber immerhin äußerst problematisch ist. Denn Bryce’ Begriff der „öffentlichen Meinung“ ist eine eigentümliche Prozesshaftigkeit und Dialektik eigen, aufgrund derer Bryce sich weigert, die „öffentliche Meinung“ deutlich und klar (oder: operationalisierend) zu definieren.

Die „öffentliche Meinung“ ist nach Bryce’ Auffassung mit einem historischen Entwicklungsprozesses wie auch der politischen Dynamik

246 Trier, 1973, S. 51.
247 Gallup und Rae, 1940, S. 16.

eigentlich verwoben und erhält je nach verschiedenen Phasen des historischen Prozesses oder der politischen Debatten je einen anderen Charakter. Diese Prozesshaftigkeit des Konstrukts der „öffentlichen Meinung“ setzt bereits auf individueller Ebene ein, nämlich der „Meinungsbildung“. Die gleichzeitig ephemerste wie einfachste Form der „öffentlichen Meinung“ erkennt Bryce im alltäglichen Sprechen, im „common sense“, vielleicht gar im phrasenhaften Sprechen. Diese diffuse Form verkörpere keineswegs jene „öffentliche Meinung“, die schlussendlich sich fordernd und kritisierend dem Staat und der offiziellen Politik stellt. Im Gegenteil, es handelt sich hierbei lediglich um ein erstes Stadium der Bildung einer „öffentlichen Meinung“, das sich auf das bloß Meinungshafte beschränkt und sich im wesentlichen über Affekte aufgrund neuer Informationen bildet, die in die Lebenswelt der Individuen eindringen.[248] Ist die Problematik von allgemeiner Relevanz, so beginnen normalerweise alltägliche Gespräche über das Thema, die womöglich das Meinungsbild verändern, vielleicht auch schon festigen. Bleibt die Problematik im Gespräch, beschäftigen sich auch die Zeitungen immer mehr mit ihr: Kommentare werden publiziert, Betrachtungen geschrieben, was der „Mensch auf der Strasse“ wohl denken möge. Dies bezeichnet Bryce bereits als die zweite Phase der Konsolidierung und Restrukturierung von Meinungen.[249]

Die dritte Phase der Bildung einer „öffentlichen Meinung“ ist dann erreicht, wenn die Diskussion eine solche Lebendigkeit und Intensität erreicht hat, dass in privaten und öffentlichen Debatten immer neue Argumente für oder gegen eine Sache, immer neue Tatsachen bekannt werden. Schlussendlich führen die Debatten, die Meinungsbildung in die letzte Phase der Konsolidierung, die zumeist nach Handlung ruft oder in Abstimmungen oder Wahlen mündet. Das Strukturieren der Meinungen hat hier ein vorläufiges Ende genommen. Die Meinungen sind, ob der anfänglichen Fülle von Argumenten und Positionen, nunmehr bloß noch zweigeteilt: in ein Dafür und ein Dagegen. Im Falle der Wahlen kommt schließlich gültig zu Tage, welcher der beiden Wahlmöglichkeiten mehr Unterstützung genießt.[250] Wenn auch Bryce damit einen „idealtypischen“ Prozess der Bildung einer klaren „öffentlichen Meinung“ ausgehend von individuellen, noch diffusen Allgemeinplätzen oder Affekten schildert, so dies nur, um sogleich zu bedenken zu geben, wie wenig der einzelne, durchschnittliche Mensch letztlich zur Bildung einer „öffentlichen Meinung“ beiträgt:

248 Bryce, 1919, Bd. II, S. 252.
249 Bryce, 1919, Bd. II, S. 253.
250 In den Worten Bryce’: „Moreover, opinion, which may have been manifold till the polling, is thereafter generally twofold only. There is a view which has triumphed and a view which has been vanquished“ (1919, Bd. II, S. 253).

> “His original impression was faint and perhaps shapeless: its present definiteness and strength are mainly due to what he has heard and read. He has been told what to think, and why to think it. Arguments have been supplied to him from without, and controversy has embedded them in his mind.”[251]

Dies jedoch mindert nichts an der Tatsache, dass der „Mann auf der Strasse“ der Auffassung bleibt, die von ihm gefasste Meinung sei seine persönliche. Meinungen seien immer auch Meinungen anderer, die in einem vielfältigen Kommunikations- und Nachahmungsprozess vermittelt werden. Doch diese vorgefertigten Positionen und Meinungen treffen auf eine Gesellschaft, die sozial hochgradig differenziert ist: es gäbe schlicht keine Berichterstattung über ein Ereignis, keine Rede oder redaktionelle Stellungnahme, die auf dieselbe Weise wahrgenommen würde. Mehr noch: die potentiellen neuen Informationen werden nicht nur über den Habitus (pre-existing habits) strukturiert, sondern auch durch das soziale Umfeld, durch den Orientierungshorizont, mit denen die Menschen in Kontakt stehen. Damit wendet sich Bryce nach eigenen Angaben gegen eine „orthodoxe demokratische Theorie“,[252] die von Bürgern und Bürgerinnen ausgeht, die sich kompetent über die eigenen Notwendigkeiten und die Bedürfnisse des Landes klar zu werden vermögen, sich angesichts der entsprechenden Tatsachen eigene Meinungen bilden und in der Auseinandersetzung mit Mitbürgern und Mitbürgerinnen diskutierend festigen.[253]

---

251 Bryce, 1919, Bd. II, S. 253.

252 Bryce, 1919, Bd. II, S. 254.

253 Das Meinungsbild innerhalb der sozialen Klassen sei indessen in bemerkenswerter Weise homogen; es beschränke sich zumeist auf wenige Stereotypen, die im großen und ganzen wenig Individualität spüren lassen. Dies habe nichts mit den individuellen Fähigkeiten zu tun. Im Gegenteil, sobald Streitpunkte die Öffentlichkeit heftig beschäftigen, sei auch ein jeder in einem bemerkenswerten Umfang fähig, Argumente wahrzunehmen, eigene, differenzierte Informationen zu beschaffen und sich auf diese Weise eine individuelle Meinung zu bilden. Das Problem, weshalb kaum „eigene Meinungen“ gebildet werden könnten, liege vielmehr darin, dass in allen sozialen Regionen („places“), die öffentlichen Angelegenheiten bloß an dritter oder vierter Stelle in der Prioritätsliste des Alltags stünden. Es sei auf diese mangelnde Auseinandersetzung mit der *res publicae* zurückzuführen, dass kaum individuelle Meinungen gebildet würden und nicht auf mangelnder Kompetenz. Bemerkenswerterweise schreibt Bryce dieses geringe Interessen an öffentlichen Angelegenheiten und die damit verbundene Übernahme vorgefertigter Meinungen nicht mangelnder Bildung oder aber geringem sozialem Status zu: Während die unteren Schichten sich tendenziell emotionaler gebärden, seien die höheren und auch die gebildeteren Stände oft zu sehr von den eigenen materiellen Interessen voreingenommen, als dass sie sich sorgfältig mit dem Gegenstand beschäftigen würden: „The chief difference between the so-called upper, or wealthier, and the humbler strata of society is, that the former are less influenced by notions, often erroneous, of their own in-

Mehr noch, die Probleme der Gesellschaften seien zu komplex und umfassten eine zu breite Thematik, als dass selbst durch universitäre Bildung hinreichend Kompetenz vermittelt würde, sie zu verstehen. Zwar entstammten die meisten innovativen Ideen von Angehörigen der mittleren oder oberen Stände, sie träfen aber in den unteren sozialen Regionen auf fruchtbareren Boden als bei den um Besitzstand bemühten höheren Schichten. Somit sei das Paradaxon, dass individuelle Meinungen zumeist übernommen sind, und deshalb am ehesten als „passive Meinung“ bezeichnet werden müssten – ein beinahe allumfassendes Phänomen, das sich nicht auf bestimmte Schichten beschränken ließe. Jenen „19 von 20 Menschen“,[254] die sich bloß passiv gegenüber bestehenden Argumenten und Positionen verhalten, steht jedoch eine Klasse von Produzenten von Meinungsbildern gegenüber. Denn Meinungen werden nicht nur übernommen, sie werden auch *produziert*: „There is not merely the passive class of persons; there is the active class, who occupy themselves primarily with public affairs, who aspire to create and lead opinion“.[255] Es ist letztlich ein dialektischer Prozess der Meinungsproduktion und Meinungsübernahme, der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen der „passiven“ und der „aktiven“ Klasse[256] – Klassen, die sich Bryce weigert, soziologisch klar zu identifizieren –, der letztlich die „öffentliche Meinung“ erst hervorbringt. Demokratien, in denen die „öffentliche Meinung“ eine eigenständige Kraft erreicht hat, seit das Regierungsgeschäft auch eine Sache der Öffentlichkeit geworden ist,[257] sind damit von einem ständigen Anpassen, Produzieren und gegenseitigen Übernehmen von Meinungsbildern charakterisiert.[258]

Wenn auch damit die Bedeutung der einzelnen Gesellschaftsmitglieder in der Genese einer öffentlichen Meinung stark relativiert ist, so habe doch in allen politischen Systemen die (allgemeine) Meinung („opinion“) der breiteren Bevölkerung stets eine gewaltige Kraft ausgeübt: „I mean the opinion, unspoken, unconscious, but not the less real and

terest. Having something to lose, they imagine dangers to their property of their class ascendancy“ (1919, Bd. II, S. 255).

254 Bryce, 1919, Bd. II, S. 256.

255 Bryce, 1919, Bd. II, S. 256.

256 Ein Angehöriger der „meinungskreierenden“ Klasse begnügt sich keineswegs bloß mit Meinungsbildung, sondern schaut besorgt auf den Rückhall seiner Äußerungen in der Öffentlichkeit: „He tries to feel the pulse of the mass of average citizens; and as the mass, on the other hand, look to him for initiative, this is a delicate process“ (Bryce, 1919, Bd. II, S. 257).

257 „We talk of public opinion as a new force in the world, conspicuous only since governments began to be popular“ (Bryce, 1919, Bd. II, S. 259).

258 In Bryce' Worten: „This mutual action and reaction of the makers or leaders of opinion upon the mass, and of the mass upon them, is the most curious part of the whole process by which opinion is produced.“ (1919, Bd. II, S. 258).

potent, of the masses of the people“.[259] Regierungen, so gewalttätig sie auch sein mögen, seien immer auch auf stillschweigendes Einverständnis der Massen angewiesen, so die heute sehr an Hannah Arendt erinnernden Ausführungen.[260] Doch diese allgemeinen Meinungen bedeuten noch keineswegs das Vorhandensein einer „öffentlichen Meinung“. Denn bezeichnenderweise ist der oben beschriebene politische Prozess der Genese einer öffentlichen Meinung selbst wieder sozio-historisch bedingt, also keineswegs als solcher existierend. Die Stadienabfolge repräsentiert lediglich die Realität eines historischen politischen Systems, nämlich dasjenige der Vereinigten Staaten an der Schwelle zum zwanzigsten Jahrhundert. Denn die „allgemeine Meinung“ erlebt eine historisch massgebliche Entwicklung hin zur „öffentlichen Meinung“, eine Entwicklung, die Bryce bis zu seiner Gegenwart und auch darüber hinaus ebenfalls wieder in einem Phasenmodell fasst: In einer ersten historischen Phase der Despotie oder der Monarchie habe die (allgemeine) Meinung in Passivität verharrt, sei bloß als stillschweigende Zustimmung oder Ablehnung wirksam – etwa zur Zeit Bryce noch in Bismarcks Deutschland. Eine zweiten Phase der Entwicklung, die letztendlich zur Herausbildung einer „öffentlichen Meinung“ führt, ist durch Konflikte bezeichnet zwischen der regierenden Klasse, von jenen unterstützt, die immer noch Unterstützung und Zustimmung liefern, und unabhängigen und progressiven „Geistern“ („independent and progressive spirits“), die nunmehr die Öffentlichkeit der Regierungsgeschäfte und Mitbestimmung an denselben verlangen. Die Einlösung dieser Forderungen, die der Herausbildung eines „government by public opinion“ gleichkommt und Bryce’ Gegenwart bezeichnet, findet in einem dritten Stadium statt.

Die vierte Phase letztendlich gleicht einer Utopie oder einem Ideal. Der Wille der Mehrheit sei jederzeit feststellbar, ohne „Umweg“ über ein System repräsentativer Demokratie („body of representatives“) aber

259 Bryce, 1916, S. 259.

260 Hannah Arendt (1990, insbesondere Seite 52 ff.) bezeichnet dabei die passive Meinung schlicht als Macht, der sie – wie Bryce – die Gewalt gegenüberstellt (S. 42): „Was den Institutionen und Gesetzen eines Landes Macht verlieht, ist die Unterstützung des Volkes, die wiederum die Fortsetzung jenes ursprünglichen Konsens ist, welcher Institutionen und Gesetze ins Leben gerufen hat (...) Alle politischen Institutionen sind Manifestationen und Materialisationen von Macht; sie erstarren und verfallen, sobald die lebendige Macht das Volk nicht mehr hinter ihnen steht und sie stützt“. Bryce (1919, Bd. II, S. 261) hingegen schreibt: “The difference, therefore, between despotically governed and free countries does not consist in the fact that the latter are ruled by opinion and the former by force, for both are generally ruled by opinion. It consists rather in this, that in the former the people instinctively obey a power which they do not know to be really of their own creation, and to stand by their own permission.“ (S. 261).

auch ohne eine Mechanik des Urnengangs („without the need of voting machinery“).[261] Das Werden und Verändern der öffentlichen Meinung erreicht in dieser utopischen Phase gleichsam einen Zustand einer sich selbst transparenten Öffentlichkeit: „In such a state of things the sway of public opinion would have become more complete, because more continuous (…) The authority would seem to remain all the while in the mass of the citizens“.[262] Nichts weniger als die für demokratische Staaten bislang zentrale Institution der Wahlen könnten damit überflüssig gemacht werden, da der Regierung die „öffentliche Meinung“ stets transparent sei: „this informal but direct control of the multitude would dwarf, if it did not supersede, the importance of those formal but occasional deliverance made at the elections of representatives“.[263] Diese Transparenz selbst führt im Ideal zu einem utopischen Zustand – und Bryce ist überzeugt, dass demokratische Staaten, allen voran die USA, sich in diese Richtung bewegen – indem die politische Elite sich kaum mehr auf die Meinungsproduktion konzentrieren müssen, sondern sich auf das Beobachten beschränken könne, um so die Kraft der öffentlichen Diskussion unbehelligt nutzen zu können.[264] Bryce ist sich der Problematik einer Umsetzung seiner „Utopie“ in die Realität durchaus bewusst: „The mechanical difficulties“, so schreibt er, „as one may call them, of working such a method of government are obvious“.[265]

Bryce begreift damit die „öffentliche Meinung“ nicht als bloßen Zustand, der darauf harrt, gemessen zu werden. Im Gegenteil, die „öffentliche Meinung“ ist ihrer „Natur“ nach prozesshaft, sich über eine dialektische Auseinandersetzung („action and re-action“) zwischen „citizens“ und „Gouvernement“, zwischen Meinungsbildnern und Meinungsrezipienten ständig entwickelnd und selbst immer um Ausdruck ringend:

> “How does this vague, fluctuating, complex thing we call public opinion – omnipotent yet indeterminate, a sovereign to whose voice every one listens, yet whose words, because he speaks with as many tongues as the waves of a boisterous sea, it is so hard to catch – how does public opinion express itself in America? By

261 Bryce, 1919, Bd. II, S. 262.
262 Bryce, 1919, Bd. II, S. 262.
263 Bryce, 1919, Bd. II, S. 263.
264 „The longer public opinions has ruled, the more absolute is the authority of the majority likely to become, the less likely are energetic minorities to arise, the more are politicians likely to occupy themselves, not in forming opinion, but in discovering and hastening to obey it“ (Bryce, 1919, Bd. II, S. 266). Diese Ideal wird mit einiger Emphase dargelegt: Eine solche Transparenz würde eine „immense effective force“ freilegen, es würde nichts anderes bedeuten, als dass ein Schlüssel zu den gewichtigen Problemen der Demokratien gefunden worden sei: „A key has been found that will unlock every door“ (S. 264).
265 Bryce, 1919, Bd. II, S. 263.

> what organs is it declared, and how, since these organs often contradict another, can it be discovered which of them speak most truly for the mass?”[266]

Diese Textstelle erscheint auch in Gallups und Raes Werk und eröffnet dort das Rätsel, nach dessen Lösung Bryce angeblich vergebens gesucht hat.[267] Dieses Zitat, so isoliert dargestellt, lässt in der Tat vermuten, als begreife Bryce die „öffentliche Meinung“ als eine an sich bestehende Instanz, die als solche gleichsam entdeckt und der zum Ausdruck verholfen werden müsse. Doch die Umschreib- und Interpretationsleistung zeigt sich bei einer Lektüre von Bryce’ Arbeit schnell. Denn die Artikulationsinstrumente der „öffentlichen Meinung“ erweisen sich gemäß Bryce umgehend selbst wieder als Elemente der öffentlichen Meinungsbildung und bleiben damit untrennbare Bestandteile dessen, dem sie zum Ausdruck verhelfen: „An organ of public opinion is, however, not merely the expression of views and tendencies already in existence, but a factor in further developing and molding the judgement of the people“.[268] Oder mit anderen Worten: „Opinion makes opinion“.[269]

Dieser Umstand hat eine eigentümlich Konfusion in der Repräsentation der „öffentlichen Meinung“ zur Folge: jedes Organ versucht die „öffentliche Meinung“ zu artikulieren, ist aber selbst wieder notwendigerweise Teil der „öffentlichen Meinung“, so dass es von anderen Repräsentationsversuchen, die wiederum umfassender sein wollen, von Neuem als Objekt der Repräsentation betrachtet wird, was zu einer prinzipiell endlosen Schlaufe von Repräsentationen führt.[270] Es entsteht ein komplexes dialektisches Spiel ohne festen Zustand, das geradezu danach strebt, alle seine Festschreibungen, so die Wahlen, zu sprengen und überflüssig zu machen. Die damit verbundene Schwierigkeit der Repräsentation der „öffentlichen Meinung“ ergibt sich keineswegs aufgrund eines Wissensdefizits, sondern gerade im Gegenteil aufgrund der Fülle der Stimmen selbst: „The organs of opinion seem almost as numerous as the people themselves“[271] Und hieraus resultiert eine eigentliche Konfusion und Konkurrenz um die Repräsentation der „öffentlichen Meinung“. Womöglich scheint gerade deshalb für Bryce eine „Tyrannei der Mehrheit“ für die Vereinigten Staaten keine Gefahr zu sein, weil die Repräsentation dessen, was diese Mehrheit denken soll, letztlich stets in einem, in den Staaten besonders intensiven Spiel des Repräsentierens

266 Bryce, 1919, Bd. II, S. 274.
267 Gallup und Rae, 1940, S. 17.
268 Bryce, 1919, Bd. II, S. 274.
269 Bryce, 1919, Bd. II, S. 274.
270 Bryce, 1919, Bd. II, S. 275.
271 Bryce, 1919, Bd. II, S. 357.

und Repräsentiertwerdens verwickelt bleibt, das keine eindeutige Festschreibung zulässt.[272]

Die Wahrnehmung der „öffentlichen Meinung“ selbst lässt sich somit keinesfalls einer bestimmten Institution alleine zuschreiben, es verbleibt für ihre Wahrnehmung nur eine Art Kunst des Horchens („…the art of knowing where to look for typical manifestations of their [the countrymen, F.K.] sentiments“[273]) auf die vielfältigen Stimmen, auf die typischen Situationen, in der sie sich äußert. Bryce glaubt zwar, dass die „Strömungen“ der „öffentlichen Meinung“, sobald sie in eine Phase der Konsolidierung gelangt sind, durchaus hinsichtlich ihrer Stärke miteinander vergleichbar seien.[274] Bryce vertraut hier in der Tat auf den „talk“, das als solches nicht notwendigerweise verbindliche Gespräch, geführt von unvoreingenommenen Beobachtern, die sich in ihrem Milieu frei bewegen und die Haltung und Meinungen ihrer Umgebung einzuschätzen vermögen. „Talk is the best way of reaching the truth, because in talk one gets directly the facts, whereas reading gives not so much the facts as what the writer believes, or wishes to have others believe“.[275]

Die „sympathische Nähe“, die kleinen, nicht klar festgelegten sprachlichen Zeichen, aus denen sich Schlüsse ziehen lassen wie Wetterzeichen für Geübte Aufschluss über meteorologische Entwicklungen geben, all dies verweist auf das, was Bryce zuvor als „Kunst des Beobachtens“ beschrieben hat: Es ist eine *Techne* im ursprünglichen Sinne des Wortes, sowohl Kunst wie Technik, die Beobachtung so zu führen, dass das Beobachtete selbst als solches hervortritt. Und neuerlicher wird eine nachhaltige Bedeutungstransformation erkenntlich. Bryce' Vorstellung des „talk“ gereichte Gallup und Rae gerade dazu, die meinungsforschenden Interviews zu begründen. Doch augenscheinlich hatte Bryce eine ganz andere Vorstellung davon, was mit dieser Kunst des Lauschens im Gespräch gemeint sei: Die in seinem Werk stets präsente Unmöglichkeit der exakten Bestimmung der „öffentlichen Meinung“ führt hier gar zu einer striktn Absage gegenüber jeglichen Quantifizierungsprozessen – ein Umstand, der sich eigentlich fatal für die Begründung der Meinungsforschung über sein Werk auswirken müsste: „*one*

272 Vgl. zur Tyrannei der Mehrheit, Bryce 1919, Chapter LXXXIV.
273 Bryce, 1919, Bd. II S. 284.
274 Bryce, 1921, Vol. I, S. 175f.
275 Doch Bryce betrachtet nicht nur die Unvoreingenommenheit als Voraussetzung für das informierende Gespräch, mit dem sich die „öffentliche Meinung“ in Erfahrung bringen lässt: „Whoever, having himself a considerable experience of politics, takes the trouble to investigate in this way will seldom go astray. There is flair which long practice and 'sympathetic touch' bestow. The trained observer learns how to profit by small indications, as an old seaman discerns, sooner than the landsman, the signs of coming storm“ (Bryce, 1921, Vol. I, S. 175f.).

cannot measure their [the streams of opinion] as electric power measured by volts“[276] – ein Zitat, das Gallup und Rae geflissentlich bei der Darlegung ihrer Lösung von Bryce’ Rätseln verschweigen.

Gegen jegliche etablierte Form der Wahrnehmung von „öffentlicher Meinung“ zeigt sich Bryce folglich skeptisch: sowohl Zeitungen wie Leserbriefaktionen, Wahlen und Abstimmungen, Bürgerversammlungen und Interessengruppen stellten immer nur partikulare Repräsentationen der „öffentlichen Meinung“ dar. Mehr noch: indem sie „öffentliche Meinung“ artikulieren, werden sie umgehend selbst zu einem Bestandteil derselben und wiederum zu einem Objekt der Repräsentation. Das damit einsetzende Spiel lässt die „öffentliche Meinung“ kaum als einen Zustand begreifen, sondern immer auch als einen Prozess, innerhalb dessen sich „Strömungen“ von Meinungen bilden, Bedeutung gewinnen, um wieder zu verschwinden. Doch dieses soziale Spannungsgeld, in der die „öffentliche Meinung“ entsteht, ist darüber hinaus selbst Bestandteil einer historischen Entwicklung von Regierungsformen und politischer Partizipation und demzufolge auch von diesen abhängig. Der fluktuierende, vage Charakter der „öffentlichen Meinung“ ergibt sich also nicht nur aus einer Antinomie des Begriffes selbst (eine Repräsentation ist stets auch Bestandteil des Repräsentierten), sondern auch über den historischen, sozialen und politischen Kontext, der selbst variabel ist und die Erscheinung und den Charakter der „öffentlichen Meinung“ als solche beeinflusst.

In diesen Ausführungen Bryce’, die eine Ordnung des politischen Spiels beschreiben, bleibt der zentrale Begriff „öffentliche Meinung“ im Sinne einer operationalen Definition, einer klaren Umgrenzung bedeutungsmäßig explizit nicht fixiert. Im Gegenteil, er bleibt, im Gegensatz zu anderen Termini wie „Klasse“, „Bildung“, „Wahlen“, „Regierung“ und „Demokratie“ offen und stets mit Metaphern der Bewegung, des Fließens, des Amorphen und des sich Verändernden verbunden. Dass er dennoch Bedeutung und Sinn erhält, ergibt sich aufgrund eines nicht realen Zustandes, in dem er sich verwirklicht hat: dieser ist in die Zukunft verlagert, ist Utopie im eigentlichen Sinne des Wortes. Erst in einer zukünftigen Form der Demokratie käme die „öffentliche Meinung“ zu sich selber, nämlich als Ausdruck einer völligen Selbsttransparenz der politischen Gesellschaft. Dieser Nicht-Ort erlaubt es erst, im Spiel und Spannungsfeld der politischen Demokratie überhaupt den Begriff der „öffentliche Meinung“ anzuwenden, ohne dass er in Bryce’ Gegenwart als solcher klar begrifflich fixiert werden kann. Oder mit anderen Worten: indem in der Begründung der Meinungsforschung

[276] Bryce, 1921, Vol. I, S. 173; Hervorhebung von mir.

über Bryce’ Werk nur ganz bestimmte Textsegmente seiner Arbeit eigentlich „herausgeschnitten“ werden – Textsegmente, mit denen Bryce gar nicht die sozio-historische Situation der Vereinigten Staaten dieser Zeit begreifen wollte –, wird damit gleichsam die politische und soziale Ordnung, welche die Meinungsforschung erfasst, eigentlich umgedeutet, ja umgeschrieben. Die Gesellschaft der Meinungsforschung wird zur Imagination der Technologie selbst.

4.2.5. Die wie selbstverständliche Transformation der Sprache zur Zahl

Gallup und Rae haben, vom Standpunkt der neu entstandenen Disziplin aus, Bryce’ Arbeit konsequent als Ausdruck des damaligen Standes des „Wissens“ dargestellt, das noch nicht zuließ, die „öffentliche Meinung“ zu messen. Vor dem Hintergrund einer von Bryce immer wieder hochgehaltene Unentscheidbarkeit dessen, was die „öffentlichen Meinung“ letztlich darstellt, versucht Gallup mit der Idee der Meinungsforschung eine konkrete Lösung, eine Technologie und ihre Begrifflichkeit zu etablieren, die den „konfusen“, „amorphen“ Charakter der „öffentlichen Meinung“ bannt, die Aporien ihrer Repräsentation umgeht und damit eine durchwegs transparente politische Gesellschaft entstehen lässt, die wiederum das Funktionieren des Spiels der Demokratien festigt. Das Lauschen, Interpretieren und Extrapolieren des alltäglichen politischen Gesprächs, auf das Bryce noch hoffte, um die Strömungen der „öffentlichen Meinung“ ohne Verzerrung durch die Institutionen der Repräsentation erkennen zu können, erscheint bei Gallup in der meinungsforschenden Interviewpraxis verwirklicht. Damit setzt Gallups Transformationsprozess des bestehenden Wissens hin zur Begrifflichkeit einer neuen disziplinären Matrix gleichsam an jenem kaum fassbaren Bereich an, der für Bryce die unverzichtbaren, aber vagen Spuren einer Erfahrung der „öffentlichen Meinung“ enthält. Die Befragung auf der Basis eines standardisierten Interviewleitfadens erscheint am Ende dieses Umschreibungsprozesses als die vornehmliche und gewissenhafteste Form des kunstvoll geführten erkundenden Gesprächs, welches die Informationen über die Einstellungen des „Gesprächspartners“ oder wohl eher: des „Befragten“ in Erfahrung bringen lässt.

Kuhns wie Bachelards Arbeit haben das Augenmerk nicht nur auf die begründenden Bücher der Disziplin gerichtet, sondern besonders auch auf die Lehrmittel, in denen bestimmte Annahmen als Voraussetzungen für das Wissen und Wissensschaffung unter den Bedingungen einer „normalen Wissenschaft“ gleichsam paradigmatisch festgelegt sind, während die Arbitrarität ihrer Setzung verschwunden bleibt. Dieser

Verlust des Interpretations- und „Einverleibungsprozesses“ von Gehalten in andere Bedeutungssysteme lässt sich entsprechend in der Genese der Meinungsforschung als eigenständige Disziplin beobachten. Die Begründung der Situation, in der die Befragung stattfindet, die Transformation eines Gesprächs zum Interview, verschwindet alsbald in den Lehrbüchern der Meinungsforschung: die Befragungssituation begründet sich inzwischen gleichsam selbst, die Zahlen haften an den sozialen Dingen, „so wie sie sind“ und warten darauf abgelesen zu werden. Dies zeigt sich augenfällig, wenn etwa ein bekanntes, bereits in mehreren Auflagen erschienenes Lehrbuch herangezogen und vor dem Hintergrund der obigen Diskussion gelesen wird. Das Interview, zu dem das Gespräch über politische Belange nun wird, erscheint hier als das Befolgen eines Fragebogens und dessen Zweck ist letztlich, „eine Datenmatrix zu erstellen und hinsichtlich der Datenmatrix Deskription und Erklärung zu leisten“. Das Ergebnis der Befragung ist eine Zeile in einer größeren Datenmatrix, in der die Spalte die in Zahlen codierten Ergebnisse des sprachlichen Tauschs darstellen. Diese selbst ist direkte Repräsentation von „Befragten“ (die angesprochenen Subjekte), der „Stimuli“ (die mit den Fragen verbundenen Antwortkategorien) und letztendlich der „Antworten“.[277]

Noch anders und hierin von bemerkenswertem hybriden Charakter zwischen einem begründenden Werk und einem Methodenlehrbuch zeigt sich das Verhältnis von Sprache und Zahl bei Gallups eigenem Lehrwerk *A guide to public opinion polls*, das wenige Jahre nach *The Pulse of Democracy* erschien ist. Hier behält die politische *Konversation* als „Ursprung“ oder Erläuterung der Befragungssituation ihre Bedeutung noch.[278] Das Interview wächst gleichsam aus dem alltäglichen Gespräch hervor. Noch sei bislang kein besserer Weg bekannt, um zu erfahren, was Menschen denken, als schlicht mit ihnen zu sprechen, so der Ausgangspunkt der Quantifizierung des alltäglichen politischen Sprechens.[279] Diesen Umstand nutzten die „polls“ des *American Institute of*

277 Holm, 1986, S. 9. Diese Datenmatrix gereicht nicht zur Repräsentation der sozialen Welt an sich, sondern auch zur Erklärung, weshalb sie auf diese Weise in der Zahlenmatrix erscheint: Die Befragung und ihr Ergebnis, die Zahlenmatrix ist nicht mehr bloß dazu geeignet „deskriptive Aufgaben“ zu lösen, d.h. aufzuzeigen, „*wie* die Dinge sind“ (das wisse ein „kluger Kopf auch ohne Befragung“), sondern vermag zusätzlich auch zu erklären, „*warum* die Dinge so sind, wie sie sind“ (S. 7).

278 Gallup, 1944.

279 Das Werk Gallups (1944), das in die Methode der Meinungsforschung einführen will, ist insofern interessant, als dass es weniger an ein Fachpublikum gerichtet ist, sondern an die breite Öffentlichkeit. Es erscheint in bemerkenswerter Form, nämlich als eine Art Frage-Antwort-Spiel, das die Befragungssituation der Datenerhebung gleichsam kehrt: nun ist es eine „imaginierte“ Öffentlichkeit, die den Befragern Fragen stellt. Unter dem Kapitel *The Problem of*

Public Opinion denn auch, um überhaupt erkennen zu können, ob sich die Menschen bereits eine Meinung gebildet hätten. Zunächst können Meinungsforschungsinstitute ihre Interviewer anhalten, lange „Konversationen“ mit Personen zu führen, um herauszufinden, was sie beschäftigt, was sie denken. Der Kern des Gesprächs, das Wesentliche der Aussagen, wird erst im Nachhinein fixiert: „In such conversations, interviewers can explore any aspect of the problem which my be useful in shedding light on the views of the persons being interviewed“.[280] Die Befragungssituation erscheint damit als eine Konversation mit prinzipieller Offenheit, das an ein alltägliches neugieriges Erkunden eines Gesprächspartners erinnert. Die Schilderung der „typische“ Befragungssituation mittels eines Fragebogens erfolgt erst als zweite Möglichkeit, gleichsam ergänzend: „Or instead of leaving all questions to the skill and the imagination of the interviewer, a long list can be prepared in advance, a list which covers every facet of the problems in question.“[281] Der Fragebogen ist hier lediglich als Hilfe, als Unterstützung der Gesprächssituation selbst dargestellt und nicht als etwas, das die Konversation selbst massgeblich transformieren würde.[282] Gallup führt hier eine Differenzierung ein, die einen unterschiedlichen Zugang zur „öffentlichen Meinung“ begründet: nämlich die „Beschreibung“ und die „Messung“ der „öffentlichen Meinung“. Die erste Form der Befragung, das offene Gespräch, gereiche vornehmlich zur Beschreibung der „öffentlichen Meinung“, oder zum „opinion fact finding“, während die Interviewtechnik im eigentlichen Sinne zur „Messung“ der „öffentlichen Meinung“ und der damit verbundenen Trends diene. Auch versucht Gallup diese beiden unterschiedlichen Erkundungen nicht als völlig verschiedene Arten einer Befragung darzustellen, sondern will die geschlossenen Fragen, diejenigen also mit klaren Antwortvorgaben, als aus dem offenen Gespräche hervorgehend darlegen.

Insbesondere in der ersten Phase der Bildung einer öffentlichen Meinung, dann, wenn sie sich noch nicht „kristallisiert“ oder „kanali-

Questions (S. 32ff.) wird die Datenerfassung der „Maschinerie“ eingehend erläutert und über die alltägliche Konversation begründet. Es enthält die als Frage formulierten Kapitelüberschriften: „How can you ask questions of people in such a manner as to be sure that your are finding out what they really think“ (S. 32) und „What are the advantages and disadvantages of the different ways of putting questions to the public in public opinion polls?“ (S. 33).

280 Gallup, 1944, S. 33.

281 Gallup, 1944, S. 33.

282 Der Omnibus-Fragebogen, der die verschiedensten Fragen zu verschiedensten Themen, die dem Meinungsforschungsinstitut in Auftrag gegeben wurden. Dieses Sammelsurium an Themen wird gar als „sokratische“ Methode der Wahrheit über ein „Kreuzverhör“ („cross examination“) dargelegt (Gallup, 1944, S. 33.) also wiederum mit einer klassischen, hier gar nobilitierten Gesprächssituation begründet.

siert“ hatte, eigne sich diese Frageform. „Open questions such as these permit persons interviewed to express their views without any limitations“.[283] Die Befragten vermögen sich folglich frei auszudrücken, um ihren Willen erkennen zu geben. Durch die Offenheit der Fragen könnten aber die entsprechenden Antworten auf vielfältige Art und Weise interpretiert werden, ihre „Klassifikation“ erweist sich als schwierig, sodass diese Frageart in keiner Weise als ein perfektes Mittel, die „öffentliche Meinung“ zu erfassen, gelten könne. Eine andere Frageform standardisiert das Interviewgespräch bereits weiter: es ist die Cafeteria-Frage oder multiple-choice-Frage, bei der bestimmte Antwortkategorien offen gelassen sind, aber die Kategorien selbst nicht ausschließlich sind, d.h. mehrere Antworten möglich sind. Oder aber ein Set von mehreren Fragen zu einer Thematik wird präsentiert, die je einzeln mit „ja“ oder „nein“ beantwortet werden können. Die evidenten Vorteile dieser Frageform lägen darin, dass mehrere Aspekte eines umstrittenen Gegenstands thematisiert werden können (ein „ja aber“ wäre somit nicht streng ausgeschlossen). Gleichzeitig sei gerade dies auch der Nachteil: kaum ließen sich alle Aspekte eines Gegenstandes darlegen, diese seien zudem oft nicht klar voneinander abgrenzbar und nicht zuletzt drohe eine ganze Batterie von Fragen zu einem Gegenstand die Befragten zu überfordern.

So gelangt Gallup letztendlich zur „strengsten“ oder geregeltsten Form der Frage, der „kategorialen“ oder „dichotomen“ Frage, deren Vorteil es sei, unmittelbare Quantifizierung zuzulassen, oder wie Gallup sich ausdrückt: „It is the type of question to be asked when it is necessary to count noses on a specific proposal“.[284] Diese Frageform sei am wenigstens anfällig für Verzerrungen („bias“), die sich aufgrund des Interviews und des Interviewers selbst ergeben oder über die Art und Weise, wie die Antworten klassifiziert werden. Wenn die spezifischen Eigenschaften einer bestimmten Konversation gleichsam ausgeschaltet sind, sei die beste Aussage über Trends und Wahlergebnisse möglich. Gallup sieht indessen gleichzeitig die Problematik dieser Frageform: Wenn nämlich Meinungen sich noch nicht „kristallisiert“ hätten, wenn Alternativen zu einem Streitpunkt sich noch nicht gebildet hätten, bleiben die kategorialen Antwortvorgaben reichlich willkürlich oder „realitätsfern“: „It [the categorical question] forces opinion into a ‘straitjacket’. And to the extent to which it does, answers are likely to be unrealistic.“[285] Somit sei unmittelbar verständlich, dass nicht von vornherein ein Urteil abgegeben werden könne, welche Frageform die „beste“ sei.

283 Gallup, 1944, S. 33.
284 Gallup, 1944, S. 35f.
285 Gallup, 1944, S. 35f.

Im Gegenteil besäßen die verschiedenen Fragen ihre jeweils spezifische Aufgabe im „public opinion fact-finding program“. Evidenterweise sei das offene Frage-Antwort-Spiel dann angebracht, wenn die „öffentliche Meinung“ erst am Entstehen sei, wohingegen die kategoriale Frage dann am adäquatesten sei, wenn sich eine „öffentliche Meinung“ bereits kristallisiert habe. In Realität seien aber diese verschiedenen Phasen der Herausbildung einer „öffentlichen Meinung“ kaum zu unterscheiden, weshalb sich immer eine Kombination der verschiedenen Frageformen empfehle.

Es fragt sich nun, wie sehr dieses Lehrmittel Gallups, das unmittelbar an seine theoretische Diskussion anschließt, für die Praxis des *American Institute of Public Opinion* modellbildend war. Handelt es sich bei dieser Arbeit immer noch um einen begründenden Diskurs oder bereits um konkrete Handlungsanweisungen? Womöglich stellt diese Arbeit lediglich ein bemerkenswertes Scharnier dar zwischen der Genese der meinungsforschenden disziplinären Matrix und der Phase ihrer Begründung, als die neue Disziplin noch von anderen Diskursen durchdrungen war und sich von diesen entheben musste. Denn die Praxis des *American Institute of Public Opinion* zeigt deutlich, wie wenig die Pluralität dieser Interviewgespräche in der Tat verwirklicht wurden. In dem von Gallup selbst eingeführten Sammelwerk „The Gallup Poll. Public Opinion 1935-1971“, werden die seit der „Einführung“ der Polls zwei Millionen Menschen gestellten annähernd 20'000 Fragen präsentiert.[286] Schon alleine die Menge des Materials gebietet, dass in der Tat in dem Sammelband vornehmlich auch die Häufigkeitsauszählungen, resultierend aus kategorialen Fragen präsentiert werden. Von den „langen Konversationen“, welche die Meinungsforschungsinstitute mit der Bevölkerung führen sollten, um herauszufinden, welche politische Fragen sie bewegen, ist nicht viel zu erkennen. Auf welche Weise die Fragen ausgewählt wurden, beschreibt Gallup drei Jahrzehnte nach seinem Methodenwerk wie folgt: „The decision as to what issues are to be surveyed rests with the various members of the Gallup Poll staff, although subscriber newspapers frequently provide suggestions.“[287] Allerdings schließt diese Bemerkung nicht notwendigerweise aus, dass explorative Gespräche zu den verschiedenen Themen geführt wurden. Auf alle Fälle erscheint in der Sammlung gleichsam die Essenz des Wissens der Maschinerie und dieses entsteht aufgrund eines genau geregelten Frage-Anwort-Spiels, zu dem der oder die Befragte lediglich ihre Zustimmung oder Ablehnung

286 Gallup, 1972, S. V.

287 Gallup, 1972, S. V. Dass Wesentliches aus der Präsentation der Untersuchungen ausgeschlossen wurde, ist nicht zu erfahren. Gallup weist lediglich darauf hin, dass Interpretationen und Editoriale aus Platzgründen weggelassen worden seien.

von sich geben kann: ihr Verhalten, ihre Rolle im Gespräch ist auf das Kundtun einer Serie binärer Zeichen beschränkt.

Der weitaus größte Teil der Reaktionsmöglichkeiten beschränkt sich denn auf strikt Vorgabe verbaler Zeichen wie „Yes“, „No“, „For“, „Against“, „Approve“, „Disapprove, „No opinion“ respektive „Undecided“. Doch tauchte hin und wieder taucht auch eine offene Frage nach den wichtigsten sozialen und politischen Problemen auf oder nach den bedeutendsten Ereignissen, die dann nach der Häufigkeit ihrer Nennung aufgelistet werden. Selbst Fragen mit unmittelbarem Gesprächscharakter waren nicht gänzlich verschwunden. Im Dezember 1942 interessierte sich etwa das American Institute of Public Opinion für die Ansichten der Amerikaner und Amerikanerinnen über ihre First Lady: Sie wurden mit folgender Frage konfrontiert: „Is there anything about Mrs. Roosevelt of which you especially disapprove? Is there anything about Mrs. Roosevelt of which you especially approve?“[288] Die häufigste Antwort, die hier gegeben wurde bezog sich auf die Öffentlichkeitspräsenz von Mrs. Roosevelt. Diese Kritik wird in ein Zitat gefasst: „she is too much in the public eye … she ought to stay at home, where a wife belongs“. Dagegen äußerten sich, so das Institut, eine annähernd gleich große Zahl von Personen durchaus zustimmend zu demselben Sachverhalt: „she has a personality of her own and doesn't allow herself just to sit at home and do nothing“. Die Ausführungen über Mrs. Roosevelt werden in dieser Weise fortgesetzt, immer mit dem Verweis, wie groß der Anteil der Befragten ungefähr sei, die sich in dieser Richtung geäußert hätten. So sehr die Beschreibung an Konversationen erinnert, an alltägliche Gespräche, die Bryce empfohlen hatte, die Stimmen, die hier zitiert werden, verbleiben auf merkwürdige Weise künstlich. Sie sind als direkte Rede formuliert, ohne bestimmten Jargon, ohne spezielle Formulierung: Wer spricht so, wer hat so gesprochen? Es kann sich um nichts anderes als um imaginäre Zitate handeln (die vielleicht auf die eine oder andere Art in der Tat so geäussert wurden).

Eine solche „beschreibende“ Erfassung erinnert zwar der Form nach an die Unmittelbarkeit direkter politischer Konversationen. Doch vor der Logik, die Gallup mit seiner Maschinerie ausgebreitet hat, muss diese Form fast zwangsläufig zurücktreten. Dies hatte Gallup wohlweislich auch in seinem methodischen Werk bereits vorausgesehen und angekündigt: Auch wenn die technischen und methodischen Verfahren sich noch weiter entwickeln würden, das Grundprinzip sei bereits festgefügt: „Public opinion can be described as well as measured with great detail“.[289] Und diese Transformation des Sprechens zu Zahlen und

[288] Gallup, 1972, S. 356f.
[289] Gallup, 1944, S. 32.

Tabellen ergibt sich in der Praxis der Meinungsforschung notwendigerweise weniger aufgrund der Kunst der Interpretation und Erfahrung als aufgrund einer zwar aufwendigen, aber transparenten, weil methodisch und begrifflich dokumentierten maschinellen Codierung sprachlicher Zeichen – eine Praxis, die im Gleichzug wie sie sich als Bestandteil einer disziplinären Matrix formiert, die Erinnerung an ihre Genese und Begründung ihres Sinns verliert. Damit verbunden ist allerdings ein Versprechen, das eine Politik, die auf eine „öffentlichen Meinung“ angewiesen ist, kaum unberührt lassen kann: nämlich dass der so umgeschriebene Begriff der „öffentlichen Meinung“ gleichsam sich selbst transparent werde.

4.2.6. Die Problematik der Intertextualität im Begriff der „öffentlichen Meinung“

Wenn Gallup an einem schnellen Aufbau einer „normalen Wissenschaft“ interessiert gewesen wäre, hätte er dann nicht besser versuchen sollen, eine strengere, schärfere Begrifflichkeit unabhängig bestehender Bedeutungen zu definieren, die sich mühelos in tatsächlich stattfindende Forschungsoperationen umsetzen ließe, unabhängig von traditioneller politischer Theorie und Geschichte? Es stellt sich also unweigerlich die Frage, ob sich Gallup und Rae nicht unnötigerweise auf ein Feld traditioneller politischen Theorie hinaus gewagt haben, das sich nur um den Preis seiner Umdeutung für die Meinungsforschung dienlich machen ließ, einer Umdeutung, die notwendigerweise Widerstände hervorrufen musste. Einen anderen Weg zur Begründung der Meinungsforschung hat, wie gezeigt, Allport in dem ersten wissenschaftlichen Artikel in der *Public Opinion Quarterly* gesucht, indem er sich zuallererst aller historischen und politischen Bedeutung des Begriffs entledigen wollte.[290] Allport will nichts weniger als einen Begriff der „öffentliche Meinung“ definieren, der von der verwirrenden Bedeutungsvielfalt aller alltagspolitischen und politikwissenschaftlichen Diskurse gereinigt ist.

> „The term public opinion is given its meaning with reference to a multi-individual situation in which individuals are expressing themselves, or can be called upon to express themselves, as favoring or supporting (or else disfavoring or opposing) some definite condition, person, or proposal of widespread importance, in such a proportion of number, intensity, and constancy,

[290] Allport, 1937.

> as to give rise to the probability of affecting action, directly or indirectly, toward the object concerned.“[291]

Der Impetus dieser Definition ist in einer eindeutigen Fixierung des Begriffs zu suchen, die zuläßt, gegebene Sprechakte so zu bearbeiten, dass sie sich als „öffentliche Meinung“ ausweisen lassen. Die „öffentliche Meinung“ wird auf das mögliche (sprachliche) Verhalten von Individuen gleichsam reduziert. Jenseits dieser bloß äußernden Tätigkeit von Individuen existiert keine Instanz mehr, die der „öffentliche Meinung“ Ausdruck geben könnte. Die Vielfalt der Stimmen und Artikulationsmöglichkeiten im politischen Diskurs, die gerade die eigentümliche Dialektik des Begriffs evozieren, Bryce so sehr faszinierte und von Gallup durchaus anerkannt wurde, ist verschwunden. Auf diese Weise will sich Allport frei halten von allen anderen Bedeutungskonnotationen der „öffentlichen Meinung“: von der Fiktion einer metaphysischen, ideellen Instanz (ideational entity),[292] oder aber gerade von ihrer Personalisierung.[293] Vehement, beinahe verächtlich wird die Auffassung kritisiert, die „öffentliche Meinung“ äußere sich in irgendeinem gesicherten Sinn wahrnehmbar in den Massenmedien, also den Zeitungen: „The lack of statistical foundation, or of studies relating this material to the actual lay of attitudes in the population, is so obvious that further comment is unnecessary.“[294]

Wie sehr dieser Versuch, die „öffentliche Meinung“ von der Bedeutungsverwirrung aus dem alltäglichen Gebrauch zu befreien, um damit das Konzept gleichsam gereinigt einer Quantifizierung zugänglich zu machen, auch „modellbildend“ war, zeigen weitere Publikationen wie der 1939 in der *Public Opinion Quarterly* erschienene Artikel, der „Public Opinion“ nunmehr in Anschluss an Allport wie folgt definiert: „Public opinion consists of people's reactions to definitely worded statements and questions under interview conditions.“[295] Die quantifizierbaren verbalen „Reaktionen“ auf bereits vorgegebene sprachliche Äußerungen, auf bestimmte sprachliche Kategorien, sind hier zum Definitionselement der „öffentlichen Meinung“ schlechthin erhoben[296] – andere Formen der diskursiven Bildung „öffentlicher Meinung“ geraten schlicht aus dem Blickfeld. Die klare Definition hat sich alsbald auch für Gallup als attraktiv erwiesen, der auf Allports Arbeit mehrfach verweist,

---

291 Allport, 1937, S. 23.
292 Allport, 1937, S. 10f.
293 Allport, 1937, S. 8.
294 Allport, 1937, S. 12.
295 Warner, 1939, S. 377.
296 Vgl. hierzu Davison, 1968, S. 189.

ja sich später gar Allport anschließt.[297] Doch dieser Prozess der Diffusion folgt ebenso der Logik der Entstehung einer disziplinären Matrix wie Gallups Versuch sich in der Begriffs- und Theoriegeschichte zu verankern. Denn Allports Definition impliziert jene klarere und strengere Definition des Gebiets, die Kuhn als Kennzeichen einer entstehenden normalen Wissenschaft auffaßt. Diese Definition erlaubt denn auch, das Instrumentarium der Meinungsforschung fraglos und effizient anzuwenden.

Wäre damit Gallups Versuch der Begründung der Ergebnisse der Meinungsforschungs-Industrie über die politische Philosophie Bryce' nicht schlicht überflüssig gewesen, wenn eine solche „reine Definition“, die befreit ist von den Konfusionen anderer Begriffsverständnisse angewandt werden könnte? Die obigen kurzen diskurstheoretischen Weiterführungen der Überlegungen Kuhns und Bachelards zur „Struktur“ der wissenschaftlichen Lexika und den „Fallen der Sprache“ haben nahegelegt, dass ein Begriff selbst immer ein ganzes Bedeutungsfeld verändert. Allport versuchte augenscheinlich, die damit verbundenen „Fallen“, den breiten, hinderlichen Bedeutungshorizont der „öffentlichen Meinung“, über einen reinen Begriff zu umgehen. Doch vermag er das wirklich? Ist der Begriff der „Public Opinion“ in der Tat frei von einem Bedeutungsfeld? Wenn Allport sich von den Konfusionen politischen und historischen Bedeutungsbalastes zu befreien sucht, weshalb hat er dann nicht einen neuen Begriff gewählt? Hätte ein neutraler Neologismus der Sache nicht besser gedient? Hätte bei einer so strengen Definition nicht ein völlig unbekannter Term der Sache besser gedient?[298]

---

297 Gallup, 1944, S. 74. Gallup erwähnt Allports Definition mehrere Male. In der Frage 60 seines Methodenbuchs, „What do you mean by 'public opinion', interpretiert er zunächst Bryce' Aussage über die aggregierten Meinungen „men hold matters that affect or interest the community“ als dessen Definition der „öffentlichen Meinung“, um danach darzulegen, dass Allport in der ersten Nummer der *Public Opinion Quarterly* (1937) die oben referierte, präzisere (wissenschaftlichere) Definition von „öffentlicher Meinung“ gegeben habe.

298 In der Tat bestand auch der Wille, die über die Befragung hergestellten Ziffernreihen völlig anders zu bezeichnen. So wurde etwa an der „Second International Conference on Public Opinion Research“ in Massachusetts 1947 der Vorschlag geäußert, das über die Meinungsumfrage Gemessene nicht als „Public Opinion“ zu bezeichnen, sondern als „Frame of Mind“ – ein Vorschlag, der sich augenscheinlich nicht durchgesetzt hat (zitiert nach Rogers, 1949, S. 12). In dieser Hinsicht müsste auch der Versuch interpretiert werden, den die empirische Sozialforschung im universitären Sinne unternahm, um die Ergebnisse der Befragungen neu zu fassen. Thurstone beispielsweise befasste sich mit Befragungen, entwickelte eine eigene Skala zur Messung und nannte die über das Frage-Antwort-Spiel in der Interviewsituation generierten Ziffernreihen „attitudes“. Der klassische Artikel hierzu trägt den Titel: *Attitudes can be measured* (1928). Bereits der Titel dieser Ausführungen zeigt jedoch an, dass sich auch Thurstone auf einen bereits bestehenden Diskurs berufen muss, um seiner Ska-

Die Vermutung liegt natürlich nahe, dass auch Allport wiederum mit einem solchen Definitionsversuch, der sich als Präzisierung eines Begriffs ausgibt, letztlich ein empirisch erfassbares Objekt generieren will, ohne dass die empirische Beschreibung selbst, d.h. die Ziffernreihen, die eine Befragung produziert, allzu bedeutungsleer geraten und damit den Anschluss an das gesellschaftspolitische „Problem“, das untersucht werden soll, verlieren. Allport will der „Realität“ keinen neuen Begriff hinzufügen, sondern an einen Begriff anschließen und gleichzeitig so in einer rigiden Form umschreiben, dass er sich dabei des Ballasts und der Polysemie sprachlicher Verweisungszusammenhänge entledigen kann. Denn der Topos „öffentliche Meinung“ darf in der Tat durchaus als das gelten, was eine semiotische Analyse als notwendig mehrdeutigen „Konsensbegriff“ bezeichnet.[299] Doch ist eine solche definitorische Abgrenzung mit einem solchen Begriff, der eine solche Tradition sowohl in der politischen Philosophie wie auch in der alltäglichen politischen Sprache besitzt,[300] überhaupt möglich?

---

la Bedeutung zu verleihen (zuvor nämlich waren Einstellung offenbar nicht messbar gewesen).

299 Vgl. Zima, 1995, S. 364. Der Term, ähnlich etwa demjenigen der „Demokratie“, ist Träger von Bedeutungen und Werten, die in ihrer Breite kaum negiert werden können. Seine Artikulation in einem bestimmten politischen oder theoretischen Zusammenhang bedeutet, kein großes „Risiko“ einzugehen: als „Leerformel“ sind solche Begriffe „in allen denkbaren Zusammenhängen – konsensfähig“ (Zima, 1995, S. 364). So ist kaum vorstellbar, dass etwa der Satz „Die Regierung kann sich auf die Dauer nicht gegen die ‘öffentliche Meinung’ (oder oft synonym gebraucht: ‘Öffentlichkeit’) stellen“ Ablehnung hervorrufen könnte. Gerade aufgrund dieser bis zur Bedeutungsleere reichenden Breite eines solchen Begriffs ist es nicht unmöglich, dass der Begriff in den unterschiedlichen Diskursen, die sich in ihm gleichsam kreuzen, die unterschiedlichsten Bezeichnungen aufweist. Als zentrales Konstrukt des Selbstverständnisses von Rechtsstaaten ringt der Begriff vor dem Hintergrund unterschiedlicher gesellschaftlicher Rahmenbedingungen aber immer auch um seine eigene Wirklichkeit. Die politische Integration – darauf verweist der Singular des Begriffs: er soll die Staatsbürger zu einer eigenen politischen Einheit sammeln (Hölscher, 1978, S. 451, S. 456.) – gehört ebenso zur „Leistung“ des Begriffs wie die rationale Kontrolle und Legitimation politischer Herrschaft. Obwohl die „öffentliche Meinung“ in der staatsrechtlichen Diskussion zu einem Prinzip der Legitimation des Rechtsstaates avancierte, handelt es sich auch um eine „staatsrechtliche Fiktion“, die im realen Verhalten der Bevölkerungen nicht identifizierbar ist (Habermas, 1990, S. 34). Mit anderen Worten: die „öffentliche Meinung“ lässt sich schwerlich als Bestandteil einer bestimmten diskursiven Praxis (einer Gruppe, einer Institution) identifizieren, sondern erweist sich als ein begriffliches Konstrukt, in dem die einzelnen Praktiken nicht aufgehen. Auch wenn die „öffentliche Meinung“ damit ohne „reales Substrat“ bleibt, folgt daraus keineswegs, dass deren Bedeutung deswegen gemindert ist (Luhmann, 1970, S. 12).

300 Die Polysemie des Begriff der „öffentlichen Meinung“ resultiert indes nicht bloß aufgrund unterschiedlicher gegenwärtiger Auffassungen, sondern seine Mehrdeutigkeit ist auch Ausdruck der politischen Auseinandersetzungen, die sich in seinen Bedeutungshorizont gleichsam eingeschrieben haben (vgl. zur

Die strukturale Linguistik hat sich dieser Problematik der Abgrenzung und Schließung semantischer Felder mittels des Begriffs der „Intertextualität“ angenommen, der von Julia Kristeva in Zusammenhang

Begriffsgeschichte Koselleck, 1992; Lenk, 1971; Schmidtchen, 1965; Hölscher 1978, 1980; Habermas, 1990; zur Bedeutungsbreite Berelson und Janowitz, 1966; im letzeren Werk insbesondere Lowell, 1966; sowie Neidhardt, 1994). Wie Hölscher zeigt, besaß die „öffentliche Meinung“ zunächst durchaus negative Konnotationen. Sie galt mitunter als unseriös, unstet, stellte für die staatliche Ordnung gar eine Gefahr dar, der mit Zensur zu begegnen sei. Andererseits wurde der Begriff selbst mit den Weihen staatstheoretischer Bedeutsamkeit versehen und im Zusammenhang der Überwindung des Ständestaats gar zum „obersten Tribunal“ und zur „legitimen Sprecherin der Nation“ erhoben (Hölscher, 1980, S. 1026). Ideengeschichtlich herrschte lange Zeit die Vorstellung, dass die „öffentliche Meinung“ wie auch die Strukturen der Öffentlichkeit von einer Schicht, vornehmlich des gebildeten Bürgertums, getragen werden, das sich als Privatleute zu einem kritisch diskutierenden Publikum versammelt hätte. So schreibt die „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände im Jahre 1820: „’Öffentliche Meinung’ ist die zu einer gewissen Zeit in dem größeren und gebildeteren Theile des Publikums herrschende Ansicht von den gesammelten Angelegenheiten der Menschheit“ (zitiert nach Schmidtchen (1965, S. 300). Desgleichen sah der LaRousse des 19. Jahrhunderts die „classes moyennes“ als Träger und Bewahrer der *opinion publique,* die sich zur gegebenen Zeit auf die breitere Bevölkerung überträgt (und so unter anderem die frz. Revolution ermöglicht hatte). Die „öffentliche Meinung“ als *Vorstellung* (und nicht die „öffentliche Meinung“ als solche) hat damit durchaus ihren sozialen Ort, wie die ideengeschichtliche Forschung zeigt (Hölscher, 1978; Habermas, 1990). In jenen Bereichen, in denen sich Strukturen einer Öffentlichkeit herausbildeten (Clubs, Lesezirkel, das „town meeting“ bei Gallup) wurde Kritik an der herrschenden ständestaatlichen Gewalt geübt und dagegen eine staatsrechtliche Vorstellung artikuliert, die eine Herrschaftsform über die Zustimmung Vieler legitimiert, die sich eben in der „öffentliche Meinung“ äußert. Doch der springende Punkt ist, dass diese Konzeption auf Kategorien beruht, die – folgen wir wiederum Habermas (1990) – nicht nur auf eine bestimmte, historische Phase bezogen ist, sondern auch einer bestimmten Gesellschaftsschicht entspricht, die sich aufgrund ökonomischer Autonomie und entsprechender Bildungsqualifikationen als politisches Subjekt wahrzunehmen vermochte. Es kann durchaus als eine Konsequenz dieser Standortgebundenheit gelten, dass sobald die politischen Rechte und Partizipationsmöglichkeiten über die Installation des bürgerlichen Rechtsstaates einem breiteren Publikum zugänglich wurden, sich auch die Einschätzung der „öffentlichen Meinung“ wandelte. Der Begriff erlebte entsprechend eine Abwertung parallel zur Ausweitung der politischen Rechte auf breitere Bevölkerungskreise, die nicht mehr der Trägerschicht der liberalen Staatstheorie überlassen blieben, sondern immer breiteren Schichten formal den Zugang zu politischen Institutionen ermöglichte. Die „öffentliche Meinung“ wurde im Zuge dieses Vorgangs von der „Meinung der Mehrheit“ analytisch getrennt (Hölscher, 1978, S. 455). Damit schleicht sich wiederum Skepsis gegenüber der neuen Vorstellung ein, nämlich dass die „öffentliche Meinung“ eine eigene politische Rationalität in sich trage. Die Herrschaft der Vielen gilt in der Folge auch als Herrschaft der Mittelmäßigen, die bis zum Konformitätszwang sich ausweiten könnte (Habermas, 1990, S. 216ff.) Die „öffentliche Meinung“, die damit zum beachtenswerten aber auch manipulierbaren „Stimmungs*barometer*“ entwertet ist, bedarf nunmehr einer Läuterung durch eine gebildete Elite (Hölscher, 1978, S. 455, Hervorhebung F.K.). Die „klassische“ Idee des *government by public opinion* (Fishkin, 1995) ist damit zwar nicht verschwunden, zeitigt aber nunmehr auch stets ambivalenten Charakter.

mit literaturwissenschaftlichen, aber hier sehr interessierenden Implikationen eingeführt wurde[301] und in seiner Tragweite weit über die eigentliche Literaturwissenschaften hinaus reicht.[302] Der Begriff der „Intertextualität“ geht davon aus, dass sich im Spiel der Produktion und Rezeption von Texten die Bedeutung eines Begriffs, der in verschiedenen Zusammenhängen gebraucht wird, nie gänzlich fixieren lässt, jedenfalls solange nicht, bis Rezipient oder Produzent des Textes eine identische Sprache sprechen, das identische Lexikon besitzen. Mit anderen Worten: die Bedeutung eines Textes, der Status eines Wortes, ist stets eine „Überlagerung von Textebenen“[303], die immer auch auf sich selbst verweisen. Eine textuelle (literarische) Struktur, so Kristeva, „*ist*“ nicht, sondern „stellt sich“ erst aus der Beziehung zu einer anderen Struktur „*her*“. Dies ist keineswegs ein Widerspruch zu Kuhns Überlegungen zur Inkommensurabilität und zur Wortfeldtheorie. Denn auch die strukturale Linguistik geht klar von der Annahme aus, dass sich die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens, einer Zeichenfolge notwendigerweise erst in Relation zu anderen Zeichen und Zeichenfolge ergibt. Kristevas Ansatz konzipiert aber die resultierenden Wortfelder, oder „Diskurse“ nicht als isolierte Inseln in einem bedeutungsleeren Raum, sondern darüber hinaus auch als Felder, die sich gegenseitig überlagern und aufeinander verweisen – wie dies ja auch der Begriff der Inkommensurabilität bezeichnet: verschiedene Paradigmen „borgen“ sich gleichsam „Elemente“ von anderen aus:[304] Während Kuhn und Bachelard jedoch die Problematik als eine historische, oder diachrone Abfolge von Paradigmen erfassen, bei der das vorangegangene, verblassende langsam verstummt, wodurch dem anderen die Möglichkeit gegeben wird, seine bedeutungstragende Elemente ohne Protest eigentlich umzuschreiben – ein Prozess, den nur der Wissenschaftshistoriker entziffern kann –, geht der Begriff der Intertextualität dagegen von einer *synchronen* Existenz solcher Bedeutungsfelder aus. Mit anderen Worten: der Begriff des Intertexts übersetzt die Problematik der Diachronie durch diejenige der Synchronie und meint damit, dass „jeder Text (…) sich als Mosaik von Zitaten auf[baut], jeder Text (…) Absorption und Transformation eines

301 Kristeva, 1972.
302 Vgl. hierzu Zima, 1980 und 1989, S. 250ff.
303 Kristeva, 1972, S. 1317. Kristeva bezieht sich bei ihrer Arbeit notabene auf die Arbeiten Bachtins, der sich wiederum mit dem Projekt des russischen Formalismus beschäftigt. Der russische Formalismus indes ist aus einer Auseinandersetzung mit der Linguistik Ferdinand de Saussures entstanden, im Gleichzug mit Triers Wortfeldtheorie. Mühelos ließen sich bestimmte Verwandtschaften (aber auch Divergenzen) der verschiedenen Richtungen herausarbeiten. Sicher aber treffen sie sich in der Annahmen, das sich die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens, eines Begriffs, nie isoliert festlegen lässt, sondern sich immer erst durch die Relation zu anderen Zeichen ergibt.
304 Kuhn, 1996, S. 160.

anderen Textes [ist]“.[305] Der Umstand, dass Begriffe und Wortzeichen aufgrund einer „Absorption“ und „Transformation“ in einen neuen Text übernommen werden, ist schlicht eine präzisierende Fassung dessen, was beim Ausborgen von sprachlichen Elementen unversehens als Falle der Sprache in Erscheinung tritt. Die Erweiterung, die Bachelards Beobachtung durch den Begriff der Intertextualität erhält, ist die Einsicht, dass diese Übertragungsmechanismen nicht sich ausschließlich zwischen zeitlich isolierten symbolischen Landkarten ereignen, sondern simultan vonstatten gehen. Kristeva spricht hier von „einem Dialog der Schreibweisen“. Mit anderen Worten: Ein Text, auch ein theoretischer Text, muss Bedeutung herstellen, und er kann sich dabei, außer es handelt sich um ein ganz und gar hermetische Form, nicht aus sich selbst begründen, sondern „zitiert“ immer andere Texte, borgt Bedeutungen gleichsam aus und baut sie verändernd in das eigene Bedeutungsgefüge ein. Diese Einsicht öffnet Kuhn und Bachelards Arbeit über das Funktionieren des wissenschaftlichen Geschichtsschreibung hin zu breiteren, alltäglicheren Diskursen, die hier ebenso sehr von Interesse sind. Denn dass Kuhn wie auch Bachelard diese Problematik vornehmlich als diachrone Abfolge verschiedener Lexika beschrieben haben, mag daran liegen, dass gerade in den Naturwissenschaften eine strengere und hermetischere Definition eines Gebietes eher möglich ist und sich die Naturwissenschaften in ihren Problemlösungsstrategien, wie Kuhn ausgeführt hat, eine Art Selbstgenügsamkeit entwickeln können, die den Sozialwissenschaften, stets an sozialen und politischen Problemen orientiert, fernliegt.

Übertragen auf die Frage, ob Allport nicht den reineren, adäquateren Weg beschritten hat als Gallup, der sich in der Begriffs- und Theoriegeschichte zu verankern sucht, geben diese Überlegungen eine klare Antwort: Die Diskussion der Einführung des Forschungsfeldes in der *Public Opinion Quarterly* hat bereits gezeigt, dass Allport selbst keineswegs eine operationale Definition des Terms der „öffentlichen Meinung“ zu präsentieren vermag, die seinen eigenen Ansprüchen genügt. Allport präsentiert hier ein Konglomerat aus Festlegungen, die sich schwerlich fugenlos ineinander überführen lassen und zwischen denen eigentliche Risse klaffen, leere Stellen gleichsam, die sich indessen mit Sinn füllen, der sich nicht über die definitorische Festlegung, wie Allport es möchte, selbst ergibt. Nur so erscheint seine Definition als unmittelbar einsichtig. Denn bei Definitionen, wie sie Allport vornimmt, sind immer, so die Schlussfolgerung, ungenannt und ungewollt auch andere Bedeutungsfelder beteiligt – nur so macht ein solcher quantifizierender Begriff der

[305] Kristeva, 1972, S. 348.

„öffentlichen Meinung“ augenscheinlich noch „Sinn“ und nur deshalb, so die Vermutung, hat Allport auch keinen Neologismus kreiert.[306]

Wenn *nicht* berücksichtigt bleibt, dass Allport gleichsam Bedeutung außerhalb seines semantischen Bezugssystems borgt, sondern seine operationale Definition in seinem Sinne angewandt wird, geraten die Ergebnisse der Meinungsforschung somit beinahe logischerweise schnell zur Karikatur dessen, was sie messen wollen, nämlich der „öffentlichen Meinung“. So wird Rogers schon 1949 in seiner fulminanten Kritik der Meinungsforschung schreiben: „We are a nation of coffee drinkers but we can hardly say that ‘American public opinion favors coffee’.“[307] Lakonisch sieht Habermas die Meinungsforschung als Ausdruck des Zerfalls der „öffentlichen Meinung“, wenn die „’privaten’ Wünsche nach Autos und Kühlschränken […] unter die Kategorie ‘Öffentliche Meinung’“ fallen können.[308] Tatsächlich erschien bereits im Jahre 1938 in der *Public Opinion Quarterly* ein Artikel, der von „Meinungsforschung“ berichtet und den Titel trägt: „Sugar and Public Opinion“.[309]

Gallup ist anders verfahren: zwar hat er die Möglichkeit der operationalen Festlegung der „öffentlichen Meinung“ ebenfalls in Anspruch genommen, die Bedeutung seines wissenschaftlichen und technischen Tuns sieht er jedoch nicht losgelöst von einer bestimmten breiteren Problematik, die eigentlich adoptiert und umgeschrieben wird: Ausgehend von der Forderung nach einer die Demokratien stabilisierenden „Government by public opinion“ lässt er in seinen Ausführungen die basalen alltäglichen Diskurse des Staatsvolkes als messbar und quantifi-

306 Die Spuren hin zu anderen Bedeutungsfeldern sind bereits in Allports enger, strikter Definition enthalten. Denn worauf beziehen sich die binär codierbaren und messbaren Äußerungen, die als „öffentliche Meinung“ gelten können? Auf nichts anderes als auf Gegenstände und Problematiken, die selbst schon öffentliche Bedeutung haben: „… some definite condition, person, or proposal of widespread importance“ (Allport, 1937, S. 23). Das was „öffentliche Sache“ ist und als „öffentliche Meinung“ gelten kann, lässt sich in der Öffentlichkeit selbst nur schwer bloß über unterstützende oder missbilligende Äußerungen von Individuen begreifen. Bryce hatte gerade die Bildung einer „öffentlichen Meinung“ in eine Dialektik der Produktion und Reproduktion eingespannt gesehen (action and re-action). Der Übernahme von Einstellungen dann, wenn die Alternativen sich diskutierend kristallisiert haben, steht die Meinung*sproduktion* gegenüber, die diskursiven Konstruktionen jener Klasse von Menschen, politisch oder journalistisch aktiv, die Meinungsbilder erst kreieren. Die Bedeutsamkeit des Objekts der „öffentlichen Meinung“ wird bei Allports strengen wissenschaftlichen Diskussion per se schon vorausgesetzt. Dass ein Gegenstand, eine Person unversehens zum öffentlichen Thema wird, anhand dessen oder deren sich die Meinungen erst kristallisieren können, diese „Erfahrung“ ist in Allports Definition implizit enthalten, macht seinen Begriff erst bedeutungsvoll.

307 Rogers, 1949, S. 20.

308 Habermas, 1990, S. 352.

309 Dalton, 1938, S. 287.

zierbar erscheinen – allerdings immer unter Berücksichtigung der anderen, „meinungsproduzierenden“ Komponenten der Medien und Politik. Allports und Gallups begriffliche Arbeit lassen sich damit durchaus als ergänzende Bestandteile eines Gesamten sehen, nämlich einer entstehenden disziplinären Matrix. Während Gallup sich in der öffentlichen Problematik und der Geschichte demokratischer Öffentlichkeit zu verankern versucht, bereitet Allport das Konstrukt für die regelgeleitete wissenschaftliche Produktion auf, die auf begriffliche Festlegungen angewiesen ist. Wie fugenlos diese beiden Aspekte: die begriffsgeschichtliche Verankerung sowie die anscheinend reine, klare und wissenschaftliche Definition des Gebietes wirksam ineinanderzugreifen scheinen, zeigt eine 1984 erschienene Arbeit über die „Genealogie“ des „Public Opinion Polling“. Der Darstellung Bryce’ politischer Theorie folgt unvermittelt die Diskussion von Problemen zur Methode der Polls, ohne die Problematik der Transformation von Begriffen und Wissen auch nur zu streifen: Die mit dem Entstehen der Meinungsforschung neu sich einstellende Auffassung der „öffentliche Meinung“ wird als einfacher Einigungsprozess in der sich bildenden disziplinären Matrix beschrieben: „Thus we arrive at what is still the accepted view of most social scientists. Public opinion may be measured in terms of the prevalence, distribution, and intensity of opinions on a variety of issues that are brought to the attention of a community“.[310] So sehr sich Gallups und Allports Perspektiven im Sinn einer Geschichte der Disziplin ergänzen, sie werden keineswegs immanent über einen stringenten Diskurses zusammengehalten, sondern alleine durch die Praxis der konkreten und in quantitativer Hinsicht äußerst erfolgreichen Forschungstätigkeit: zwischen der formalen Definition und der Verankerung in historischen und politischen Diskursen klaffen Lücken, welche die bald auftauchende Kritik benennen wird.

4.3. Die Ontologie der „Repräsentativität“

4.3.1. Der Begriff der „Repräsentation“

Die „öffentliche Meinung“, auf diese Weise begrifflich aufgehoben und operational fixiert, wird begleitet von dem Versprechen einer bislang unbekannten Kontinuität und Präzision in der Beobachtung der politi-

[310] Martin, 1984, S. 15. Ähnlich auch Blondiaux, 1998.

schen Gesellschaft.[311] In ununterbrochenen Serien vermöge die Meinungsforschung Antworten auf die im politischen Diskurs ständig präsenten Fragen zu liefern, nämlich „…(1) what the public knew about the issue; (2) what the public thought in general about the issue; (3) how intensely the public, or segments of public, felt about the issue; (4) how the public would vote, at that time, on specific proposals arising out of that issue.[312] Doch für die Fabrikation solcher Serien von Repräsentationen reicht eine strikt operationale Fassung des Konzepts der „öffentlichen Meinung“ noch nicht. Wie gesehen ist hierfür auch eine statistisch-mathematische Theorie vonnöten, wie überhaupt Repräsentationen einer ganzen Gesellschaft aufgrund einer beschränkten Zahl von Interviews sich ermöglichen lassen.

Gallup hatte sich aufgrund seiner technologischen Innovation erhofft, besser und effizienter noch als Bryce erahnte, die „öffentliche Meinung“ zu erfassen: während dieser die Meinungen aufgrund der persönlichen Gespräche lediglich habe „abschätzen“ lassen wollen („sizing up“), stünden den „Polls“ bessere Möglichkeiten als die bloße Exploration zur Verfügung: nämlich die Sampling-Technik, die es erlaubt, die Meinungen einer *repräsentativen* Stichprobe oder eines „Querschnitts“ („cross section”) des Staatsvolkes zu erfassen und auf diese Weise die technischen Mittel für die Verwirklichung der Bryce unterstellten Utopie des „continuous nation-wide referendums“ bereitstellt.[313] Es handelt sich hierbei um das Verfahren des Erstellens einer „small but representative cross section“[314], einer Technik die bis heute als „repräsentative Stichprobe“ bekannt geblieben ist und nicht nur im amerikanischen Raum auf die Innovation Gallups verweist.[315] So schreibt Noelle-Neumann, dass „der Übergang von schriftlicher Umfragen auf mündliche mit sorgfältig kontrollierter repräsentativer Stichproben (…) der entscheidende Fortschritt der Demoskopie seit dem Durchbruch bei den amerikanischen Präsidentschaftswahlen von 1936“ darstelle.[316]

Doch die Gewissheit der Sozialforschung, „die Lösung eines alten Problems“ mit der Stichprobentheorie erreicht zu haben, wie Erwin K. Scheuch in der Darstellung von „Auswahlverfahren in der Sozialforschung“ glaubt, nämlich aufgrund „einer kleinen Zahl von Fällen den-

311 Vgl. hierzu die diesbezüglich wohl umfassendste Arbeit von Patrick Champagne, 1990.
312 Gallup, 1944, S. 37.
313 Gallup und Rae, 1940, S. 32.
314 Gallup, 1944, S. 13ff.
315 Als Überblick Schneller, 1997, S. 7. Aber auch Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 231.
316 Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 254.

noch zu gesicherten Verallgemeinerungen vorzustoßen“[317], erregt seit Anbeginn offenbar ungläubiges Erstaunen seitens der Öffentlichkeit.[318] „Das Anliegen, von relativ wenigen Untersuchungseinheiten ausgehend Populationsverhältnisse erschließen zu wollen, löst beim Laien nicht selten Zweifel und Bedenken aus“, so Bortz in seiner Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung, es wird „geargwöhnt“ darüber, wie es „demoskopische Institute [schaffen], nach der Befragung einer relativ geringen Anzahl von Wahlberechtigten ein Wahlergebnis erstaunlich genau vorherzusagen.“[319] Doch diese stets präsente Verständnislosigkeit[320] ist auch in den USA, dort, wo die Meinungsforschung zweifellos am populärsten ist, nach wie vor gegenwärtig.[321] Weil die „wissenschaftlich“ begründeten „Statements“ der „Pollsters“ oft korrekt seien, so Bradburn und Sudman, gleichzeitig das Verfahren nicht unmittelbar einsichtig sei, sähen manche Leute darin ein modernes Äquivalent „magischer“ Praktiken, was zur Kritik aber auch zur Überschätzung führe.[322]

Bereits Gallup musste indes erkennen, dass sein Verfahren der Erstellung einer Repräsentation der Bevölkerung Unbehagen erweckte und umstritten war. „Why haven't I been interviewed? Why have I never heard of anyone who has been interviewed?“[323] Unter dieser Frage als Überschrift versuchte Gallup in seinem Methodenbuch die Bedenken zu zerstreuen, die einige Jahre nach dem Auftauchen der ersten Polls offenbar laut wurden.[324] Der Grund für das Unbehagen sei die Unkenntnis gegenüber dieser neuen Technik: „...most persons do not under-

317 Scheuch, 1967a, S. 309.

318 Um hier die engere, wissenschaftstheoretische Problematik eines Induktionsschlusses beiseite zu lassen (vgl. zur Kritik: Popper, 1994, S. 4ff.).

319 Bortz, 1984, S. 240.

320 Auch Noelle-Neumann spricht von der Befremdlichkeit des Repräsentationsgedankens und sieht darin letztlich psychologische Ursachen, die sie mit wissenschaftlicher Aufklärung zu bannen gedenkt (Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 290, sowie die Seiten 28 bis 58).

321 Field, 1990b, S. 247.

322 „Many people view them [the statements of the pollsters] as if they were produced by the modern equivalent of magic and endow them with a degree of certainty to which they are not entitled.“ Bradburn und Sudman, 1988, S. 7.

323 Gallup, 1944, S. 20.

324 Das Allensbacher Institut scheint sich nach wie vor mit denselben Problemen herumzuschlagen: Obwohl Umfragen aus dem „politischen“ und dem „Wirtschaftsleben“ nicht mehr wegzudenken seien, sei das „Misstrauen“ in der Öffentlichkeit geblieben (Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 21). Wie ein Echo auf Gallups Ausführungen hallt die Problematik des Nicht-Gefragt-Worden-Seins auch bei Noelle-Neumanns Standardwerk nach. Der Skeptiker erhält nun die Stimme des Suhrkampverlegers Unseld: „Ich bin selbst nicht gefragt worden, also kann man über meine Meinung überhaupt nichts sagen. Gleich mir sind 99,9 Prozent der Bevölkerung nicht gefragt worden, also kann man auch über die Meinung dieses Teils der Bevölkerung nichts sagen“ (S. 41).

stand how it is possible to get an accurate measurement of public opinion when only a small part of the populations is interviewed.“[325] Mit Beispielen alltäglicher Praktiken des Testens, des „Probierens“ versucht Gallup, die unmittelbare Uneinsichtigkeit des Verfahren mit lebensweltlicher Erfahrung zu verknüpfen, zitiert Beispiele aus dem Ingenieurwesen, der Medizin und nicht zuletzt der sich etablierenden empirischen Sozialwissenschaften. Die damit verbundene Frage: „How can the opinions of a small sample be representative of a much larger group?“ bemüht sich Gallup ebenfalls über einen Versuch der Übertragung der Technologie in die lebensweltliche Erfahrung zu beantworten.[326] Um die soziale „Relevanz“ der Stichproben illustrieren zu können, zieht er, wie schon in der Präsentation in der Washington Post, das Modell der Wahlen *en miniature* herbei: im Wahlvolk der Stichproben fände sich derselbe Anteil von „farmers, doctors, lawyers, Catholics, Protestants, old people, young, people, businessmen, laborers, and so on“, der in der ganzen „Nation“ beobachtet werden könne.[327]

Doch so sehr sich Gallup um unmittelbare Einsichtigkeit bemüht, wie die Aufzählung typischer Sozialcharaktere zeigt, so viele Beispiele er heranzieht, um die präzisen Aussagen solcher Stichproben zu illustrieren, Gallup verweist letztlich immer wieder auf die „wissenschaftlichen“ Grundlagen des Verfahrens, nämlich die von Bernouillis Arbeiten ausgehende statistische Wahrscheinlichkeitstheorie. Der Begriff der Repräsentativität erweist sich indes gleichsam als eine Schnittstelle zwischen mathematischen Modellen der Wahrscheinlichkeitsrechnung,[328] der statistischen Lehre der Stichprobenziehung und erneut eines präexistierenden Bedeutungsgehalts, der sich auf etablierte politische Institutionen wie auch auf eine Problematik politischer Demokratietheorie bezieht. Etymologisch verweist der Begriff der Re-Präsentation auf die Vergegenwärtigung eines nicht unmittelbar Gegebenen, aber bereits an sich Vorhandenen: die Wieder-Darstellung etwas an sich schon Präsentem. Das damit einhergehende Bedeutungsfeld ist zwar sehr breit, nicht nur im Deutschen wie im Englischen und Amerikanischen: Das Anwendungsgebiet des Begriffs reicht von der Semiotik, über Erkenntnistheorie, politische Legitimation bis hin zur Psychologie. Doch der Begriff „Repräsentation“ besitzt, wenn er in die breite Öffentlichkeit tritt, immer auch politische Konnotationen.[329] Die Vergegenwärtigung einer

325 Gallup, 1944, S. 20.
326 Gallup, 1944, S. 21.
327 Gallup, 1944, S. 21f.
328 Gallup, 1944, S. 13.
329 Dass der Begriff der „Repräsentation“ vornehmlich eine politische Bedeutung besitzt, lässt sich augenscheinlich den großen Enzyklopädien entnehmen. Sowohl die *Encyclopedia Americana* (1997) wie auch die *Encyclopedia Britannica* (1990)

als solche nicht *präsenten* politischen Gesellschaft über bestimmte politische Institutionen wie Parlament, Versammlung und Delegation, zeigt sich gerade in den Vereinigten Staaten als begrifflich sehr eng mit dem Repräsentationsbegriff verknüpft.[330] Die Legislative, jener Teil der Regierung, welcher der Bevölkerungsverteilung proportional Rechnung tragen soll, trägt bekanntlich den Namen „House of Representatives“. Gallups ausführliche Diskussion der Problematik der Wahrnehmung der „öffentlichen Meinung“ durch die gesetzgebende Gewalt erhält dadurch zusätzliche Bedeutung.[331]

Wann sich der Begriff der „Repräsentativität“ zum ersten mal mit der statistischen Wahrscheinlichkeitstheorie und der Technik sozialwissenschaftlicher Stichprobenziehung verbindet, ist indes schwierig abzuschätzen. Aus den statistisch-mathematischen Arbeiten der zugrundeliegenden Technik der Stichprobenziehung geht er jedenfalls nicht hervor.[332] In der Präsentation der allerersten Meinungsumfrage in der *Washington Post* war davon noch nicht die Rede, doch in der 1940 veröffentlichten Arbeit *The Pulse of Democracy* taucht der Begriff bereits auf. Hier gehen Gallup und Rae zwar eingehend auf die Institutionen der reprä-

diskutieren den Begriff unter dem Aspekt der politischen Repräsentation. Lediglich die *Brockhaus Enzyklopädie* (1992) diskutiert neben der politischen Bedeutung auch das Konzept der „Repräsentativerhebung“ und definiert diese als „Form der statist. Teilerhebung, bei der die untersuchte Teilmasse die Bedingung der *Repräsentativität* erfüllt, d.h., dass die Teilmenge die Struktur der Grundgesamtheit richtig widerspiegelt.“ Explizit wird auch auf die spezielle Bedeutung der „Repräsentativbefragung“ in den Sozialwissenschaften hingewiesen.

330 Der Begriff der „Repräsentativität“, mit der die Untersuchungen ihre Geltung plausibilisieren wollen, verweist im Zusammenhang mit der Meinungsforschung zunächst auch auf die politische Theorie und Realität der Demokratie. Das Repräsentantenhaus (House of Representatives) ist bekanntlich in den USA jene Parlamentskammer, in der die Wählerschaft proportional ihrer Zahl vertreten ist, der Wahlmodus sich also strikt an das Prinzip von ‘one man – one vote’ hält, das letztendlich auch in der Meinungsforschung enthalten ist. Im weiteren Sinne meint indessen die Repräsentation auch eine Legitimationsgrundlage von politischer Herrschaft über Vertretung, die selbst die politische Theorie immer wieder beschäftigt (vgl. in allgemeiner Hinsicht: Bobbio, 1988, S. 40ff. und in Bezug auf die amerikanische Verhältnisse: Fishkin, 1995, S. 169).

331 Dies ist durchaus noch im heutigen Sinn: Verba (1996, S. 1) schreibt in seiner Einschätzung über die Surveys: „The sample survey is a major social science tool. In addition, it is a technology with an important influence on representative democracy. The nature of the technology (…) has an intimate connection with issues of representation“.

332 Vgl. zu einem Abriss der Geschichte der Technik die Arbeit von Marsh (1982) zur Technik im allgemeinen und Martin (1984) in bezug auf die Anwendung für die Meinungsforschung. Die konkrete Sampling-Technik im Sinne der Meinungs- und Sozialforschung wird heute im wesentlichen auf die Arbeit des Statistikers Bowleys zurückgeführt (Martin, 1984, S. 20), die in einem im Journal der *American Statistical Association* 1936 erschienen Text summarisch diskutiert wird (vgl. die folgenden Abschnitte dieser Arbeit).

sentativen Demokratie ein, oftmals aber ohne Verweis auf das Konstrukt der Repräsentativität.[333] Erst in der eingehenden Darstellung des Verfahrens im Abschnitt „Building the Miniature Electorate“ (Chapter V) führen Gallup und Rae den Begriff ein, allerdings noch vorsichtig. Das Problem einer Stichprobenziehung sei, so wird aufgeführt, die Erreichung einer möglichst großen „Repräsentativität“: „The most important requirement of any sample is that it be as representative as possible of the entire group or 'universe' from which it is taken“.[334] Eine Zusammenführung des Repräsentationsbegriffs mit der Sampling-Technik, streicht hierbei die Innovation des *American Institute of Public Opinion* hervor: "Such an outline indicates that a truly accurate picture of public opinion can be obtained with a small sample, *provided the cases selected are representative of all the major groups within the population*.“[335]

Die Tragfähigkeit dieser Technologie habe sich einmal mehr beim Durchbruch im Jahre 1936 gezeigt: „It was on this basis that the modern surveys proceeded in their first experimental test in the presidential election of 1936.[336] Die Hervorhebung in kursiven Lettern illustriert deutlich den neuen Kontext, in der Begriff der „Repräsentativität“ eingelagert wird: „Sample“, „Bevölkerung“, „Auswahl“, „Stichprobe“, „Gruppe“ sind jene Begriffe, innerhalb derer die statistische Vorstellung der „Repräsentativität“ ihren Sinn erhält. Auch wenn der Begriff der Repräsentativität damit in einem neuen semantischen Umfeld steht, der Anschluss zum politischen Diskurs geht damit mitnichten verloren – im Gegenteil er wird geradezu gesucht. So besitzt ein Kapitel, das auf die erste Kritik an den Surveys antwortet, gar die rhetorischen Kapitelüberschrift „Will the Polls Destroy Representative Democracy?“.[337] Wenig überraschend wird gefolgert, dass die „repräsentative Untersuchungen“ im Gegenteil dazu dienen könnten, die Legislative, die qua ihres politischen Charakters verpflichtet sei, die „öffentliche Meinung“ zu vertreten, zu unterstützen: „The continuous studies of public opinion“, damit ist die Meinungsforschung gemeint, „will merely *supplement*, not destroy, the work of representatives“.[338]

In der semantischen Ähnlichkeit der Begriffe der politischen „Repräsentation“ respektive der „Repräsentativität“ scheint damit nichts anderes als die Homologie der Bezeichnungsfunktionen angestrebt: Die Aufgabe sowohl des „Sampling“ wie auch der politisch Gewählten Vertreter der Bevölkerung ist es, die Meinungen der Bevölkerung zu erken-

333 Gallup und Rae, 1940, S. 20f. , S. 34f., S. 257ff.
334 Gallup und Rae, S. 57.
335 Gallup und Rae, S. 72f.
336 Gallup und Rae, S. 73.
337 Gallup und Rae, 1940, S. 257.
338 Gallup und Rae, 1940, S. 266.

nen. Der technische Begriff der Repräsentativität folgt anscheinend mühelos dem politischen – ein begrifflicher Konnex, der sich umso mehr als attraktiv erweist, wenn das technisch-mathematische Verfahren, das der statistischen Repräsentativität zugrunde liegt, selbst droht, wie gezeigt, uneinsichtig zu bleiben. Wie sehr diese diskursive Strategie Erfolg hatte, illustriert die Tatsache, dass – obwohl nicht ganz deutlich wird, wann der Begriff der Repräsentativität sich mit der Sampling-Technik verbindet – im Zusammenhang mit Gallups Arbeit der Begriff der „repräsentativen Stichprobe“ oder „Auswahl“ eigentlich wissenschaftlich und öffentlich popularisiert wurde.[339] Allerdings besitzt auch diese Verbindung einer technischen Prozedur mit breiteren, schwer fixierbaren Bedeutungsgehalten ihre spezifischen Fallstricke, die eine weitere Eigentümlichkeit des Diskurses um die Meinungsforschung kreieren.

4.3.2. Ein Blick ins Universum

Die Problematik des statistischen Repräsentationsbegriffs ergibt sich schlicht aus der Tatsache, dass seine technische Anwendung ohne eine zuvor vorgenommene soziologische Ordnung der Gesellschaft (und damit vorgenommen theoretischen Entscheide) sinnlos ist, mithin die statistische Repräsentation sich in *keinem* Fall alleine in einer mathematisch-statistischen Theorie begründen ließe. Bereits bei der Präsentation der ersten Meinungsforschung hatte Gallup den Grundgedanken dessen,[340] was später als „repräsentative“ Erhebung bekannt werden sollte, exemplifiziert, ohne jedoch den Begriff der „Repräsentativität“ selbst zu gebrauchen. Die Untersuchung stelle eine verkleinerte nationale Abstimmung im „Wasserglas“ dar: jede Region, Siedlungsart, Einkommensschicht, Berufsgruppe und beide Geschlechter seien in der Erhebung nach dem entsprechenden Anteil in der Gesamtbevölkerung ver-

339 Vgl. Maus, 1967, S. 43; Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 254; Schneller, 1995, S. 5. Interessanterweise spricht auch Kaufmann in seiner 1942 in Deutsch veröffentlichten Arbeit: „Wie das Gallup-Institut die öffentliche Meinung ermittelt“ bei aller Darlegung des Verfahrens noch nicht von repräsentativer Untersuchung und dies obwohl der Begriff der statistisch-methodischen Repräsentativität im deutschen Sprachraum augenscheinlich noch populärer ist als im angelsächsischen. Wahrscheinlich ist der Begriff der statistischen Repräsentativität 1934 in einem Arbeitspapier von Jerzey Neyman „On the Two Different Aspects of the Representative Method: The Method of Stratified Sampling and the Method of Purposive Selection“ entwickelt worden (vgl. Frankel und Frankel , 1987, S. 127). Gleichwohl erkennen Frankel und Frankel in ihrem „Jubiläumsartikel“ („Fifty years of survey sampling in the United States“) den eigentlichen Durchbruch im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen des Jahres 1936.

340 *The Washington Post* vom 20. Oktober 1935. Vgl. Kapitel I.1 auf S. 31.

treten: „Each group is allocated the same proportion of votes as it casts in a national election.“[341] Gallup spricht hier also von „Zuordnung“ von Zahlen zu Bevölkerungsgruppen und noch nicht von Repräsentation oder „Querschnitt“. Da sich die Untersuchung vornehmlich für die staatliche Wohlfahrtsunterstützung interessierte, achtete das *American Institute of Public Opinion* besonders darauf, dass die Gruppe, die Unterstützung des Staates erhielt, auch gemäß ihrer tatsächlichen Häufigkeit in der Bevölkerung in der Untersuchung vertreten ist: „As one out of six individuals is on relief, a proportionate number of ballots must be secured from this group in order to insure a perfect cross-section of the Nation“.[342] Die Plausibilität der Metapher, dass die Untersuchung eine nationalen Wahl *en miniature* darstelle, fußt also darin, dass die zugrundeliegende „Nation“ nach verschiedenen Kriterien je gesondert unterteilt wird. Wenn die Verteilung dieser Kategorien auch in jenem Kollektiv zu finden ist, das die Fragen des *American Institute of Public Opinion* beantwortet hat, entsteht nach Gallup auch die Möglichkeit, Aussagen über Verhältnisse der zugrundeliegende „Nation“ zu formulieren, die nicht unmittelbar mit der berücksichtigten Dimension in Verbindung stehen. Denn die Stichprobe stellt, so die Überlegung, in einem eigentlichen Sinne ein kleines Abbild der ursprünglichen Nation dar.

Wie kommt Gallup zu dieser Annahme, die damals wohl überrascht hatte? Jedes Individuum stellt evidenterweise eine Schnittstelle ganzer Serien verschiedenster sozialer Dimensionen dar. Doch das Abbild, das die Untersuchung herstellt, richtet sich nach Merkmalsdimensionen, die isoliert erfasst werden und nicht über eine *Kombination* sozialer Merkmale Geltung erlangt. Dass Gallup dennoch von einem Abbild sprechen kann, erfordert notwendigerweise die Vorstellung, dass homogene Gruppen existieren, die aufgrund einfacher, isolierter sozialer Merkmale beschrieben werden können, die mit anderen sozialen Merkmalen der Gruppe auf eine höchst erwartbare Art und Weise einhergehen.[343] Von

341 *The Washington Post* vom 20. Oktober 1935.

342 *The Washington Post* vom 20. Oktober 1935.

343 Die Beziehung zwischen „Gruppe“ und Merkmalen, die sie teilen, ist allerdings komplex. Bourdieu weist darauf hin (1986, S. 185, S. 188), dass die Repräsentationsproblematik sich eigentlich aus einer Kluft ergibt zwischen seriellen Kollektiven, die sich je nach bestimmten Kriterien (Serien) analytisch bilden lassen, und der Existenz von sozial „realen“ Gruppen. Diese Differenzierung ist wiederum bei Sartre diskutiert, der die Existenz *sozialer Gruppen*, die sich durch ein Unternehmen und als „konstante Integrationsbewegung“ definieren, von seriellen *Kollektiven* geschieden hat, die sich aufgrund eines einfachen Zustandes konstituieren und über „Serien“ strukturiert werden (Sartre, 1980, S. 272 ff.). Sartre verdeutlicht den Begriff am Beispiel einer Ansammlung von Menschen, die morgens auf einen Autobus warten. Sie haben kaum etwas gemeinsam, weder Geschlecht, Herkunft, Alter noch Haarfarbe und sind so voneinander isoliert, dass sie einander sogar den Rücken zuwenden. Die Zusammensetzung der

einem beobachteten sozialen Merkmal wird also auf ein anderes bloß erwartetes geschlossen, nur weil die Annahme besteht, dass die Merkmale miteinander einhergehen (beispielsweise der Berufsstand mit materiellem Wohlergehen). Doch Aussagen über die tatsächliche Kombinationen dieser Merkmale selbst, welche die soziale Lage eines Individuums bezeichnen, sind aufgrund dieser Stichprobentechnik nicht möglich.[344] Dieser Umstand ist inzwischen Gegenstand hinlänglich bekannter Kritik am Verfahren,[345] doch auch Gallup selbst war die Problematik nicht unbekannt. Bereits in *The Pulse of Democracy* ist sie eingehend diskutiert worden.

Das Sampling, das Stichprobenziehen, dazu entwickelt, um etwas über das selbst unerreichbare „Ganze“ in Erfahrung zu bringen, gründet für Gallup und Rae in nichts anderem als in einer fundamentalen Technik des Wissensammelns in einer komplexen Gesellschaft: „Human beings could not perform a fraction of their usual tasks if they were not able to judge the world about them abstracting from total experience, by selecting parts to ‘represent’ the whole“.[346] Dies gälte insbesondere auch für Wissenschaften wie die Soziologie oder Ökonomie, die nie das Gesamte der prinzipiell erreichbaren Datenmenge verarbeiten könnten. Die Forderung bestehe aber, dass die Stichprobe hinsichtlich des „Universums“ (der Begriff wird von Gallup und Rae zunächst in Anführungszeichen gesetzt) möglichst, und hier folgt nun die Einführung des Begriffs, *repräsentativ* sei. Wenn nun dieses Universum als „homogen“, „uniform“ zu betrachten ist, dies meint: seine einzelnen Elemente nicht strukturiert, sondern völlig zufällig verteilt sind (was bei einer „well

Menge wechselt beständig und die ganze Ansammlung ist zudem bloß eine zeitliche. Die Plätze im Bus aber sind beschränkt, dadurch erhält jeder der Wartenden eine Position in der Warteschlange, und es ist diese Reihe (oder eben: „Serie“), in der sie stehen, und nicht etwa inhärente Gemeinsamkeiten, die Wartenden als serielles Kollektiv konstituiert. Worauf das Sampling-Verfahren letztlich fußt, ist, bestimmte Serien als sozial und politisch relevant für die eigene Fragestellung zu erklären, um sie zum Status einer „Gruppe“ zu erheben.

344 Selbst wenn weitere Gruppen identifiziert werden und in dem Quota-Sample damit berücksichtigt wären, ist das Problem als solches noch nicht gelöst, da die Zahl der sich kreuzenden relevanten Serien als solche nicht über einen unabhängigen technischen Algorithmus festlegen lässt. Die Wahl der bedeutenden Teilungsdimensionen der „Nation“ ist als solche durch Erfahrung festgelegt und ergibt sich nicht unabhängig durch eine rein technisches Verfahren, eine Erfahrung aber, die zumindest wieder als Gegenstand von anderen Untersuchungen mit anderen Mitteln der Stichprobenziehung dienen müsste (vgl. Bradburn, 1996).

345 Die Kritik ist in allen Lehrbüchern der empirischen Sozialforschung hinreichend diskutiert. Dennoch hält sich dieses Verfahren in der empirischen Sozialforschung und wird auch verteidigt. Vergleiche auch als Überblick zu den verschiedenen Argumentationen den Sammelband von Gabler und Hoffmeyer-Zlotnik, 1997.

346 Gallup und Rae, 1940, S. 56.

mixed tomato soup“ der Fall ist), so repräsentiere eine zufällige Stichprobe im Rahmen der statistischen Fehlertheorie das Ganze hinreichend (ein Löffel aus irgend einer Region der „well mixed tomato soup“ genügt, um die Hausfrau über den Geschmack der ganzen Suppe zu informieren). Gallup und Rae greifen hierbei auf Jakob Bernouillis Arbeit zurück, dessen „Gesetze der Wahrscheinlichkeit“ gezeigt hätten, auf welche Weise kleine Mengen von Einheiten, richtig ausgewählt, Aussagen über das Ganze, dem sie entstammen, zuließen: „a small number of cases chosen at random from among a very large group of the same kind of cases are almost certain to have the main characteristics of the whole group“.[347] Diese Gesetze werden mit jenem Modell erläutert, das in den Lehrbüchern sozialwissenschaftlicher Statistik und der Meinungsforschung einen eigentümlich prominenten Stellenwert besitzt:[348] es handelt sich um die Vergegenständlichung des „Universums“, auf die sich die Stichprobenziehung bezieht, nämlich eine Urne mit verschiedenfarbigen Kugeln, die bestmöglich gemischt sind. Werden nun aus dieser Urne wahlweise einige Kugeln ausgewählt und diejenige die entfernt worden sind, durch neue ersetzt, so nähern sich die gemittelten Verhältnisse der Farben der Stichproben umso genauer den „wahren“ Verhältnissen in der Urne, je mehr Stichproben gezogen worden sind. Doch Voraussetzung dafür ist, dass jedes Element in der Urne exakt dieselben Chancen besitzt, „gewählt“ zu werden, und dies unabhängig von der Anzahl der gezogenen Stichproben. Die Wahrscheinlichkeit, der Verteilung in der Urne möglichst nahe zu kommen, variiert dabei mit der Größe der Stichprobe selbst.

Obwohl aber die Zufallsstichprobe die einfachste Möglichkeit sei, eine akkurate Repräsentation der zugrundeliegenden Verteilung zu erreichen, stellten sich diesem Verfahren in der Anwendung auf die Repräsentation der „öffentlichen Meinung“ Probleme entgegen. Es gibt Fälle, da sei das „statistische Universum“ zu heterogen, als dass eine Zufallsstichprobe Sinn machen würde: zu ungleich sind dann die verschiedenen „Elemente“ im „Ganzen“ verteilt, als dass jedes Element die Chance hätte, unter die Stichprobe zu fallen. Der andere Fall, bei dem Gallup und Rae die Anwendbarkeit der Zufallsstichprobe bezweifeln, ist dann gegeben, wenn das „Universum“ so weiträumig ist, dass sich die Chancengleichheit für jedes Element, in die Stichprobe zu fallen, ebenfalls nicht verwirklichen lässt. Gerade die USA, als weiträumige, heterogenen Gesellschaft, erschwert in dieser Hinsicht das Sampling-Prozedere der

347 Gallup und Rae, 1940, S. 57.

348 Gallup und Rae, 1940, S. 58 ff.; Scheuch, 1967a, S. 323; Deming, 1969, S. 594; Roll und Cantril, 1990, S. 63; Rossi et al., 1990, S. 24. Noelle-Neumann ersetzt die Urne mit Kugeln durch einen Topf mit Haselnüssen (1996, S. 209).

Meinungsforschung: „The political public is not a homogeneous population, but is divided into groups between which there are significant differences of interest and outlook.“[349] Damit wird also gefordert, die politische Gesellschaft in verschiedene „Gesellschaften“ eigentlich zu teilen, die gesondert berücksichtigt werden müssen. Nur wenn alle Mitglieder „gleich“ wären in ihren Voraussetzungen, eine bestimmte Meinung zu bilden, dann könnte eine Wahrscheinlichkeitsstichprobe die Aufgaben der Repräsentation erfüllen. Doch dem ist gerade nicht so, führt Gallup aus und artikuliert damit eine bestimmte Vorstellung, wie die Gesellschaft aufgebaut ist, die der konkreten Untersuchung eigentlich *vorgelagert* ist. Damit ist aber nichts anderes als eine “Ontologie“ artikuliert, die das Stichprobenverfahren erst begründet: „The American public is a mosaic whose complex pattern of individuals is clustered together in a variety of social groups and associations. Individuals do not dwell in a vacuum“.[350]

Dieses Bild einer durchwegs heterogenen, aber in ihren Fragmenten gruppierten Gesellschaft begründet, weshalb die amerikanische Gesellschaft mittels geschichteter Stichprobe („stratified“ oder „controlled“ sampling) untersucht werden kann: „Human beings are not identical units, for their attitudes and opinions are formed within the circumstances of everyday life experiences (…) People who live differently think differently“.[351] Doch nicht nur die aktuellen Lebensumstände bestimmen das Leben und die Denkweisen, es ist auch die Geschichte, die das kulturelle und politische Gedächtnis formt: „In the political history of the United States“, so wird dies exemplifiziert, „sectional conflicts and sectional similarities have provided a constant keynote“, ein Umstand, der an verschiedenen Beispielen dargelegt wird.[352] Die Begriffe „Öffentlichkeit“ und die „öffentliche Meinung“, die per se eine politische Integration bezeichnen, bilden damit für Gallup weniger ein „Ganzes“ sondern eine zerstückelte Realität mit Brüchen und Verwerfungen: „America, then, does not follow a monotonous pattern. Its people are divided and cross-divided. In this sense, there is not one single entity, the American public, but rather several publics which cut across each other“.[353] An sich müsste die Wahrnehmung der Existenz verschiedener Öffentlichkeiten Konsequenz für die Idee der Vermessung *einer* öffentlichen Meinung besitzen. Doch an der entsprechenden Stelle wird die Wahrnehmung einer solchen Vielfalt vornehmlich unter dem Aspekt betrachtet, dass unter Umständen gesellschaftliche und politische Prob-

349 Gallup und Rae, 1940, S. 60.
350 Gallup und Rae, 1940, S. 60.
351 Gallup und Rae, 1940, S. 60f.
352 Gallup und Rae, 1940, S. 61.
353 Gallup und Rae, 1940, S. 62.

leme „fundamental“ entgegengesetzt wahrgenommen und bewertet werden: „The gulf between the wages of the Southern sharecropper and the huge dividends of the multimillionaire [es folgen weitere Aufzählungen] creates *fundamentally opposed* views“.[354]

Weshalb diese fragmentierte Gesellschaft dennoch über ein einheitliches Verfahren untersucht werden kann, dies begründet Gallup dagegen mit einer eigentlichen argumentativen Pirouette. Obwohl Individuen sich hinsichtlich ihrer Meinungsbildung nie isoliert betrachten lassen, sondern Meinungsbildung immer im Kontext bestimmter sozialer und politischer Gemeinsamkeiten stattfindet, sei es möglich, die politische Gesellschaft zu vermessen: „In the application of controlled sampling, the voting public, which is the universe of the opinion researcher, is not composed of identical dissociated units, but of human beings who form themselves into distinct groups in certain *observable, measurable* ways.“[355] Denn gerade aufgrund der Teilung der politischen Gesellschaft ist es möglich, Aussagen über sie als Ganzes zu machen, indem die differenzierenden und konstituierenden Serien, die im Quota-Sample repräsentiert werden, als solche selbst als meinungsbildend aufgefaßt werden. Stadt-Landunterschiede, Alter, Besitzstand, Berufsgruppe, Geschlecht und ökonomische Wohlfahrt, geographischen Regionen, politische Einstellungen, Analphabetismus, Bürgerrechtsstatus und Parteipräferenz, Zugehörigkeit zu ethnischen Gruppen, all diese Merkmale stellen Faktoren dar, die nicht nur soziale Zugehörigkeiten festlegen, die im Sample repräsentiert werden, sondern zugleich auch meinungsbildend sind. Werden diese hinreichend in der Stichprobe berücksichtigt, dann lässt sich die „öffentliche Meinung“ durchaus als Ganzes erfassen: „The prime determinant of accuracy in any sample survey of opinion lies in the character of the cross section – in the way the groups are selected to represent the public as a whole.“[356] Die soziale Differenzierung, berücksichtigt in der Stichprobe, entspricht der Differenzierung der Meinungsbilder vollumfänglich.

Widersprechen die Autoren mit dieser Aussage der zuvor gemachten Feststellung, dass nur „Öffentlichkeiten“ und keine Öffentlichkeit existiere und der Singular des Terms „öffentliche Meinung“ illusionär sei? Die Fragmentierung der sozialen und politischen Welt, so müssen Gallup und Rae aufgrund ihrer Überlegungen folgern, ist keineswegs etwas „an sich“ Gegebenes, sondern erscheint je nach Lage und Problem in unterschiedlicher Weise. Sehr wohl vermag dabei auch hinsichtlich bestimmter Aspekte *eine* Öffentlichkeit entstehen, so das implizite Argu-

354 Gallup und Rae, 1940, S. 62; Hervorhebung von mir.
355 Gallup und Rae, 1940, S. 60; Hervorhebung von mir.
356 Gallup und Rae, 1940, S. 64.

ment, dann nämlich, wenn bestimmte Umstände gegeben sind. Dem Charakter dieser temporär singulären Öffentlichkeiten vermag die Technik des Sampling dann und nur dann zu folgen, wenn es sich den veränderten Problematiken immer von Neuem anzupassen vermag. Die „Gesellschaft“, die in den Stichprobe des *American Institute of Public Opinion* repräsentiert wird, ist also keineswegs starr festgelegt, so müsste die Folgerung lauten, sondern konstituiert sich immer wieder von Neuem und je nach Thematik verschieden.[357] Umso mehr interessieren jene

[357] Eine Konsequenz daraus ist, dass Gallup und Rae in der Folge zwischen einer „social cross section“ und einer „political cross section“ differenzieren (1940, S. 65). Das erste Verfahren gelangt zur Anwendung, wenn Meinungen zu generellen Fragen des sozialen und politischen Lebens erforscht werden sollen, etwa, wie in der ersten Untersuchung in der *Washington Post*, die Problematik des Wohlfahrtsstaats. Die zweite Stichprobenart bezieht sich strikt auf politische Entscheidungen, die über Wahlen und Referenden an politischer Relevanz gewinnen können: ihr Bezugspunkt sind die Wählerinnen und Wähler. Diese beiden Survey-Arten beziehen sich folglich auf verschiedene „Universen“ und müssen auf verschiedene Weise ihre „Repräsentativität“ erreichen. Als solche sind die beiden Universen jedoch auch den Meinungsforschungsinstituten nicht gegeben. Dass die Untersuchungen auf das ihnen zugedachte Universum zugreifen können, muss erst aufgrund von Informationen außerhalb der jeweiligen Untersuchung ermöglicht werden. Die „social cross section“, die sich auf die gesamte Bevölkerung beziehen will, ist auf Wissen angewiesen, welches soziale Profil dieses Universum überhaupt besitzt, auf welche Weise es sich überhaupt zugänglich erweist. Vornehmlich beruft sich diese Art des Surveys auf statistische Informationen des „Bureau of the Census“, des „Department of Commerce“ oder gar der „Federal Security Administration“ – mit anderen Worten: auf Informationen des staatlichen statistischen Apparates, der sich seines „Universums“ auf diese Weise versichert, notabene auch über Stichprobentechniken (S. 66). Dem *American Institute of Public Opinion* genügen diese Informationen offenbar noch nicht: auch Telefonverzeichnisse und Register von Automobilbesitzern, wie dazumal bei den *straw polls* des *Literary Digest* sollen die staatlich-statistischen Informationen darüber, was denn diese „gesamte Bevölkerung“ überhaupt darstellt, ergänzen. Immerhin teilt die Meinungsforschungsindustrie das Interesse an Informationen über das Universum mit den offiziellen staatlichen Institutionen, wenn es sich um eine Stichprobe handelt, die ein generelles Meinungsbild erfassen will (die social cross section). Bei einem Survey, das die aktive, politische Gesellschaft erfassen will, die durch Urnengänge ihre Realität erhält, zeigt sich die Situation anders. Will das *American Institute of Public Opinion* die Zusammensetzung der wählenden Gesellschaft prognostizieren, bevor sie sich konstituiert hat, interessiert sie sich also für Motive und Ansichten der „politischen Gesellschaft“, dann ist es bei der Abschätzung ihres „Universums“ auf sich selbst gestellt. Seine Erfassung gestaltet sich notwendigerweise schwieriger. Zwar können noch relativ einfach die Gruppe der Wählenden von den Nicht-Wählenden aufgrund der Informationen über die Gesamtbevölkerung und den Auszügen aus den Wahlregistern geschieden werden, doch sobald mehr soziale Informationen über die Wählenden erfasst werden sollen, zeigt sich das Wissen in einer Zeit, als die Meinungsforschung erst am Entstehen ist, noch als dürftig, um so mehr, als sich die Zusammensetzung des Wahlvolks selbst stark nach Art der Wahl und verschiedenen Staaten und Regionen unterscheidet (S. 67). Diese Informationen muss sich das Feld der Meinungsforschung kontinuierlich selbst erschaffen, die Adäquatheit der Information zeigt dabei alleine die Ergebnisse der prognostizierten Wahlen: „Every bal-

impliziten Regeln, die überhaupt erst diese sich selbst korrigierende Handhabung von Wissen ermöglichen.

4.3.3. Die Tabelle des Professors Brown

Der Abschnitt in *The Pulse of Democracy* über den „Charakter“ des Querschnitts zeigt indes lediglich, dass die soziale und politische Struktur (im Sinne eines Systems von Differenzen) derjenigen im jeweiligen „Universum“, das die Untersuchung repräsentiert, zu entsprechen hat. Damit ist aber noch nichts darüber gesagt, mit welcher Präzision die Stichprobe der „realen Gesellschaft“ entspricht. Die Zahlenmagie der *straw polls* hat sich diesbezüglich an der Wirkung der großen Zahl orientiert. Allein die große Zahl, wie auch immer herbeigeführt, verbürgt, dass sie auch eine soziale Realität bezeichnet. Je größer die Zahl, desto genauer ist die Aussage. Die Stichprobentheorie operiert aber strikt mit der *Wahrscheinlichkeit* einer Entsprechung, für deren unmittelbare Geltungskraft, wie gezeigt, das Urnenmodell bürgt. Mit anderen Worten: die erfasste soziale und politische Struktur entspricht mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit der tatsächlichen. Die mit mathematischer Wahrscheinlichkeitstheorie verbundenen, bekannten Gesetze sollen dabei die vergleichsweise geringe Stichprobengröße, das heißt das Sampling schlechthin begründen. Die statistische Fehlertheorie wird als Instanz vorgestellt, die objektiv geltend über der mühseligen Kleinarbeit steht, aufgrund derer das *American Institute of Public Opinion* die Struktur eines repräsentativen Samples festlegt: „The laws of probable error have long been known. These laws have been tested by a great variety of experiments (…). They are laws which no government can repeal.“[358] Diese durch die Politik, durch soziale Verfälschungen nicht beeinflussbaren Gesetze des Erkennens werden in *The Pulse of Democracy* als solche nicht weiter mathematisch exemplifiziert, sondern mit einer Tabelle des „President and Fellows of Harvard College“, Professor Browns „table of probable error“ erläutert, die Stichprobenfehler in Abhängigkeit der Stichprobengröße darstellt.[359]

Die Tabelle des Professors nimmt in dem Buch den Raum einer ganzen Seite ein, präsentiert an die zweihundert statistische Kennwerte und trägt den Titel „Size of Sample Necessary to Be Practically Sure of Accuracy (i.e., on the Basis of Three Standard Deviations) Within Predetermined Limits“. Mit den Worten „Where Opinion Divides Percentagewise As Follows“, sind die Kolonnen betitelt. Darunter sind Paare

lot sent out by the Institute since experimental sampling started at the end of 1933 brings in more and more knowledge of voting behavior“ (S. 67).

358 Gallup und Rae, 1940, S. 69.

359 Gallup und Rae, 1940, S. 70f.

von Prozentwerte aufgeführt, Verhältnisse von Meinungsalternativen vergegenständlichend, die sich auf hundert Prozent aufsummieren lassen, also „20% und 80%“ bis hin zu „50% und 50%“. Die Zeilen der Tabellen sind als „Range of Error (3σ)“ beschriftet. Hier sind Prozentwerte von 0,1% bis hin zu 40% aufgelistet. Zusätzlich ist die Tabelle mit folgender, für die Interpretation bedeutsamen Fußnote versehen: „The table is worked out on the basis of three standard deviations. This means the chances are 997 in 1.000 that the range of error for each sample size will be as shown in the column to the left.“ Die einzelnen Zelleninhalte schlussendlich beinhalten Ziffern, die für die Größe des Samples stehen. Die Tabelle lässt sich also folgendermaßen lesen: Eine Untersuchung, bei der 1600 Personen befragt wurden, hat nach Auszählung der Fragebogen ergeben, dass 20 Prozent dieser Meinung sind und 80 Prozent jener. Die Tabelle des Professor Brown hilft nun die Schätzgenauigkeit der Untersuchung zu ermitteln: hierzu muss die Kolonne der Tabelle herangezogen werden, die das Meinungsverhältnis von 20 zu 80 Prozent auflistet. Anschließend ist die Größe des Samples in der Zelle der entsprechenden Kolonne zu ermitteln, die wiederum auf eine bestimmte Zeilenbeschriftung verweist, die den „Range of Error (3 σ)“ angibt, der im vorliegenden Falle 3,0 Prozent beträgt. Wird die Aussage der Fußnote berücksichtigt, dann verhilft diese Tabelle, so präsentiert wie in *The Pulse of Democracy*, das Untersuchungsergebnis auf folgende Weise zu interpretieren: Mit einer Chance von 997 zu 1000 beträgt die Unterstützung der einen Meinung im „Universum“ zwischen 17 und 23 Prozent und der anderen zwischen 77 und 83 Prozent.

Gallup und Rae relativieren die fröhliche Numerik dieser Tabelle gleich selber, und zwar einmal mehr anhand des bekannten Missgeschicks von *Literary Digest* im Jahre 1936. Die Fehleinschätzung von 19 Prozent bei einer Samplegröße von 2,3 Millionen Einheiten hat andere Gründe als die Stichprobentheorie: die Tabelle besagte nämlich, dass der Fehler bei dem eingeschätzten Verhältnis der Kandidaten nur 0,1 Prozent hätte betragen dürfen. Damit verweisen sie auf das Primat der Konstruktion der Struktur des Samples, das derjenigen des Universums zu entsprechen habe und damit Vorrang vor der reinen statistischen Stichprobentheorie erhält, die – allerdings nur scheinbar – auf eine Welt an sich zurückgreift.[360] Oder mit anderen Worten: ein sorgfältig gewähltes Abbild des Universums, das seinen sozialen Strukturen folgt, begründet erst die Möglichkeit des Verwendens nur relativ kleiner Stichproben mittels der statistischen Wahrscheinlichkeitsrechnung: „Such an outline indicates that a truly accurate picture of public opinion can be obtained with a small sample, *provided the cases selected are representative of all*

[360] Gallup und Rae, 1940, S. 71.

the major groups within the population.“[361] Doch wie die obigen Überlegungen zeigten, bedeutet gerade die Unerreichbarkeit des sozialen „Universums“, dass der Versuch, seine Strukturen in einem Sample abzubilden, erst über eine bereits vollzogene Festlegung mit bestimmten Annahmen, auf welche Weise dieses Universum strukturiert wird, möglich ist. Und dieses ständige Sich-Versichern zeichne die „moderne“ Repräsentativerhebung gegenüber rein technischen, nicht reflexiven Verfahren wie dasjenige der *Literary Digest* aus, was die Ursache des Durchbruchs im Jahre 1936 darstellt: „The *Digest* followed a fixed, prearranged plan, and did not attempt modifications. The modern polls allowed for flexibility. They kept adjusting their returns by checking them against the proper quotas.“[362]

In diesem Zusammenhang erst gewinnt die zuvor eingeführte Tabelle des Professor Brown ihre Bedeutung. Zwar sind die Festlegung der Interviewsituation und die Definition des Samples unabdingbare Voraussetzungen einer wahrscheinlichkeitstheoretischen Schätzung: werden sie nicht korrekt ausgeführt, dann ist die komplizierteste Mathematik hinfällig. Doch es ist diese Tabelle (resp. die Technik, die sie vergegenständlicht), die es letztlich ermöglicht, jenes bloße Erahnen, Extrapolieren, mit der die Gewichtigkeit der Meinungsströme abgeschätzt werden soll, durch ein exaktes Vermessen zu ersetzen, um damit überhaupt von einer Stichprobe auf eine größere „Gesamtheit“ schließen zu können, im Einzigartigem das Gesamte zu sehen. Der Stellenwert der Tabelle und auch die Begründung, weshalb ihr so viel Aufmerksamkeit zuteil wurde, enthüllt sich, wenn sie in bezug zum gesamten Text gedeutet wird: In der interpretierbaren und augenscheinlich sinnvollen Anwendung dieser Tabelle auf die Phänomene der politischen Meinung zeigt sich nichts weniger als die Quantifizierbarkeit des politischen Sprechens schlechthin. Die zugrundeliegenden Verfahren folgen dabei einer mathematischen Technik, die außerhalb der Politik, der Irrungen falsches Einschätzen steht. Daran gemahnt Professor Browns Tabelle.

Das mathematisch-statistische Verfahren der Stichprobenziehung selbst bleibt indes, obwohl sehr präsent bei Gallup und Raes Begründung der Meinungsforschung, auf merkwürdige Weise als solches abwesend. Einem Leser dieses Textes, der die zugrundeliegenden Verfahren nicht kennt, müssen Begriffe und Symbole der bedeutungsvollen Tabelle des Professor Brown letztlich kryptisch erscheinen. Der Term „Range of Error (3 σ)“, beispielsweise, in einem Text, der sich an eine breite Öffentlichkeit wendet, um eine neue Technologie zu begründen, ruft letztlich eine Autorität an, die jenseits des Augenscheinlichen steht, des

361 Gallup und Rae, 1940, S. 72f.
362 Gallup und Rae, 1940, S. 75.

unmittelbar Plausiblen, mit der Gallup den Wert der Meinungsforschung geltend machen will. Doch ungeachtet aller Beteuerung, welche die einführenden Werke in die Meinungsforschung immer wieder vornehmen, dass es sich bei der Technik des Samplings keineswegs um eine Magie handle,[363] erinnert die Verwendung dieser symbolischen Zeichen in gewisser Weise an eine eigentliche „Anrufung“ von „Gesetzen“, die selbst nicht ausgeführt sind, die nicht im Diskurs des Abwägens, Argumentierens und der Plausibilität Geltung haben, der die an sich begründende Arbeit von Gallup und Rae auszeichnet: Gerade bei der zentralen Legitimation des Wissens, nämlich auf der Grundlage wissenschaftlicher Voraussetzungen ein repräsentatives „Abbild“ der Bevölkerung erstellen zu können, wird auf einen Diskurs „außerhalb“ des Textes verwiesen, mit der Aufforderung, diesem zu vertrauen. Dennoch: das Abbilden der Gesellschaft aufgrund ihrer bedeutenden Merkmale folgt streng der Logik der politischen Repräsentation: *one man – one vote*. Jeder Bürger, jede Bürgerin ist in gleicher Weise „vertreten“ und hat prinzipiell die gleiche Chance als „Vertreter“ gewählt zu werden. Somit ist die Voraussetzung der Anwendung der Verfahren aufgrund eines bestehenden politischen Diskurses gleichsam aus sich heraus verständlich. Das Verfahren selbst, das Verfahren des Abbildens, der Simulation einer Gesellschaft im Wasserglas, die Technik der Schrumpfung der amerikanischen Gesellschaft auf ein kleines Modell, das dennoch alle wichtigen Merkmale enthält, dieses Verfahren begründet sich indes alleine über eine unantastbare mathematische Logik.

Die Einführung des Begriffs der Repräsentativität oder des „Querschnitts“, mit der Gallup und Rae die Ziffern und Kennwerte ihrer Technik erläutern, erinnert so an das argumentative Vorgehen, das die Autoren schon angewandt haben, um die Transformation des „Talks“ hin zur Prozedur der Beantwortung eines Fragebogens zu begründen: unmittelbares Wissen, bestehende Begriffe, werden behutsam aufgenommen, weitergeführt und in ein neues Feld von Bezeichnungen eingepaßt; ein Vorgang, bei dem ursprüngliche Bedeutung sich notwendigerweise wandelt. Über dieses „Umschreiben“ bestehender Bedeutungsfelder jedoch, mit der das neue symbolische Feld der Matrix mit Sinn versehen wird, erfordert eine neue disziplinäre Matrix immer auch eine „neue und strengere Definition des Untersuchungsgegenstandes“, die andere mögliche Bedeutungen schlicht negiert.[364] Entsprechend, so Kuhn, ist mit dieser strengeren, ausschließenden Definitionen auch die Einführung von „Modellen“ im Sinne von „Analogien“ oder gar „Ontologien“ verbunden, die das „Welt“verständnis der jeweiligen wissen-

363 Vgl. Fußnote 322 auf Seite 132 dieser Arbeit.
364 Kuhn, 1996, S. 33.

schaftlichen Gemeinschaft kennzeichnen, und eigentümlich zwischen bloßer „Heuristik“ und „metaphysischer Festlegungen“ schwanken.[365] So ist die Vorstellung des Gases als eine Menge winziger freischwebender Billardkugeln gleichzeitig Metapher wie auch eine ontologische Festlegung: Gas *ist* eine Menge freischwebender Teilchen.[366] Schon Bachelard hatte auf die Bedeutung dieser „metaphorischen Ontologie“ hinsichtlich der Verständigung über Inkommensurabilitäten hinweg hingewiesen.[367] Wie auch der Begriff der „öffentlichen Meinung“ eine strengere ausschließliche Geltung erhält, je mehr die Meinungsforschung den Charakter einer „disziplinären Matrix“ annimmt (wie bei Allports Texten), so wird auch die Begründung der statistischen Stichprobentheorie, die letztendlich „Repräsentativität herstellen soll“, im Zuge der Entwicklung der Matrix immer enger, immer „reiner“ gefasst, nähert sich einer immer schärfer umrissenen Ontologie, um darüber hinaus das ursprüngliche Verfahren des Sampling, das Gallup vorgestellt hatte, letztlich als unwissenschaftlich, nicht konsequent genug darzustellen.[368]

So werden die anfänglich zum Zuge gekommenen Stichprobenverfahren der Meinungsforschungsindustrie inzwischen dahingehend kritisiert, dass die Serien oder Variablen, die letztendlich die Quoten oder Gruppen bilden, bloß rein hypothetisch relevant sind und als bedeutsam erachtet werden, bevor ihre Relevanz untersucht ist: ihre Signifikanz gibt sich nicht unabhängig von der Erfahrung und der vorweggenommenen Festlegung. Die Kombination der Serien selbst, das Kreuzen sozialer Kriterien in den Individuen ist außer Acht gelassen, so dass die zu erfüllenden Quoten reichlich imaginär sein können (gibt es beispielsweise eine homogene „Arbeiterschaft“?)[369] Entsprechend werden denn Quotenvorgaben für Interviewer oft über Merkmale definiert, die vor allem augenscheinlich wahrnehmbar sind: „Geschlecht“, „Alter“ und die subjektiv erfasste soziale Schicht.[370] Nicht zuletzt auch stellt sich Skepsis gegenüber der alltäglichen Forschungspraktik ein: die Interviewenden können innerhalb der Quoten oft ihre Auswahl der Interviewpartner selbst bestimmen – ist da die notwendige Zufallsauswahl gewährt? Mit anderen Worten: in der Auswahl, so der Verdacht der Kritik, herrscht ein stark subjektives Moment, und dieses subjektive Moment erscheint in der Logik der Sozialwissenschaften als eine Quelle von Fehler, den es

365 Kuhn, 1997, S. 392ff.
366 Kuhn, 1997, S. 393.
367 Bachelard, 1993.
368 Vgl. zur Kritik des Quota-Verfahrens durch die statistische Theorie exemplarisch: Gabler und Hoffmeyer-Zlotnik, 1997; Noelle-Neumann und Petersen, 1996; Bortz, 1984, 1985; Friedrichs, 1980, S. 134ff.; Scheuch, 1967a, S. 314ff.; Stuart, 1968. Einen summarischen Überblick gibt auch Blondiaux, 1998, S. 172.
369 Vgl. Bortz, 1984, S. 362.
370 Vgl. Scheuch, 1967a, S. 315.

auszulöschen gilt, da es zu einer „falschen“, da subjektiven Repräsentation führen kann.[371]

Zudem wird kritisiert, dass Gallup den Stichprobenfehler aufgrund von Wahrscheinlichkeitsauswahlen (vergegenständlicht in Professor Browns Tabelle, vgl. oben) auf Quota-Samples anwendet. Der Auswahlfehler könne in diesem Falle nicht theoretisch und wahrscheinlich auch nicht de facto berechnet werden. Streng genommen sei damit auch ein erheblicher Teil statistischer Verfahren für Quota-Samples gar nicht anwendbar.[372] Mit anderen Worten: es ist problematisch anzunehmen, dass die Wahrscheinlichkeitstheorie sich überhaupt auf die Quota-Verfahren anwenden lässt. So schreiben Roll und Cantril: „As a result [der Auswahltechniken des Quotenverfahrens] the theory of probability does not apply, and it is not possible to calculate the chance that the sample is a fluke and not representative of the population being surveyed.“[373] Aufgrund dieser Evidenzen wird denn geschlossen, dass die strikt Wahrscheinlichkeitsauswahl letztlich die „reine“ und gültige Form der Stichprobe sei, die alleine einen „Repräsentationsschluss“, d.h. die Schätzung von „wahren“ Werten aufgrund von Stichprobenberechnungen zuläßt.[374] Da nie genau bekannt sei, „welche Merkmale mit dem untersuchten Material zusammenhängen“ oder welche „Populationsmerkmale“ auf die Untersuchung einwirken, ist letztlich eine „Stichprobe“ zu bevorzugen, „die der Population in möglichst allen Merkmalen entspricht, eine Stichprobe, die für die Population global repräsentativ ist.“ Diese „*globale Repräsentativität*“ gewährleiste aber eben nur die reine „*Zufallsstichprobe*.“[375] Doch damit tritt die der Wahrscheinlichkeitsauswahl zugrunde liegende ontologische Setzung, die *Metapher* des „Universums“ als eine Urne mit verschieden farbigen Kugeln, lediglich deutlicher hervor. Aus diesem „Modell“ des Seins, zugleich Metapher, Analogie und ontologische Setzung, ergeben sich konsequent die symbolischen Verallgemeinerungen der Profession und damit verbunden die Regeln, mit der „Wissenschaftler symbolische Ausdrücke mit der Natur“ verbinden.[376]

371 Bortz, 1984, S. 362; Friedrichs, 1980, S. 135.
372 Scheuch, 1967a, S. 316; Schneller, 1997, S. 10.
373 Roll und Cantril, 1990, S. 62.
374 Scheuch, 1967a, S. 317.
375 Bortz, 1984, S. 243. Vgl. ähnlich auch Roll und Cantril, 1990, S. 63; sowie Scheuch, 1967a.
376 Kuhn, 1997, S. 397.

4.3.4. Die Begründung der Stichprobentheorie

Hat Gallup damit, ähnlich wie bei der Diskussion um den Begriff der „öffentlichen Meinung“, ein weiteres zentrales Konzept, nämlich das der statistischen Repräsentation, nicht hinreichend stringent diskutiert und angewandt, so dass eine wissenschaftliche „Reinigung“ vonnöten war? Oder hat Gallup womöglich seine Begründung des Repräsentationsbegriffs lediglich an der Grenze eines ganzen Problemfeldes der Sozialwissenschaften angesiedelt, ohne die Widersprüche verschwinden zu lassen, was notwendigerweise den Vorwurf der „Unwissenschaftlichkeit“ evozierte? Letzteres lässt ein Blick auf die Genealogie der Stichprobentheorie selbst vermuten.

Die Verbindung der statistischen Theorie der Stichprobenziehung und der Sozialforschung wird dem britischen Mathematiker und Statistiker Arthur Lyon Bowley (1869-1957) zugeschrieben. Bowley hatte bereits bestehende Überlegungen zur Wahrscheinlichkeitstheorie mit der neuen Möglichkeit verbunden, eigentliche Vertrauensintervalle, d.h. die mutmaßlichen Spannbreiten von Schätzwerten, zu berechnen.[377] Diese Überlegungen zur systematischen Berechnung von Messfehlern führten ihn dazu, und das macht ihn an dieser Stelle besonders interessant, die Problematik der sozialen *und* symbolischen Struktur des „Universums“ eingehend zu reflektieren, auf das die Stichprobe zugreifen will.[378] Bowley lehrte Statistik und Mathematik in Cambridge und an der *London School of Economics*. Weniger auf die Weiterentwicklung der Mathematik selbst konzentriert, zeigte Bowley ein reges Interesse an sozialen Problemen und ihrer Untersuchbarkeit, das er mit Alfred Marshall, dessen Kreis er angehörte, teilte.[379] Während seiner Studien in den 90er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts faszinierten ihn die Auseinandersetzungen um die „representative method“, die im Norwegischen statistischen Büro unter der Leitung von Anders N. Kiaer (1838-1919) und in Verbindung mit dem *International Statistical Institute* entwickelt wurden. Im Verlaufe dieser Auseinandersetzung lancierte Bowley das Projekt, sowohl die mathematische Formulierung der Stichprobenziehung zu begründen wie auch die Interpretationsmöglichkeit der dadurch entstandenen Ergebnisse festzulegen. Die damit hervorgebrachte Technik wandte er selbst in verschiedenen Untersuchungen an, so beispielsweise

377 Vgl. Desrosières, 1993, S. 258, Martin, 1984, S. 20, Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 40. Marsh schreibt: „… it was Bowley who made the decisive methodological breakthroughs for the social surveys as we know it today“ (1982, S. 25).

378 Kruskal und Mosteller, 1980, S. 184.

379 Vgl. zu diesen Ausführungen *The International Encyclopedia of Social Science*s, 1968.

in Erhebungen über soziale Armut und über Londons „Life and Labour“.

Gleichsam als Zusammenfassung seines Ansatzes lässt sich eine Rede, gehalten an der *Royal Statistical Society* im Jahre 1935 und 1936 in der Zeitschrift der *American Statistical Society* veröffentlicht, auffassen, die sich mit der „Application of Sampling to Economic and Sociological Problems“ befasst und dabei die wahrscheinlichkeitstheoretischen Grundlagen der Stichprobentheorie in aller Dichte präsentiert.[380] Die Theorie des Samplings, damals bereits in der wissenschaftlichen Gemeinde eingehend diskutiert, steht zunächst, wie gezeigt, in enger Verbindung mit der mathematischen Theorie der Wahrscheinlichkeit:

> „A universe is symbolized by an urn or a group of urns which contain numbers of balls differing only in color; one or more selections are drawn in accordance with definitive rules, and it is asked what is the relation between the proportions by color in the selections and those in the universe“.[381]

Die Symbolisierung der (sozialen) „Natur an sich“ über ein Modell (oder eine Metapher), so kommt in diesem Zitat bereits zum Ausdruck, muss in Bowleys Arbeit nicht erst aufgezeigt werden, sondern ist offen in ihrer Problematik dargelegt. Wie greift nun die Stichprobe auf das soziale Universum zu? Es ist zwar vorstellbar, dass die „Proportionen des Universums“ bekannt sind, die Gesellschaft bereits genau vermessen ist, gleich wie etwa die Zusammensetzung eines Kartenspiels sich als gegeben betrachten lässt. Für sozialwissenschaftliche Untersuchungen, die Stichproben vornehmen wollen, ist hingegen vielmehr jene Situation relevant, bei der sich erst aufgrund der Informationen, welche die Stichproben liefern, auf die Verteilung von Merkmalen im unbekannten Universum schließen lässt, eine Vorgehensweise, die heute als „Repräsentationsschluss“ bekannt ist[382] und von Bowley selbst als „Theory of

380 Bowley, 1936.
381 Bowley, 1936, S. 474.
382 Scheuch, 1967a, S. 317. Sowie Noelle-Neumann und Peters, 1996, die schreiben: „Der zweite gedankliche Schritt, der *statistische Repräsentationsschluss,* ist der wichtigste für die Umfrageforschung: Wenn eine korrekt gezogene Stichprobe für die Verteilung der Merkmale einer bekannten Grundgesamtheit mit großer Genauigkeit abbildet, dann kann man umgekehrt auch schließen, dass auch Merkmale, die man in dieser Stichprobe findet, und von denen man vorher nicht wußte, in welchem Anteil sie in der Grundgesamtheit vertreten sind, sich mit einer hohen und berechenbaren Wahrscheinlichkeit in nahezu der gleichen Verteilung wie in der Stichprobe der Urmenge wiederfinden“ (S. 227). Hierin, wie bei Gallup, kommt aber wieder die Konfusion der Quota-Technik mit der reinen Wahrscheinlichkeitsauswahl zum Ausdruck, die alleine letztlich die statistische Berechenbarkeit gewährleisten könnte.

Bridge“ bezeichnet wird.[383] Diese „Brückentheorie“ besagt letztlich, dass die Welt an sich in zählbaren Einheiten unterteilt ist, deren Eigenschaften aber unbekannt sind. Eine wesentliche Eigenschaft ihres „Seins“ ist indessen damit bereits klar festgelegt, nämlich dass die Welt aus voneinander abgrenzbaren und damit zählbaren Einheiten besteht, die, aus der Welt an sich gleichsam herausgegriffen, zu Dingen „für sich“ gerinnen, die als authentische Zeugen über eine selbst unerreichbaren Welt berichten, von der sie stammen. Das Universum und die Stichprobe sind also über die Brücke, die eine methodischen Praxis erstellt, miteinander verbunden. Doch darüber hinaus ist das Universum als solches bereits festgelegt: es ist die (oft national) begrenzte Gesellschaft, meist durch staatliche Administration zusammengefasst, die ähnlich wie in der Metapher der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Individuen sammelt, die es über die Stichprobe auszuwählen gilt. „We are here concerned“, so schreibt Bowley über den Fall sozialwissenschaftlicher Stichprobenziehung, „with the investigation of the *numerical structure* of an actual and limited universe, or ‘population’“.[384] Damit greift die Stichprobe also keineswegs auf eine Welt von unbekannter Konsistenz zu, sondern bereits auf eine numerisch, das heißt auch administrativ strukturierte Gesellschaft.

Bowley schildert diesen Sachverhalt anhand seiner eigenen Untersuchungen über soziale Armut, welche die ökonomische Situation von Arbeiterhaushalten in verschiedenen Städten erhoben hatte. Zunächst wurden sämtliche Häuser in dem zu untersuchenden Gebiet aufgelistet und nach den Strassennamen alphabetisiert, in der Annahme, dass die Anfangsbuchstaben der Strassennamen nicht nach einem bestimmten System verteilt sind. Auf diese Weise ließ sich auch die Anzahl der Haushalte des untersuchten Gebietes bestimmen und mit den finanziellen Möglichkeiten zur Untersuchung der Haushalte in bezug setzen. Daraus resultiert eine Quote der auszuwählenden Einheiten des „Universums“, die wiederum, in Verbindung mit der entsprechenden Liste, Anweisungen zur Auswahl der Untersuchungseinheiten zu geben vermag: jedes n-te Haus von „N“ nach Strassennamen zufällig indizierten Häusern, ist so für die Befragung auszuwählen.[385]

383 Bowley, 1936, S. 474.
384 Bowley, 1936, S. 474; Hervorhebung von mir.
385 Bowley, 1936, S. 475 und Martin, 1984, S. 20. Genau genommen handelt es sich dabei um eine Variation der reinen Stichprobenverfahren, nämlich der „geschichteten Stichprobe“, die der Auswahl von „Kugeln“ aus verschiedenen Urnen entspricht. Es ändert sich dabei jedoch nichts an der zugrundeliegenden Modellvorstellung. Vgl. zur statistischen-mathematischen Diskussion: Bortz, 1985, S. 115 und S. 138.

Die andere Möglichkeit der Stichprobenauswahl, so Bowley, besteht darin, dass das Universum bereits zuvor indiziert ist, d.h. auf bestehende Datenbanken zurückgegriffen werden kann (… when the universe consists of a file of cards or sheets on which data relating to persons, households or other entities are already entered“).[386] Bowley beschreibt hier seine Untersuchung, bei der auf Zensusinformationen zurückgegriffen wird, um die zu untersuchenden Haushalte auszuwählen: die Stichprobe beruhte auf Listen jeder fünfzigsten Familie, die aufgrund des Haushaltsverzeichnis von Verwaltungsbezirken von den Zensusbehörden erstellt wurden – eine Form der Datengewinnung, die sich offenbar alsbald verbreitet hat. Bowley beklagt sich an dieser Stelle, dass die Zensusbehörden zögerten und nicht schnell genug solche Tabellen bereitstellten, obwohl diese Art der Stichprobenziehung hinreichende Informationen lieferte. Bowley zitiert, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen, ein „klassisches“ Beispiel des frühen Samplings:[387] Im Jahre 1923 zerstörte ein Erdbeben in Tokyo sämtliche Zensus-Informationen. Die staatliche Administration konnte sich in der Folge nicht mehr auf zuverlässige Informationen stützen. Um möglichst schnell wieder Daten bereitstellen zu können, griff die Behörde auf ein Stichprobenverfahren zurück: sie erhob nur über jeden tausendsten Haushalt Daten und publizierte die Ergebnisse tabelliert nach den gängigen soziodemographischen Kriterien wie Alter, Geschlecht, Größe des Haushaltes usf. Die später erfolgte Gesamterhebung zeigte in der Folge die Zuverlässigkeit dieser Art der Stichprobenziehung, wie Bowley zufrieden feststellte: „The discrepancies between the sample and the complete results subsequently obtained were unimportant and within the margins expected from theory.“[388] Alle weiteren Techniken, die Bowley referiert, variieren zwar exemplifizierte Grundgedanken, beruhen aber immer auf denselben Voraussetzungen: Eine Stichprobe aus dem Universum ist stets auf eine vorhandene oder zu diesem Zweck erstellte Indizierung der sozialen Welt als Gesamtes unumgänglich angewiesen (mit anderen Worten: das Universum ist notwendig auch begrenzt). Ein *Akt der Bezeichnung* hat folglich bereits im vorhinein stattgefunden oder muss vorab stattgefunden haben, damit das Universum, im Sinne voneinander differierender Elemente, überhaupt erst *erscheint,* oder metaphorisch: die Urne mit „greifbaren“ Kugeln gefüllt wird. In den Worten Bowleys: „The universe always implies the existence of a list of units or is equivalent.“[389]

386 Bowley, 1936, S. 475.
387 Vgl. Martin, 1984, S. 20.
388 Bowley, 1936, S. 476.
389 Bowley, 1936, S. 476.

Eine Liste, damit unabdingbar für die Konstitution eines Universums, vergegenständlicht letztlich nichts anderes als ein System von Bezeichnungen, aber sie gründet darüber hinaus in einem eigentlichen konstituierenden Akt, der eine bestimmte soziale Welt auf spezifische Weise zur Erscheinung bringt. Damit etwas überhaupt signifikativ wird, muss es von etwas anderem klar unterscheidbar sein; erst dann lässt sich eindeutig ein bezeichnendes Element zuordnen: eine Zahl, ein Buchstaben usf. Damit verbunden sind indes zwei Tätigkeiten: zunächst einmal der beschriebene Akt der Trennung: etwas wird von anderem als unterschiedlich bezeichnet. Dieser Akt geht wiederum notwendigerweise einher mit einer Integration von nicht Einheitlichem zu einer Einheit: etwas wird zu einem „Einem“ erst zusammengefasst, damit es überhaupt von anderem unterschieden werden kann. Eine Menge von Personen wird beispielsweise zur Einheit eines Haushalts integriert und so von anderen Haushalten und auch von anderen Personen getrennt. Die Indizierung der sozialen Welt ist damit gleichzeitig ein Akt der Trennung und Integration ausgehend von einem „ontologischem Kontinuum“,[390], das selbst noch keine erkennbare Form besitzt. Mehr noch: das Indizieren bloßer Differenzen ergäbe keine Sinn. Indem Verschiedenheiten bezeichnet werden, bedeutet dies notwendigerweise auch, dass ihnen ein Gemeinsames zugeschrieben wird,[391] das mehr ist als die Entität selbst. Die Einheiten sind von einer „Serie“ durchzogen; um als Ordnung zu erscheinen, besitzen sie stets auch einen *seriellen* Charakter.[392] Aus der Urne werden verschiedene *Kugeln* gezogen, Gegenstände mit derselben Form also, die sich aufgrund desselben Kriteriums unterscheiden, nämlich der Farbe. Die serielle Ordnung des Universums ergibt sich damit aus dem Kriterium der Farbe und der Form. Es sind nicht willkürliche Dinge, wie Handschuhe, Geldmünzen oder Hasen, die aus der Urne gezogen werden, die sich beliebig nach Lederqualität, Wert oder Geruch unterscheiden ließen, sondern solche Dinge, die vorab festgelegte gemeinsame Kriterien besitzen. So erscheinen bei Bowleys Untersuchungen die verschiedensten Lebensformen und sozialen Beziehungen als „Haushalte“ und erhalten damit gleichzeitig ein Gemeinsames wie auch eine differenzierende Verschiedenheit, die sie erst als Bestandteil einer Liste erscheinen lassen. Was nicht auf diese Art und

390 Vgl. zum Begriff des „ontologischen Kontinuums“ die Seiten 310ff. dieser Arbeit.

391 Vgl. hierzu auch Rickerts (1911) Ausführungen zum Zahlenbegriff, insbesondere S. 55: „*Nur* „identische“ und „*nur* verschiedene“ Gegenstände verwehren sich der Ordnung des Zahlensystems und seiner Logik (mit anderen Worten: mit ihnen kann nicht gerechnet werden).

392 Vgl. die Ausführungen zum Serie-Begriff in Fußnote Nr. 343.

Weise über eine numerische Struktur vorweg bezeichnet worden ist, existiert im Sinne eines statistischen Universums ganz einfach nicht.

Wenn jedoch das Universum, bevor es durch eine Stichprobe erfasst wird, bereits eine bestimmte numerische Struktur aufweist, dann bedeutet dies notwendigerweise auch, dass Universen sich voneinander unterscheiden, da sie je über verschiedene Listen generiert werden. „The nature of the universe“, so Bowley aufgrund dieser Überlegung, „ (…) differs greatly from case to case.“[393] Mehr noch: indem das statistische Universum zunächst als Liste erfasst, über einen Bezeichnungsakt definiert werden muss, der erst die Dinge von der Natur an sich zur Erscheinungswelt erhebt, ist gemäß der bei Kuhn diskutierten „Kluft“ zwischen der Erscheinungswelt und der „Natur an sich“ zu folgern, dass die Welt nie im Universum der Statistik gänzlich aufzugehen vermag. Dieser Umstand tritt in der Tat zuweilen als Mangel ins Bewusstsein der Untersuchenden: „This list often does not correspond exactly to the universe that we really desire to investigate; (…) it is further limited in many cases by the virtual inclusion of a clause such as ‘units about which information was obtainable.“[394] Mit anderen Worten: die Problematik des Entstehens eines Universums besteht darin, dass es zuweilen aufgrund der Vorgaben bereits bestehender Informationen sich „gebildet“ hat (bei sozialwissenschaftlichen Untersuchungen oft staatlicher und administrativer Art) und nicht notwendigerweise aufgrund des Forschungsinteresses selbst. Diese „Gefahr“ für die Erkenntnis indes weist letztlich lediglich darauf hin, dass das statistische Universum nicht als „soziale Natur an sich“ zu begreifen ist, sondern bereits eine „Erscheinungswelt“ für sich darstellt, das heißt: begrifflich konstituiert (was sind die Einheiten?) und über soziale Praktiken (Indizierung) erschaffen worden ist.

Freilich ergibt sich gerade aufgrund dieser Konstitutionsprozesse die Möglichkeit zur Symbolisierung des Realen, oder mit anderen Worten: die Möglichkeit, die symbolischen Ausdrücke der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit der „Natur“ zu verbinden: „When we have secured the essentials that the universe is defined and every member of it has an equal chance of inclusion, or that chance differ in a known way from one section to another“, so Bowley, „then the working out of the standard deviation of the results depends entirely on mathematical formulae.“[395] Ist diese Voraussetzung nicht gegeben, und die Chance einer Einheit, in eine Stichprobe zu fallen nicht gleich und auf unbekannte Weise verteilt, dann erübrigt sich die Anwendung der Wahrscheinlich-

393 Bowley, 1936, S. 476.
394 Bowley, 1936, S. 476.
395 Bowley, 1936, S. 477.

keitsrechnung. Ist die gleiche Chance der Berücksichtigung aber gegeben, dann ist nichts anderes als die Einführung des kryptischen symbolischen Ausdrucks „3 σ“ in „Professor Browns Tabelle“ vorbereitet, die für das *American Institute of Public Opinion* die Wissenschaftlichkeit der Vermessung „öffentlicher Meinung“ begründet. Denn gemeint ist damit das Dreifache der Standardabweichung (standard deviation) der Stichprobenkennwerte-Verteilung (sampling distribution). Dieser Term ermöglicht die Berechnung sogenannter Konfidenzintervalle, welche die Genauigkeit der Schätzung ausdrücken, mit der die „wahre“ Merkmalsverteilung im „Universum“ erfasst werden kann. Hierfür ist zum Einen die Größe der Stichprobe massgeblich, ausgedrückt in der Anzahl der Fälle (*n*) als Nenner der entsprechenden Formel, der allerdings nur als bereits kombinierter Ausdruck erscheint: „In my experience by far the most important factor is the universal $1 \div \sqrt{n}$.“[396] Dieser nicht weiter begründete, „universelle“ Term bedarf indessen eines weiteren Ausdrucks, welcher die konkrete Verteilung eines Merkmals im Universum bezeichnet: „Of next importance is *p*, the proportion in the universe having the attribute in question“.[397] Der proportionale Anteil addiert sich, nicht weiter expliziert, in der üblichen statistischen Sprache mit dem Term *q* zu 1 respektive zu 100 Prozent. Diese Symbole gereichen nun zur Schätzung der für die Untersuchung notwendigen Größe der Stichprobe, indem sie sich zu einer Formel zusammenschließen lassen, welche die Verteilung der Merkmale im statistischen Universum über Schätzung offenlegt, nämlich über den sogenannten Standardfehler einer Stichprobe, der gemeinhin durch das in Gallup und Rae noch kryptisch erscheinende „σ“ symbolisiert wird (er ergibt sich dabei wie folgt: standard error $\sigma = \sqrt{p * q \div n}$).[398]

Wenn nun beispielsweise erwartet wird, der Anteil des Merkmals „*p*“ erreiche im Universum den Wert 0,3 (also 30 Prozent), und die Stichprobe solle die Verteilung mit einer Fehlergenauigkeit von einem Prozent (± 1%) schätzen, so ergibt sich aufgrund der genannten Rechnung, wenn die weiteren Terme richtig gesetzt und umgeformt werden (worauf hier nicht eingegangen wird), dass ein Sample von 2100 Einheiten notwendig ist, um das Universum nach den verlangten Kriterien zu erfassen. Hierbei geht aber Bowley davon aus, dass die Struktur des Universums bekannt ist, also dass nicht erst aufgrund einer zufälligen Stichprobe geschätzt werden muss, wie groß der Anteil eines Merkmals

396 Bowley, 1936, S. 477.
397 Bowley, 1936, S. 477. Um den Anschluss an Gallups und Raes Ausführungen zu finden, wird auf die Darstellung von Mittelwertschätzungen verzichtet, die aber auf analogen Voraussetzungen beruhen.
398 Bowley, 1936, S. 478.

ist.[399] Indes: wenn eine Stichprobenziehung aus einem Universum entstammen muss, das bereits eine offenbare numerische Struktur besitzt, d.h. katalogisiert ist, bedeutet dies notwendigerweise auch, dass sich die Untersuchungsmöglichkeiten beträchtlich einschränken. Bowley empfiehlt zwar, möglichst alle verfügbaren Kataloge zu berücksichtigen, aber er sieht sich auch gezwungen, den für die Stichprobentheorie keineswegs idealen aber für die Sozialwissenschaften überaus realistischen und gängigen Fall zu berücksichtigen, dass sich das Universum nicht einfach nach den relevanten Kriterien indizieren lässt. Bowley muss also die Möglichkeit diskutieren, „…where we cannot catalogue the universe, or have access to any unit we wish, or perhaps not even define the universe satisfactorily.“[400] Die Erscheinungswelt, welche sich über die Stichprobe ergibt, ist in diesem Falle wieder unmittelbar mit der vorsymbolischen, nicht fixierten realen Welt verknüpft, über die sich keinerlei exakte Annahme treffen lassen. Die Metapher der „Urne“ als ein Gefäß mit einem klar umgrenzten und wahrnehmbaren Inhalt, wird schlicht hinfällig. An sich fielen damit die Annahmen und Möglichkeiten der Wahrscheinlichkeitstheorie dahin: „Here [im Falle des unkatalogisierten, unbegrenzten Universums] we have no theory of probability to help us to compute the standard error of the results, since the whole basis of the theory rests on known chances of inclusion or selection.“[401] Oder mit anderen Worten: Erübrigt sich damit nicht die ganze Technologie, die ganze Methode der Verknüpfung der ganzen symbolischen Apparatur der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung mit der „Welt an sich“?

Bowley verlässt hier die symbolische und logische Strenge der Wahrscheinlichkeitsrechnung und appelliert, die Problematik eigener Untersuchungen referierend, ans menschliche Ermessen: wenn nämlich die Annahme hinreichend gerechtfertigt sei, dass das Fehlen der Informationen über die numerische Struktur des Universums nicht systematisch ist, und hier hilft ein sorgfältiges, dazumal noch mühsames Tabellieren der Daten in Hinblick auf vermutete systematische Verzerrungen, ist immerhin davon auszugehen, dass das vermutete Universum nicht völlig imaginär sei. Wenn also die sorgfältigen explorativen Analysen der Daten keine gebrochenen Verlaufskurven bei Häufigkeitsauszählungen zeigten, mehr noch: „if we have reason to expect a normal curve and find it“ (einer statistischen „Form“, deren Bedeutung vorausgesetzt ist), so bedeutet dies immerhin, dass gute Gründe bestehen „…to suppose

399 Müsste er dies tun, dann müsste die Wahrscheinlichkeit angegeben werden, mit der bei der Voraussetzung der Normalverteilung der „wahre“ Wert im Universum auch um das festgelegte Intervall streut (dies würde er mit einer Wahrscheinlichkeit von rund 68% Prozent tun), vgl. hierzu Bortz, 1985, S. 124).

400 Bowley, 1936, S. 479.

401 Bowley, 1936, S. 479.

that we have measured satisfactorily a real entity.“[402] Immerhin dürfe dann dazu geschritten werden, Schätzfehler der Stichproben zu berechnen, jedoch mit dem Bewusstsein, dass das Universum, auf das die Stichprobe zugreift, immer nur als *Mutmaßung* besteht: „ …in the absence of the pure conditions of sampling we are left in doubt as to what in fact is the definition of the quantity that we have successfully measured.“[403] Insofern sei die Praxis des Stichprobenziehens ohne die Voraussetzung eines katalogisierten Universums nicht notwendigerweise sinnlos, doch vermag sie höchstens zu provisorischen („tentative“), notwendigerweise vieldeutigen (suggestive) Ergebnissen zu führen. Ihre Bedeutung verbleibt eine Sache des *Urteils* („judgements“) und nicht des *Messens*, „… and there is a very great risk that the collection was biased, whether intentionally or not.“[404] Bowley hat damit in aller Nüchternheit die Möglichkeit einer Mathematik der Gesellschaft über die Wahrscheinlichkeitsrechnung eingeschränkt und auf die Bedeutung des Urteilvermögens und damit schlicht des Imaginativen hingewiesen.

4.3.5. Die Verknüpfung mathematischer Terme mit der sozialen Welt

Um das in dieser Arbeit entwickelte Argument weiterzuverfolgen, dass mit dem Auftauchen der Meinungsforschung Aporien der Mathematik und Erzählbarkeit der sozialen Welt sich zeigen, die nicht über einen wissenschaftlichen Fortschritt überwunden werden können, ist allerdings der Nachweise vonnöten, dass die erwähnte Problematik statistischer Repräsentativität sich notwendigerweise bis heute stellt. Dass die Stichprobe, die repräsentative Untersuchung, sofern sie streng ihren Voraussetzungen folgt, nicht auf die Natur selbst, sondern wiederum bereits auf ein symbolisches Universum zugreift, nämlich auf eine Gesamtheit numerisch strukturierter und damit über einen Akt der Bezeichnung konstituierter Einheiten, weist letztlich darauf hin, dass nie die soziale Welt als solche erfasst wird, sondern stets schon ein wie auch immer konstruiertes und damit auch arbiträres Abbild, dessen Gültigkeit nie in das Blickfeld der entsprechenden Untersuchung gelangen kann. Aussagen, die sich auf die Geltung der Wahrscheinlichkeitstheorie berufen, lassen sich nur über ein bereits strukturiertes Universum machen.

Ist eine solche symbolische Struktur als solche noch nicht vorhanden, dann vermag die Technik letztlich nur einen „Verdacht“ über die Welt zu formulieren: In diesem Falle liefern die Verfahren lediglich

402 Bowley, 1936, S. 480.
403 Bowley, 1936, S. 480.
404 Bowley, 1936, S. 480.

Repräsentations*vermutungen*, die mit guten Gründen untermauert werden können, aber keine, im Sinne der statistischen Wahrscheinlichkeitstheorie, begründete Repräsentationsgewissheit. Diese bereits bei Bowley formulierten Problematik ist bei den sorgfältigen mathematisch-statistischen Grundlagenwerken, obwohl sich die Stichprobentheorie in dieser Hinsicht weiter konsolidiert hat, keineswegs verschwunden. Die Erkenntnis der mathematischen Statistik bleibt: „No statistical calculation can bridge the gap between the frame covered and the universe“.[405] Die Verbindung zwischen der (sozialen) Natur als solcher (hier als „universe“ bezeichnet) und der katalogisierten Welt mit numerischer Struktur (the frame) lässt sich nie abschätzen, sondern ist auf Gewissheiten, die jenseits der Technik im engeren Sinne gebildet werden, angewiesen.

Ungeachtet Bowleys abschließender Bemerkungen über das Urteilsvermögen als Voraussetzung der Repräsentation, sehen forschungsanweisende Lehrbücher gerne darüber hinweg, dass sich Repräsentativität nie aus dem technischen Verfahren selbst ergibt, sondern aufgrund von Einschätzungen, die gleichsam von außerhalb der Technologie einfließen und nicht in dieser „aufgehoben“ sind. So verteidigt etwa Erwin K. Scheuch das Verfahren der Wahrscheinlichkeitsauswahl und der damit verbundenen Techniken in statistischer Hinsicht völlig unzulässigerweise: es sei „im Gegensatz zu einigen Lehrbüchern“ hervorzuheben, dass bei „manchen Formen der Wahrscheinlichkeitsauswahl nur minimale oder gar keine Kenntnisse über die Verteilung von Merkmalen in der Bevölkerung notwendig“ seien. [406] Mit anderen Worten, Scheuch wehrt sich dagegen, dass das Universum also „numerisch fixierbar“ sein muss, um Konfidenzintervalle zu berechnen. Doch auf eine nicht-mathematische Vorstellung des Universums als Erscheinungswelt vermag denn auch Scheuch nicht zu verzichten: „Sehr wohl notwendig ist eine (…) Kenntnis der Lebensbedingungen und ähnliches konkretes Wissen.“[407] Scheuch schweigt sich aber wohlweislich aus, welcher Natur denn dieses „konkrete Wissen“, diese „Kenntnis der Lebensbedingungen“ sei, die nicht numerisch fixierbar sind. Doch entstammt diese Kenntnis nicht der reinen Methode der Wahrscheinlichkeitsrechnung, sondern gründet wiederum in einer Einschätzung, in einer Wissensform, die sich, welchen Charakter, welche „Wahrheit“ sie auch immer besitzt, in der Quantifizierung und Mathematisierung selbst nicht erschöpft.

Ein anderer Autor bedeutender Einführungen in die sozialwissenschaftliche Statistik, Jürgen Bortz, wendet die Problematik auf eigene Weise. Zunächst fällt die Differenzierung zwischen Universum an sich

405 Deming, 1968, S. 596.
406 Scheuch, 1967a, S. 314.
407 Scheuch, 1967a, S. 314.

und seiner Katalogisierung in diesen Werken dahin: Bortz spricht von einer qualitativ hochstehenden Stichprobe, wenn eine „globale Repräsentativität“ gewährleistet sei, d.h. eine „Stichprobe, die der Population in möglichst allen Merkmalen“ entspricht,[408] unabhängig davon, auf welche Weise diese Merkmale erst zur Erscheinung gelangen. Dennoch vermag er sich der Problematik eines katalogisierten Universums, auf die sich das Urnenmodell bezieht und die Voraussetzung für die Anwendung der Wahrscheinlichkeitstheorie wäre, nicht zu entziehen. Die „reale Existenz“ einer „Population“ sei mitnichten eine „mathematisch-statistische Voraussetzung“ für die Anwendung statistischer Formeln, diese sei „'lediglich' unter inhaltlich-interpretativen Gesichtspunkten zu fordern“.[409] Und weshalb wird das Universum, auf das sich die Stichprobe bezieht, zu einem Akt der Interpretation? Ganz einfach, „weil für jede irgendwie geartete Stichprobe im nachhinein eine Population konstruierbar [ist], für welche die Stichprobe repräsentativ bzw. zufällig sein könnte“.[410] Dieses Argument ist indes schlüssig und ergibt sich notwendig aus den Voraussetzungen der Stichprobentheorie. Daraus lässt sich nichts anderes folgern, und dies wird im folgenden weiter ausgeführt, als dass für jede Stichprobe ein gültiges Universum existiert. Es gibt in diesem Sinne keine nicht-repräsentativen Stichproben. Denn selbst wenn alle technischen und methodischen Fehler des korrekten Ziehens eines Samples vollzogen sind, sich respektive kontrollieren lassen, ist die Aussage über die „Population“ selbst an Voraussetzungen gebunden, die sich weder an der Stichprobentheorie noch an der korrekten Verwendung des Verfahrens bemißt: die falsche Vorstellung der „verzerrten“ (biased) Stichprobe setzt unabdingbar voraus, dass das Universum in irgend einer Weise unverzerrt erkennbar sei.

Die Metapher der Urne enthüllt sich so als eigentliche Ontologie, nicht nur als Modell, denn sie sagt, was voraussetzungslos „ist“, behält dieses Sein letztlich aber als Geheimnis für sich. Es gibt „etwas“, wie „es“ genau aussieht kann aber nur abgeschätzt, interpretiert, erraten werden: denn niemand wird erkennen können, ob die Kugeln auch wirklich gut durchgemischt sind, so dass alle Elemente die gleiche Chance haben, herausgegriffen zu werden – kein statistisches oder methodisches Verfahren gibt ob der gezogenen Kugeln hierüber Auskunft.[411] Dasselbe gilt für die Stichprobe in der Forschungspraxis: dass alle Untersuchungseinheiten gleiche Chancen haben, berücksichtigt zu werden, bleibt bei einer *reinen* Zufallsstichprobe Hypothese oder Vor-

408 Bortz, 1984, S. 242, S. 243.
409 Bortz, 1984, S. 246.
410 Bortz, 1984, S. 246.
411 „The problem lies in mixing the beans“, so Deming (1968, S. 596) über die Problematik der Wahrscheinlichkeitsstichprobe.

stellung. Doch nicht nur dies: die Metapher der Kugeln, der Bohnen (oder bei Noelle-Neumann: der Baumnüsse) impliziert das Vorhandensein klar umgrenzter Entitäten, mit zumindest einem Gemeinsamen wie Differenzierenden, die als solche vor ihrer Wahrnehmung konstituiert sind, deren Existenz in der Tat auf einer zuvor vorgenommen Katalogisierung, d.h. auf einem Bezeichungsakt beruht, der die an sich überkomplexe Welt erst erscheinen lässt. Die Kritik an den Quoten-Samples der Meinungsforschung vermag also keineswegs ein reines, voraussetzungsloses Modell der puren Wahrscheinlichkeitsstichprobe in der Forschungspraxis gegenüberzustellen: auch dieses ist an Voraussetzungen gebunden, die nur über ein anderes, nicht statistisches Wissen beurteilbar sind. Für repräsentative Stichproben jeglicher Art gilt deshalb:

> “There is no such thing as a „representative“, „unbiased“, „fair“, or otherwise „acceptable“ sample: such adjectives are strictly applicable to the sampling process that produces the sample, and their application to the sample (…). A sample can be judged only in relation to the process that produced it. The central concepts of selection bias and sampling error have no meaning except in this context.”[412]

Mit anderen Worten: Repräsentativität existiert nicht, sie ergibt sich allenfalls als so bezeichneter Modus einer Darstellung selbst. Das Abbild sagt, was es erfasst und nicht das Abgebildete. Worauf sich die Stichprobe bezieht, ist bereits eine Landkarte des Sozialen (genauer ein Katalog des Sozialen) und nicht die soziale Natur als „Inbegriff aller Erscheinungen“, als „Objekt aller möglichen Erfahrungen.[413] Mehr noch: die Darstellung selbst produziert die „Landkarte“, einen Katalog der Gesellschaft, sofern dieser nicht vorab existiert hat.

Die Tragweite, die merkwürdige Verkehrung, die dieser Konstruktionsvorgang mit sich bringt, wird indessen erst bewusst, wenn die Darstellung der Überlegenheit dieser Technologie als Legitimation der Meinungsforschung wieder ins Bewusstsein rückt. Das Verfahren der Stichprobenerhebung, so Gallup und Rae „…indicates that a truly accurate picture of public opinion can be obtained with a small sample, *provided the cases selected are representative of all the major groups within the population.*“[414] Als Vorteil der modernen Surveys im Sinne des *American Institute of Public Opinion* stellen Gallup und Rae dar, dass Gruppen zufällig ausgewählter Individuen die Öffentlichkeit als ein Ganzes zu repräsentieren vermöch-

412 Stuart, 1968, S. 613.
413 Hoyningen-Huene, 1989, S. 42f.
414 Gallup und Rae, 1940, S. 72f.

ten („to represent the public as a whole“).[415] Die obigen Überlegungen zur reinen Stichprobentheorie stehen demnach in gewissem Sinne in harschem Gegensatz zu dieser Einschätzung Gallups und Raes, welche die Erhebungen des *Literary Digest* zuvor als nicht adäquat beurteilt hatte. Es lässt sich nämlich im Gegenteil folgern, dass auch die *straw polls* nach den Kriterien Gallups und Raes sich als „repräsentativ“ auffassen ließen, repräsentativ für eine Gruppe von Stimmbürgern, die womöglich in den frühen 30er Jahren tatsächlich wählte aber als Wahlvolk im Jahre 1936 verschwunden war. Als sei die Problematik, die damit einher geht, schon erahnt, haben Gallup und Rae, wie gezeigt, unversehens nicht nur von einer Öffentlichkeit als „Ganzes“ sondern auch von „Öffentlichkeiten“ gesprochen: „In this sense, there is not one single entity, the American public, but rather several publics which cut across each other“.[416] Aber die „repräsentativen“ Samples der Meinungsforschungsindustrie vergegenständlichen damit ihrer Idee nach eine beständig sich selbst korrigierende Erfassung von bereits Gegebenem: die unterschiedlichen Diskurse unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. Die damit verbundene Kritik seitens der Vertreter der „reinen“ Wahrscheinlichkeitsstichprobe besagt, dass die zugrundeliegende Vorstellung des Abbildens verfänglich sei: zu sehr beruhe das Verfahren der Quota-Sampling auf zuvor vorgenommenen Setzungen, die es verunmöglichen, die Ergebnisse als Basis einer wahrscheinlichkeitstheoretisch begründeten Parametrisierung des „Universums“ zu verwenden. So sehr diese Kritik an den Quota-Samples zutreffen mag, letztlich ist auch die reine Wahrscheinlichkeitsstichprobe und ihre Varianten immer auch auf eine bereits bestehendes Bild der sozialen Welt, eine Katalogisierungen des Universums angewiesen, das sie stillschweigend und ohne Kontrollmöglichkeit zu übernehmen hat. Und diese Katalogisierung bedeutet nichts anderes, als dass Einheiten hergestellt und Differenzen gezogen werden aufgrund eines bestimmten, notwendigerweise arbiträren Kriteriums, das die Gesellschaft gleichsam seriell durchzieht, aufgrund von differenzierenden Dimensionen, die sich nicht aus der mathematischen Prozedur selbst ergeben, sondern aufgrund der wie auch immer vorgenommenen *Einschätzung*, dass diese Dimension, diese Serie von Relevanz für die Problematik ist. Fehlen diese Voraussetzungen, so ist die Wahrscheinlichkeitsprüfung um so mehr auf die in unterschiedlichem Masse diffuse Gewissheit angewiesen, dass ihre Schätzungen „greifen“, eine Gewissheit, die sich selbst nicht über die Technik mathematisch-statistischen Wissens begründen lässt, sondern letztlich gute Gründe, nicht-mathematisiertes Wissen voraussetzt. In gewisser Hinsicht heißt

415 Gallup und Rae, 1940, S. 64.
416 Gallup und Rae, 1940, S. 62.

dies, wie gezeigt, aber auch, dass zu jedem Sample irgendwelcher Art ein „Universum“ existiert, für das die Stichprobe repräsentativ ist, auch wenn es noch der Katalogisierung harrt. Die diesbezügliche Bemerkung, dass in diesem Falle „eine (…) Kenntnis der Lebensbedingungen und ähnliches konkretes Wissen“ notwendig sei,[417] dieses „konkrete Wissen“, diese „Kenntnis“ aber in keiner Weise exemplifiziert wird, zeigt exemplarisch, auf welche Weise der streng methodische Diskurs, das Regelwerk, der Algorithmus für das Erstellen eines Wissens, unverfälscht von Verfremdungen politischer, sozialer und subjektiver Art, unversehens auf eine gleichsam „leere Stelle“ im Regelwerk stößt, mehr noch auf eine leere Stelle angewiesen ist, die mit Wissen gefüllt werden muss, das nicht in der Logik des Regelwerks selbst formalisierbar ist.[418]

417 Scheuch, 1967a, S. 314.

418 Interessanterweise ist diese „leere Stelle“ selbst in einem anerkannten enzyklopädischen Lehrbuchtext, der ein komprimiertes Regelwerk zur Verknüpfung symbolischer Terme mit der sozialen Welt an sich enthält, wie als Kontrast zum Regelwerk selbst, noch eigentümlich widerspenstig gegenwärtig: Deming (1968, S. 597) bietet ein einmalig präzises Regelwerk der Verknüpfung der mathematisch-statistischen Terme mit der sozialen Welt an sich.

„A sampling procedure consists of ten parts (...):
(a) Formulation of the problem in statistical terms (probability model) so that the data will be meaningful (…).
(b) Decision on the universe (...).
(c) Decision on the frame (...). Decision on the type and size of sampling units that constitute the frame.
(d) Procedure of the selection of the sample.
(e) Procedure for the calculation of estimates of the characteristics desired (averages, totals, proportions, etc.)
(f) Procedure for the calculations of standard errors.
(g) Design of statistical controls, to permit detection of the existence and extent of various non-sampling errors.
(h) Editing, coding, tabulation.
(i) Evaluation of the statistical reliability of the results.
(j) Uses of the data.“

Diese Anweisungen produzieren also Ziffern und Tabellen, schlicht symbolische Terme, die sich mit der „Welt an sich“ in Beziehung setzen (Punkte a und h, j) wollen, sie produzieren ein Wissen, das innerhalb einer wissenschaftlichen Gemeinde eine legitime Darstellung, eine nachvollziehbares und reproduzierbares (Punkte c, d, i) Abbild (Punkte e, f,) der Welt erstellt, eine symbolische Landkarte des sozialen Universums. Doch wie diese Ausführungen vermuten lassen, enthält auch dieses Regelwerk eine leere Stelle, die das enge Feld öffnet, einen Ort, dessen Bedeutung nicht durch den Algorithmus des Samplings selbst festgelegt ist, sondern auf einen „Diskurs“ außerhalb der Technik selbst verweist. Unscheinbar verbirgt er sich in diesem exemplarischen Programm und gibt sich selbst ganz problemlos, als unbescheidene Fleißaufgabe im siebten Punkt (g) des Regelwerks: „Design of statistical controls, to permit detection of the existence and extent of various nonsampling errors“. Sind die Voraussetzungen einer bereits erschienen sozialen Welt, nämlich ihre Katalogisierung, ihre symbolische Strukturierung über eine Zahlenordnung nicht gegeben, so fallen jegliche Möglichkeiten dahin, zu kontrollieren, ob die „Einheiten“, die sich durch die Untersuchungsanlage erst generieren, im „Universum“ auch zufällig verteilt sind, ob die Auswahl auch in der Tat zufällig geschehen ist, ob die Un-

Denn strikt hinsichtlich ihrer Möglichkeiten angewandt, vermag die mathematische Statistik als Erfassung des Sozialen mutmaßlich nur eine spärliche, dürre, inhaltslose Welt zu schildern.

Das Urnenmodell ist demnach, so sollte gezeigt werden, zunächst eine Metapher. Doch diese fungiert für die Meinungsforschung (und die quantitativen Sozialwissenschaften) auch als Ontologie, indem es eine Vorstellung vermitteln will, wie die symbolischen Terme der statistischen Mathematik sich mit der Welt „sinnvoll" in bezug setzen lassen. Das daraus abgeleitetes Regelwerk wendet, wie gezeigt, die Meinungsforschung des *American Institute of Public Opinion* nicht sorgfältig, nicht stringent an: die Quotenstichprobe erlaubt im strengen Sinn keine Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Doch die harsche Kritik der „reinen Methode" vermag keine Alternative zu liefern, die das zugrundeliegende „Problem" einer reinen Methode zu lösen vermag, nämlich dass die Bedeutung der symbolischen Terme immer auch auf Wissen von außerhalb der reinen Technologie angewiesen ist, mit anderen Worten: ein Außen der Ordnung, die sich selbst in der Begrifflichkeit der Ordnung nicht fassen lässt, diese erst konstituiert.

4.4. Die leeren Stellen in der Skalierung politischen Sprechens

Was lässt sich nun aus den anatomischen Betrachtungen dieser „Erfindung" folgern? Die Meinungsforschung präsentierte sich seit ihrem Erscheinen in der Öffentlichkeit keineswegs als bloße Apparatur zur Wahlprognose. Im Gegenteil, ihre eigentliche Aufgabe ist darin gegeben, die „öffentliche Meinung" exakt zu vermessen und stets in der Öffentlichkeit gegenwärtig zu halten. Damit sollte das alltägliche politische Sprechen und Denken, unüberblickbar in einer großen Gesellschaft, in Zahlen abgebildet, zu einem neuen Ausdruck im eigentlichen Sinne des Wortes gebracht werden. Doch dass die Zahlenreihen wirklich die „öffentliche Meinung" vergegenständlichen, muss der Öffentlichkeit selbst erst gezeigt werden. Die entsprechenden Begründungen, sofern sie von der Meinungsforschung selbst stammen, geschehen jedoch, zumindest bei Gallup, nicht aus sich selbst heraus, sondern schließen an bestehen-

tersuchungsanordnung wirklich jenes Universum zu erfassen vermag, das eine Stichprobe „abbilden" soll. So muss denn Deming schlussendlich folgern: „Statistical inference (estimates, standard errors, statistical tests) refers only to the frame that was sampled and investigated. No statistical calculation can, by itself, detect or measure nonsampling errors (…). *No statistical calculation can bridge the gap between the frame covered and the universe*" (S. 601).

de Diskurse an: Im Falle der „öffentlichen Meinung“ verweist der Begriff explizit auf die politische Theorie Bryce', während im Falle der Technik der „repräsentativen Stichprobe“ mit dem Begriff der Repräsentation unmittelbar an die Vorstellung der klassischen, politischen Repräsentation angeschlossen wird.

Der Begriff der „öffentlichen Meinung“, wie ihn Bryce etabliert hat, ist dabei auf eine ganz bestimmte Bedeutung festgelegt, die es erlaubt, die politischen Gespräche in eine Situation der Befragung zu transformieren. Die prinzipiell offene Konversation wird dabei zu einem geregelten Tausch sprachlicher Zeichen, die über den Vorgang der Codierung als Datenmatrix fassbar wird. Indes: die Begriffe der „öffentlichen Meinung“ wie damit einhergehend der „Öffentlichkeit“ bleiben in Gallups Arbeit offen, „gründen“ in mehreren Bedeutungsebenen zugleich, welche die politische Debatten und die Geschichte der Demokratien präsent halten. Dies hat durchaus seine Logik: Indem Gallup die Meinungsforschung per se als ein neues Element im politischen Spiel der Demokratie versteht, wiederum als Bestandteil der „öffentlichen Meinung“ selbst, muss er diese auch mit bereits bestehenden Bedeutungsfelder in Beziehung setzen können.

Ein gestrenger methodischer Begriff der „öffentlichen Meinung“ indessen, der ebenfalls mit dem Auftauchen der Meinungsforschung geschaffen wurde, will aber darüber hinaus auf die Referenz anderer Bedeutungssysteme, welche die genauen methodischen Ansprüche zu verletzten drohen, gänzlich verzichten. Die Erforschung der „öffentlichen Meinung“, d.h. die Skalierung politischen Sprechens, versteht sich hierbei als „normale“ Wissenschaft, die sich gleichsam aus sich selbst begründet. Die „öffentliche Meinung“ soll in einer nach klaren Regeln erstellten Datenmatrix aufgehoben werden, ebenso wie die Technologie des Samplings eine Repräsentation der Gesellschaft herstellen will, die sich allein aufgrund des sozial und politisch neutralen mathematisch-statischen Regelwerks ergibt. Diese rein wissenschaftliche Apparatur soll Tabellen und Kennziffern hervorbringen, die methodisch scharf und präzise die „öffentliche Meinung“ erfassen und in ihrer Wissenschaftlichkeit über die vom *American Institute of Public Opinion* etablierte Technik der Meinungsforschung hinaus reichen.

Die Codierung sprachlicher Zeichen, welche ein wissenschaftlicher Begriff der „öffentlichen Meinung“ vornehmen will, mag in der Tat in rein technischer Hinsicht zu funktionieren ohne auf bestimmte Debatten Rücksicht nehmen zu müssen. Doch eine solche Vorgehensweise berücksichtigt nicht, dass jene Bezugspunkte, auf die der sprachliche Tausch referiert, sich zunächst überhaupt als öffentlich bedeutungsvoll und relevant haben konstituieren müssen und dies kann aus einsichtigen

Gründen nicht innerhalb der Interviewsituation und der Codierungspraxis selbst geschehen, sondern geschieht nach traditioneller Auffassung der „öffentlichen Meinung", auf die sich Gallups Meinungsforschung beruft, innerhalb eines öffentlichen Diskurses selbst. Wenn also der Begriff der „öffentlichen Meinung" selbst beibehalten und nicht durch einen Neologismus ersetzt wird, so bedeutet dies nichts anderes, als dass die Intertextualitätsverhältnisse der verwendeten Begriffe „aktiviert" werden, sobald der engere Kreis der wissenschaftlichen Gemeinde verlassen wird. Dann durchdringen notwendigerweise auch andere Bedeutungsfelder die Begriffe und Wörter, die eine so vermessene „öffentliche Meinung" ausdrücken. Mehr noch, es ist zu vermuten und weiter auszuführen, dass die Ergebnisse selbst über Intertextualität erst ihren unmittelbar interpretierbaren Sinn erhalten.

Die zweite bedeutende Innovation der Meinungsforschung scheint auf den ersten Blick weniger problematisch als die Transformation des Begriffs der „öffentlichen Meinung" zu sein. Indem die Technik des Samplings, die dafür sorgt, dass die Meinungsforschung ein „Universum", mit anderen Worten: eine Gesellschaft zu repräsentieren vermag, sich auf die mathematische Wahrscheinlichkeitstheorie stützt, erscheint hier die Wissenschaftlichkeit im Sinne einer Selbstbegründung als weniger kritisch. Das Modell einer Urne, aus der weiße oder schwarze Kugeln zufällig gezogen werden, soll gleichzeitig eine Metapher für das soziale Universum darstellen wie auch eine Ontologie sein, eine „Wesensbestimmung" des gesellschaftlich Seienden. Die Urne ist ein Gegebenes. Doch die Stichprobentheorie kommt nicht umhin eine Gesellschaft abzubilden, die sich als solche erst konstituieren muss und nicht gleichsam für sich existiert. Und dieser Konstitutionsprozess ergibt sich wiederum keineswegs über die Verfahren der statistischen Wahrscheinlichkeitsrechnung, sondern aufgrund eines Konstruktionsverfahrens, das die sozial relevanten Dimensionen oder Serien festlegt, nach der sich die Gesellschaft differenziert. Die Konstruktion numerische Struktur, die das Universum gleichsam durchzieht, lässt die Gesellschaft für statistische Techniken erst wahrnehmbar werden: Entitäten werden hierbei zu einer Einheit integriert, die sich eindeutig unterscheiden lässt, gleichzeitig als konstituierte Einheiten voneinander eindeutig geschieden und, indem die Differenzierung und Integration immer aufgrund eines Kriteriums geschieht, einer vereinheitlichenden Dimension unterworfen, die erst eine auf ein Zahlensystem rückbindbare Ordnung der Differenzen und Einheiten ermöglicht. Zumeist entspricht jene symbolische Ordnung, auf die das Sample zugreift, derjenigen des Staates – meist über Volkszählungen erstellt, dem Staat selbst eine wahrnehmbare Gesellschaft verleihend.

Hat dieser Bezeichnungsakt nach den relevanten Kriterien indes nicht stattgefunden, so muss er *ausgehend* von der symbolischen Struktur des Samples selbst geschehen, die damit gleichsam auf eine leere Leinwand die repräsentierte Gesellschaft projiziert und nicht etwas Bestehendes repräsentiert. Lediglich gute Gründe, implizites Wissen, das sich nicht aus den statistischen Verfahren selbst ergibt, sprechen dann noch dafür, dass in der Tat die gewünschte Gesellschaft abgebildet wird. Sowohl die Katalogisierung des statistischen Universums wie auch die Abschätzung der Repräsentativität gründen damit unabdingbar in Wissensbeständen, die sich selbst nicht über ein Feld von Bedeutung und Bedeutungsbildung des methodischen Diskurses ergeben. Hierin deckt sich auf bemerkenswerte Weise die Problematik einer strengen, operationalen Definition der „öffentlichen Meinung“, welche die Gesprächssituation in ein enges Regelwerk eines Tauschs von sprachlichen Zeichen bannen will, mit den Schwierigkeiten, mittels eines statistischen Repräsentationsbegriffs eine Gesellschaft als numerische Struktur zu erfassen: das streng normalwissenschaftlich funktionierende Regelwerk vermag alleine auf sich gestellt keine sinnvoll interpretierbare Gesellschaft zu liefern.

Bezeichnenderweise hat nun gerade die „theoretisch“ breitere und begründende Arbeit Gallups, mit der dieser seine Technologie einführte, diesen potentiellen Bedeutungsmangel der Zahlen und Ziffern der neu entstehenden Industrie nicht ignoriert, sondern die verwendeten Begriffe explizit in bestehende Diskurse eingefügt – und sich so dem Vorwurf der mangelnden Wissenschaftlichkeit gestellt. Doch dieser Versuch, bestehende Begriffe umzuschreiben, ein symptomatischer Akt im Entstehungsprozess einer disziplinären Matrix, verändert auch das Bedeutungsfeld, in das sie eingelagert sind. Deswegen sehen die in einer disziplinären Matrix Arbeitenden, so Kuhn, oft unversehens eine neue Welt vor Augen.[419] Inwiefern dieser Prozess sich im vorliegenden Fall auch einstellt und inwiefern die entsprechende Welt der Meinungsforschung Geltung erlangt, dafür interessiert sich der folgende Teil dieser Arbeit.

[419] Kuhn, 1996, S. 123.

5. Transparente Inkommensurabilitäten

5.1. Das vierte Stadium der Demokratie

5.1.1. Eine reife Wissenschaft im „neuen Stadium" der Demokratie?

Bereits in seiner Rede vor der *Baker Foundation* hatte Gallup die „Utopie" einer kommenden neuen politischen Öffentlichkeit verkündet, die über das Spiel der Medien wie Radio, Film und Zeitungen in Verbindung mit den Techniken der Meinungsforschung einer aufmerksam die öffentliche Diskussion verfolgenden Bevölkerung direkt ihre Stimmen verleiht und auf diese Weise die verlorenen Orte unmittelbarer demokratischer Praxis mit neuen technischen Möglichkeiten wieder aufleben lässt und auf diese Weise in die Realität moderner Industriegesellschaften überführt. Weil nunmehr die Artikulation politischer Stimmen sich nicht mehr bloß auf die partikularen Versammlungen beschränkt, folgert Gallup, dass so im wörtlichen Sinne „die ganze Nation in einem großen Raum versammelt" sei.[420] Die neue Technologie selbst ist indes ihrer Natur nach mit der Öffentlichkeit, die sie misst, amalgamiert; die Esoterik „normaler Wissenschaften" bleibt der Meinungsforschung verschlossen. Umso mehr muss die verwegene Annahme, eine neuen Form der Öffentlichkeit zu ermöglichen, mit steigender Präsenz der Meinungsforschung selbst öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Inwiefern sich die Ontologie und die Begrifflichkeit der Meinungsforschung durchzusetzen vermag, just also ihre „Weltauffassung", ist letztendlich von zentraler Bedeutung für das Verständnis der in der vorliegenden Arbeit diskutierten Paradoxien dieser politischen Technologie.

In der Arbeit *The Pulse of Democracy* wird der utopieähnlichen Hoffnung auf eine neue Form der Demokratie aufgrund der beschriebenen technischen und theoretischen Ausführen erstmals konkrete Gestalt verliehen. Der zweite Teil dieses Werks, der sich vornehmlich mit

---

420 „This means that the nation is literally in one great room" (Gallup, 1939, S. 15). Vgl. die Ausführungen auf Seite 86 dieser Arbeit.

durchgeführten Forschungen beschäftigt, wird denn mit der Kapitelüberschrift *The fourth stage of democracy* eingeleitet.[421] Bei diesem Ausdruck handelt es sich wiederum um ein Zitat aus Bryce' Theorie der Demokratie. Bryce hatte in seiner Arbeit *The American Commonwealth* wie gezeigt ein beinahe geschichtsphilosophisch anmutendes Modell der Entwicklung von Demokratien beschrieben.[422] In drei Stadien habe sich die „öffentliche Meinung" (schlicht: opinion) von einer lediglich passiven, unbewussten Form, gezwungen dem Willen der Herrschenden bloß einwilligend zu antworten, über ein zweites Stadium, bei dem Konflikte zwischen den politisch Herrschenden und einer neu erwachenden Klasse von intellektuellen Geistern sich melden, bis hin zu einem dritten Stadium gewandelt, in dem die „öffentliche Meinung" sich zu einer aktiven und sich selbst bewussten Erscheinung entwickelt hat, die in demokratischen Institutionen ihren Ausdruck findet.[423] Doch in diesem Stadium, das Bryce' Gegenwart umfaßt, ist die Entwicklung keineswegs zu Ende. Um das noch nicht erreichte, vierte Stadium der „öffentlichen Meinung" zu beschreiben, schreitet denn Bryce zu einer eigentlichen Prophezeiung:

> "A fourth stage would be reached, if the will of the majority of the citizens were to become ascertainable all the times, and without the need of sit passing through a body of representatives, possibly even without the need of voting machinery at all (…). The authority would seem to remain all the while in the mass of the citizens."[424]

Diese grenzenlos anmutende Bewusstheit der politischen Bevollmächtigten, was die aktuelle Verfassung der *volonté générale* anbelangt, findet indessen auch ihre Entsprechung in einer vollkommenen Klarheit über die politischen Debatten und Problematiken seitens der Staatsbürgerschaft, die getragen ist von der Gewissheit, die letztlich legitimierende Instanz zu sein. Der utopische Gehalt dieser Auffassung, nämlich die Bezeichnung eines noch nicht verwirklichten, vierten und damit künftigen Stadiums der „Demokratie", eines beinahe klassischen „Nicht-Ortes" also, wird in dieser Ausführung schnell offenbar, obwohl Bryce ausführt, das dieser Utopie die USA am nächsten gekommen sind. Bryce entwirft auf diese Weise eine politische Gesellschaft, die sich selbst vollständig transparent ist, in der die politischen Diskurse unverzerrt und unverfremdet unmittelbar mit der politischen Gewalt, der sie unter-

421 Gallup und Rae, S. 125ff.
422 Bryce, 1919, Bd. II, S. 262ff.
423 Bryce, 1919, Bd. II, S. 262.
424 Bryce, 1919, Bd. II, S. 262.

stehen, kommunizieren, ja mehr noch: politische Macht auf diese Weise gleichsam erst hervorbringen: „Once the principle that the will of the majority honestly ascertained must prevail, has soaked into the mind and formed the habits of the nation", so preist Bryce dies vierte Stadium der Demokratie an, „that nation acquires not only stability, but immense effective force."[425]

Die Pragmatik, die Bryce auszeichnet, zwingt ihn indes dazu, sich Überlegungen über die kommunikationstechnischen Möglichkeiten zur Hervorbringung dieses Ortes anzustellen. Er bleibt dabei, wie gezeigt, skeptisch gegenüber einer solchen, wohl futuristisch anmutenden Maschinerie, die wie auch immer vollständig transparente Repräsentationen der politischen Öffentlichkeit beinahe mechanisch hervorbringen vermöchte. „The mechanical difficulties, as one may call them," so Bryce, „of working such a method of government are obvious".[426] Ob sie tatsächlich entwickelt wird, dieser Frage gegenüber zeigt sich Bryce pessimistisch, doch alleine das Gedankenexperiment des „vierten Stadiums der Demokratie", das ungeahnte Möglichkeiten in Aussicht stellen könnte („a key … that will unlock every door"[427]) besäße letztlich Konsequenzen für die gegenwärtige politische Gesellschaft:

> "But what I desire to point out is that even where the machinery for weighting or measuring the popular will from week to week or month to month has not been, and is not likely to be invented, there may nevertheless be a disposition on the part of the rulers, whether ministers of legislators, to act as if it existed; that is to say, to look incessantly for manifestations of current popular opinion."[428]

Mit anderen Worten: diese so formulierte Utopie des vierten Stadiums der Demokratie hat auch die Funktion der Etablierung einer Norm des demokratischen Spiels, an der sich die gegenwärtigen Verhältnisse bemessen sollen: die politisch Massgeblichen haben sich schlicht so zu verhalten, als existiere diese Maschinerie, indem die verschiedensten Manifestationen der „öffentlichen Meinung" stets interpretierend zur Kenntnis genommen werden sollen, mit anderen Worten „… to look incessantly for manifestations of current popular opinion, and to shape their course in accordance with their reading of those manifestations".[429] Das vierte Stadium der Demokratie bildet also einen kontrafak-

425 Bryce, 1919, Bd. II, S. 264.
426 Bryce, 1919, Bd. II, S. 263.
427 Bryce, 1919, Bd. II, S. 264.
428 Bryce, 1919, Bd. II, S. 263.
429 Bryce, 1919, Bd. II, S. 263.

tischen Entwurf, um das Funktionieren des demokratischen Spiels zu verbessern.

Sie ist tatsächlich Wirklichkeit geworden, diese utopische Maschine, sagen hingegen Gallup und Rae. Jenseits dieser Pragmatik zwischen geschichtsphilosophischer Gewissheit des Kommenden und der Etablierung eines normativen Gehalts zeige nun das Funktionieren des *American Institute of Public Opinion*, dass die Technologie, nach der Bryce suchte, gefunden sei. Allerdings verzichten Gallup und Rae darauf, dies selbst zu verkünden. In *The Pulse of Democracy* erhalten Wissenschaftler die der neuen Matrix folgen, die Aufgabe, die Wirklichkeit gewordene Zukunft zu verkünden: „The introduction of the sampling referendum, operating continuously to assess public opinion on all the major issues of the day, has been hailed by some students as a step toward this fourth stage", referieren Gallup und Rae entsprechende Studien, nachdem zunächst Bryce Überlegungen zum vierten Stadium der Demokratie unter der entsprechenden Kapitelüberschrift eingeführt wurden.[430] So bescheiden sich die Autoren des Werks auch geben, gerade die Tatsache, dass Studierende der jungen Wissenschaft das Wort erhalten, mag nahelegen, wie sehr die neue disziplinäre Matrix und die damit verbundene symbolische Welt bereits sozialisierende Kraft gewonnen haben und, damit verbunden, der Transformation von Bedeutungsfeldern Erfolg beschieden ist. Doch keineswegs wird damit rudimentäre Begriffs- und Geschichtsklitterung betrieben, im Gegenteil, in die bedeutungsoffenen Stellen der Bryceschen Betrachtungen zum Wesen und zur Entwicklung der „öffentlichen Meinung" greift Gallups „Arbeit an den Begriffen" ein, die diesen eine bestimmte Bedeutung über operationale Definitionen geben sollen. Mühelos liefern die Meinungsforschungsinstitute tatsächlich beinahe auf Abruf Kennziffern, die als Zustand der „öffentlichen Meinung" gelten sollen.

Zumindest rückblickend scheint es so, als habe die Technologie der Meinungsforschung in der Tat eine „neue Welt der Demokratie" geschaffen, und dies nicht nur für die wissenschaftliche Gemeinde, die Meinungsforschung betreibt. Habermas beispielsweise spricht in der 1962 erstmals veröffentlichten, klassischen Studie über den „Strukturwandel der Öffentlichkeit" von einer eigentlichen „Auflösung" der „staatsrechtlichen Fiktion" der „öffentlichen Meinung" im Zusammenhang mit dem Entstehen der Meinungsforschung. Dazu beigetragen hat nicht nur ein genereller Strukturwandel der Öffentlichkeit, sondern auch ein in einer „jahrzehntelangen „Entwicklung" sich ereignender „empi-

430 Gallup und Rae, 1944, S. 125.

risch-methodischer Fortschritt".[431] Die Beobachtung einer „neuen Welt politischer Öffentlichkeit" geht soweit, dass beispielsweise Patrick Champagne und Loïc Blondiaux ihn ihren Arbeiten über Geschichte und Wirken der „sondages" einhellig von einer „öffentlichen Meinung" in einer Zeit *vor* und *nach* der Einführung der Meinungsforschung sprechen.[432] Blondiaux glaubt gar, dass die Meinungsforschungsindustrie einen eigentlichen Siegeszug in Angriff genommen habe und letztlich den Begriff der „öffentlichen Meinung" für sich alleine zu okkupieren vermochte. Auch für Pierre Bourdieu hat die Meinungsforschung eine solche Dominanz erlangt, dass die Institution dazu verleitet wird, alle mediären politischen Instanzen der Meinungskreation, - diskussion und -vermittlung zu negieren, als sei das vierte Stadium der Demokratie tatsächlich erreicht.[433] Selbst Habermas gesteht dreissig Jahre später der Meinungsforschung zu, immerhin in gewissen Phasen der öffentlichen Diskurse ein Spiegelbild der „öffentlichen Meinung" zu liefern.[434]

Die neue Welt des Dr. Gallup scheint damit einige Jahrzehnte später mitnichten auf die meinungsforschende Gemeinde in Princeton beschränkt. Nicht nur, dass sich die wesentlichen Elemente einer disziplinären Matrix konstituiert haben, wie in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt, auch scheint die Forschung unter dem „Paradigma" soweit gediehen zu sein, dass das Lösen der damit generierten wissenschaftlichen Rätsel sich seit Jahrzehnten hat stabilisieren können. Doch dies bedeutet noch nicht notwendigerweise, so soll im folgenden gezeigt werden, dass die damit entstandene „disziplinäre Matrix" auch nach den Kriterien einer „normalen Wissenschaft" funktioniert (und die Dominanz der Meinungsforschung aus ihrer Überzeugungskraft resultiert). Zu den Eigenschaften der normalen Wissenschaft zählt Kuhn nämlich auch das Auftauchen von Anomalien, Krisen und gar Paradigmenwechseln.[435] Mit anderen Worten: Das Vorkommen von Paradigmenwechseln ist gerade das Kennzeichnen einer „fortgeschrittenen" Wissenschaft. Denn in der immanenten Dynamik eines wissenschaftlichen Feldes sind die wesentlichen Voraussetzungen für „wissenschaftliche

---

431 Habermas, 1990, S. 349. Für Habermas hat die Quantifizierung des Begriffs bereits bei Bryce eingesetzt, der also bereits im Prozess eines Umbruchs lokalisiert wird (S. 348) – eine Interpretation, die, wie gezeigt, allerdings problematisch ist.

432 Champagne, 1990, Chap. 1, vornehmlich S. 78ff. und beinahe wortgleich Blondiaux, 1998, S. 71.

433 Bourdieu, 1996, S. 93.

434 Habermas, 1992, S. 438.

435 Oder in Anlehnung an den lakonischen Titel des letzten Kapitels der „Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen": „Fortschritt" ereignet sich durch „Revolutionen" (Vgl. Kuhn, 1996, Kapitel XIII).

Revolutionen" bereits eingelagert.[436] Beides ist mit der normalwissenschaftlicher Praxis und ihren Voraussetzungen eng verknüpft. Diese bewegen sich streng innerhalb der Ordnung einer disziplinären Matrix, die sowohl Probleme und Methoden wie auch die Aussicht auf eine legitime Lösung vorgibt: denn die Forschung unter einem Paradigma konzentriert sich auf Probleme, selbst wenn diese noch so nebensächlich sein mögen, „… deren Lösung nur Mangel an Scharfsinn hindern könnte".[437]

Auf diese Weise wird die Wissensschaffung in der Tat kumulativ, und mit der Vergrößerung des Wissensumfangs geht stets auch eine Verbesserung der Exaktheit wissenschaftlicher Erkenntnisse einher – allerdings nur innerhalb des Geltungsbereichs, den die disziplinäre Matrix selbst festlegt.[438] Da die „Natur" als solche sich nicht durch reine Beobachtung erfassen lässt, keine reine Beobachtungssprache existiert, sondern die Erscheinungswelt sich über ein Konglomerat aus Begriffen, Theorien und Methoden ergibt, sind sämtliche Verifikations- und Falsifikationsverfahren selbst an diese Rahmenbedingungen gebunden.[439] Das Erhellen eines Tatbestandes geht so mit der Verschleierung eines möglichen anderen notwendigerweise einher.[440] In dieser Hinsicht ist bereits angelegt, dass das Verdrängte in irgendeiner Weise wiederkehrt: der Überschuss der Natur, der in der paradigmatischen Forschung nie aufgeht, macht sich in Form von „Anomalien" bemerkbar.[441] Unter „Anomalien" in der Forschung versteht Kuhn die Konsequenz der Tatsache, dass die „Natur" die „von einem Paradigma erzeugten, die normale Wissenschaft beherrschenden Erwartungen" nie ganz erfüllen kann und damit Fehler, unerwartete Ergebnisse und Inkonsistenzen jederzeit aufzutauchen drohen.[442] Nicht zuletzt erzeugt auch der normalwissenschaftliche Alltag notwendigerweise Daten und theoretische Versatzstücke, die nicht nahtlos in das Paradigma passen, in bestimmter

---

436 In den Worten Kuhns: „... die Forschung im Zeichen eines Paradigmas [muss] besonders erfolgreich in der Herbeiführung eines Paradigmawechsels sein" (1996, S. 65).

437 Kuhn, 1996, S. 51.

438 Kuhn, 1996, S. 65.

439 Die Skepsis gegenüber einer reinen, „empirischen" Beobachtungssprache findet sich übrigens auch bei Bachelard: „Unmittelbare Erkenntnis" sei „ihrem Prinzip" nach subjektiv und mit „voreiligen Gewissheiten" aufgeladen: „Indem sie die Realität als ihren Bericht betrachtet, vermittelt sie voreilige Gewissheiten, die die objektive Erkenntnis eher hindern als fördern." (1987, S. 306).

440 Kuhn, 1996, S. 156f.

441 Kuhn darf sich selbstverständlich nicht darüber auslassen, wann und wie aufgrund von was dies geschieht: dies müsste wiederum eine Theorie über das Ausgeschlossene, also die Natur an sich beinhalten, die gerade nicht in einer Theorie aufgehen kann.

442 Kuhn, 1996, S. 66.

Hinsicht „neu“ sind.[443] Das Bewußtwerden ihrer Systematik wird dann als „Entdeckung“ gefeiert.[444] Die Assimilierungsfähigkeit von Paradigmen ist hierbei, so Kuhn, nicht zu unterschätzen, denn die „entdeckten“ Anomalien leiten gemeinhin einen Prozess ein, der das Paradigma so lange justiert, bis „das Anormale zum Erwarteten wird.“[445]

Eine wissenschaftliche Krise beginnt indes dann, wenn Anomalien zu mehr werden als zu einem Rätsel, das verspricht, sich lösen zu lassen, und selbst dieser Fall, nämlich das Auftauchen von Krisen, ist in der Praxis der normalen Wissenschaft bereits angelegt. Dies ergibt sich daraus, dass der Forschung unter einem Paradigma eine eigentümliche Dialektik innewohnt. Die Schließung des Diskurses in einer disziplinären Matrix ermöglicht gerade die Konstruktion immer komplizierterer Ausrüstung und schärferer methodischer Techniken, evoziert ein Vokabular, das immer „esoterischer“ und gleichzeitig feiner wird und sich immer mehr von der Alltagssprache entfernt.[446] Als Folge davon, so Kuhn, schränkt sich aber auch der Wahrnehmungshorizont ein, indem er sich immer mehr auf ein bestimmtes Gesichtsfeld verkürzt. Wissenschaft beginnt „starr“ zu werden.[447] Indem die Natur sich der paradigmengeleiteten Forschung immer auch entzieht, wird die Existenz von Anomalien eigentümlicherweise umso gewisser, je „exakter“ und „umfassender“ die paradigmengeleitete Forschung letztendlich geworden ist.[448] Die Tatsache aber, dass ein Paradigma umso mehr Bindungskraft besitzt, je komplexer und esoterischer es ausgearbeitet wurde, impliziert auch, dass diesen immer schärfer sich abzeichnenden Anomalien immer weniger ausgewichen werden kann.[449] Ihre permanente Gegenwärtigkeit, die sich irgendwann nicht mehr assimilieren lässt, führt dann zu einer Krise. Diese lässt sich nun, wenn das Problem nicht in die disziplinäre Matrix integriert werden kann, auf zwei Arten lösen. Die Krise endet mit dem Auftreten eines neuen Paradigma-Anwärters und der Beeindigung des Streits um seine Anerkennung; oder aber der neu entfachte Streit um die sistierten Voraussetzungen des Paradigmas hat eine Aufweichung der Bindungskraft zur Folge – und

443 Kuhn, 1996, S. 65.
444 Kuhn, 1996, S. 133.
445 Kuhn, 1996, S. 66. Somit sind Entdeckungen bereits in der normalen Wissenschaft angelegt. In diesem Spiel lassen sich folgende Elemente identifizieren: „das vorangehende Bewusstsein einer Anomalie, das allmähliche und gleichzeitige Auftauchen einer empirischen und theoretischen Anerkennung und die darauf folgende Veränderung von Paradigmakategorien und –verfahren, die oft einem gewissen Widerstand begegnet“ (S. 75).
446 Kuhn, 1996, S. 77.
447 Kuhn, 1996, S. 77.
448 Kuhn, 1996, S. 77.
449 Indiz hierfür ist für Kuhn die Tatsache, dass wissenschaftliche Entdeckungen oft beinahe zeitgleich in mehreren Laboratorien gemacht werden (1996, S. 78).

dies führt letztlich wiederum zu einer wissenschaftlichen Revolution und einer Neudefinition des Fachgebietes.[450] Soweit bezeichnet dieser Vorgang die Dynamik einer normalen, „reifen" Wissenschaft.

Eine andere Möglichkeit der Entwicklung einer disziplinären Matrix indessen ist unauffälliger und wird – soweit absehbar – von Kuhn nicht diskutiert, der sich vornehmlich für erfolgreiche Fälle der Genese eines neuen Paradigmas interessiert: nämlich dass die Probleme, das Scheitern der paradigmatischen Forschung anerkannt und diese mangels Alternativen ganz einfach archiviert wird.[451] Die Frage, die sich hier stellt und auf die Kuhn nicht eingeht, ist: kann in diesem Fall noch von einer „normalen" wissenschaftlichen Praxis gesprochen werden? Denn damit wäre der Fall eingetreten, dass das Funktionieren einer normalen Wissenschaft nach der Installation der disziplinären Matrix sistiert wird; dass zwar institutionelle Elemente wie eine normale Wissenschaft gleichsam rituell funktionieren, ohne aber eine zu erwartende wissenschaftliche Dynamik aufzuweisen. Der vorliegende Fall der Entwicklung der Meinungsforschung ist, so soll gezeigt werden, genau in einem solchen merkwürdigen Zwischenbereich angesiedelt, der einige Fragen für die weitere Untersuchung aufwirft. Denn es werden Lücken der disziplinären Matrix offenbar, die sich nicht aus dieser selbst ergeben, aber dennoch, trotz aller Angriffe, das anscheinende Funktionieren der Matrix garantieren können.

5.1.2. Die Aufhebung der Kritik in der Utopie

Inwiefern ist sich aber die eben erst entstandene meinungsforschende „Gemeinde" und ihre Industrie des Auftauchens von Anomalien bewusst, die sich aufgrund dieser Überlegungen einstellen müssten? Inwiefern wird sie erkennen, dass die neu geschaffene disziplinäre Matrix eine symbolische Welt erzeugt, die das politische Feld nach Kriterien vermisst, die vornehmlich innerhalb des Paradigmas selbst Geltung besitzen und sich in der Öffentlichkeit, die mit Ergebnissen beliefert werden soll, nicht finden? Bourdieu wie Kuhn erkennen, wie gezeigt, gerade als ein Problem der Sozialwissenschaften, dass eine umfassende diskursive Schließung nicht möglich ist, sondern die disziplinäre Matrix immer von

450 Kuhn, 1996, S. 97. Den damit einhergehenden Prozessen des Streites um die Paradigmen und dem Paradigmenwechseln widmet sich Kuhn in einzelnen Kapiteln eingehend (Kapiteln IX bis XII).

451 Kuhn wörtlich: „In anderen Fällen sperrt sich das Problem auch gegen anscheinend radikal neue Ansätze. Dann können die Wissenschaftler zum Schluss kommen, beim gegenwärtigen Stand ihres Fachs werde es zu keiner Lösung kommen. Das Problem wird ‚archiviert' und zukünftigen Generationen überantwortet, die besser gerüstet sein werden" (1996, S. 97).

Debatten, Problemen und Begriffen von außerhalb der eigenen Ordnung durchdrungen wird.[452] Bemerkenswert früh sahen sich denn Gallup und die ganze Meinungsforschungsindustrie ob ihrer neuen Konzeption der „öffentlichen Meinung" und der Verbesserung der „Demokratie" harscher Kritik ausgesetzt, die auch schnell in der *Public Opinion Quarterly* zur Kenntnis genommen wurde:[453] bereits in seiner Rede in Princeton, der „Heimatstadt" der Meinungsforschung, hatte sich Gallup gezwungen gesehen, sich mit Kritik an der Meinungsforschung auseinanderzusetzen und 1940,[454] in *The Pulse of Democracy*, müssen Gallup und Rae erkennen, dass es sich keineswegs um eine generelle Skepsis gegenüber Neuem handelt, sondern um eine tiefergehende Auseinandersetzung: „During the short space of four years, a considerable body of criticism has been directed at this effort to take the pulse of democracy."[455] Die Ergebnisse der Meinungsforschung sähen sich einerseits der Konkurrenz anderer Gruppen oder Individuen ausgesetzt, die sich ebenfalls eine Vorstellung des Zustands der „öffentlichen Meinung" gebildet haben, andererseits problematisiere die Kritik, die Bedeutung der modernen Meinungsforschung bereits registrierend, die politischen Konsequenzen der neuen Methode, die keineswegs als so dienlich erachtet werden, wie dies die Meinungsforschung vorgesehen hat. Eine weitere Kritik, so müssen Gallup und Rae erkennen, bezieht sich aber weniger auf die allfällig veränderte Logik des politischen Feldes, als auf die Methode der Wissensschaffung selbst, die, bei aller Wünschbarkeit der Meinungsforschung, für verbesserungswürdig erachtet wird.

Diese so gefasste Kritik widerspricht Gallups und Raes Erwartungen offenbar nicht. In politischer Hinsicht verteidigen sich die Autoren gegenüber dem Vorwurf, parteiliche Ergebnisse zu liefern oder gar die Demokratie zu zerstören. Wenn über hundert Zeitschriften als Abonnenten des *American Institute of Public Opinion* fungieren, dann könnten, angesichts der unterschiedlichen politischen Couleur, die sie vertreten, die Ergebnisse, für die nach wie vor eine Nachfrage besteht, gar nicht eine einseitige politische Ausrichtung besitzen.[456] Als zweiten Grund für die politische Vertraulichkeit führen Gallup und Rae an, dass letztlich immer noch die Wahlergebnisse gleichsam als Gütekriterium der Zahlen moderner *polls* gelten. Zwar seien die einzelnen *polls* bezüglich eines allfälligen „Bias" nicht überprüfbar, doch die Stunde der Wahrheit existiere und schlage am Wahltag, und falls dies nicht zu einem Desaster führt, (das notabene das *American Institute of Public Opinion* allerdings

452 Bourdieu, 1992, Kuhn, 1996, S. 173.
453 Vgl. zusammenfassend Katz, 1940, S. 277.
454 Gallup, 1939.
455 Gallup und Rae, 1940, S. 213.
456 Gallup und Rae, 1940, S. 218f.

noch erwarten sollte), ergäbe sich daraus der Nachweis, dass auch andere, mit derselben Methode erfasste Fragen, die nicht an der Urne verifiziert werden, gültige Ergebnisse liefern.[457] Mehr noch, die Vermutung, die *polls* ergaben falsche oder gar parteiliche Ergebnisse wird eigentlich gewendet, indem die Methode selbst als allgemeingültiges Kriterium der Beurteilung einer Aussage über die „öffentliche Meinung" gelten soll: Da die Methoden und Verfahren öffentlich seien, einer kritischen Diskussion unterzogen werden könnten, führe dies zu einer erhöhten Kritikfähigkeit des Publikums gegenüber anderen Stimmen, welche die „öffentliche Meinung" für sich beanspruchen. Doch diese Kompetenz, Artikulationen „öffentlicher Meinungen" zu bemessen, wird von den methodischen Kriterien selbst geliefert, die die Meinungsforschung etabliert hat. Die Welt, welche die disziplinäre Matrix der neuen Technologie generiert, erweist sich als ein geschlossenes Universum. Dies zeigt sich in besonderer Weise, wenn Gallup und Rae keinen Geringeren als Harwood L. Childs, den ersten „Managing Editor" der *Public Opinion Quarterly* zitieren, der ähnliche utopiegleiche Vorstellung über die Potentiale der Meinungsforschung formuliert:

> "A public which reads discussions of the technical accuracy of a *Literary Digest* poll or an American Institute poll and begins to think in terms of the adequacy of a sample, probable errors, and coefficients of correlation, is certain to become more and more sceptical of statements by individuals or interested minorities that public opinion is thus and so. In time, it may be bold enough to ask: 'What public are you talking about?' 'Did you make complete enumeration?' 'If not, what method did you employ in sampling your public?"[458]

Mit anderen Worten: die engere statistische Diskussion, welche die Meinungsforschung etabliert hat, um die „öffentliche Meinung" zu bemessen, verbleibt nicht mehr bloß bei Experten der Meinungsforschung selbst, sondern wird zum Allgemeingut, zur einer öffentlichen Geltungsnorm. Infolgedessen scheint es, als gäbe es, sofern über die „öffentliche Meinung" gesprochen wird, kein Außerhalb der Realität des Paradigmas der Meinungsforschung mehr. Gegenüber der Kritik der Meinungsforschung wird in diesem Zitat bloß noch das Verständnis der „öffentlichen Meinung" der Meinungsforschung selbst artikuliert und nicht mehr über Argumente ein „Dialog" mit anderen Konzepten der „öffentlichen Meinung" aufrecht erhalten. Die Gewissheit über die

457 Gallup und Rae, 1940, S. 221.
458 Childs, Harwood L., „Rule by Public Opinion", *The Atlantic Monthly*, Juni, 1936 (zitiert nach Gallup und Rae, 1940, S. 219).

Überzeugungskraft der eigenen Welt, nämlich dass eine Quantifizierung unhinterfragbare Geltung besäße, geht soweit, dass sogar der Diskurs über die verschiedenen Möglichkeiten der Quantifizierung eigentlich in die Öffentlichkeit entlassen werden soll. Die klassische Debatte über die „öffentliche Meinung" selbst, über ihre Essenz und ihr Funktionieren wandelt sich in diesem Sinne umgehend zu einem Wettstreit unter Methodikern: „Free competition has always compelled the polls of public opinion to improve their technique and to check their methods against the rigors of successive elections. Polls which failed to adjust their methods fell by the wayside",[459] und weiter: „Competition provides the final check on the accuracy of issue polls. So long as there are a large number of competing organizations (…) the public will have the best possible check on the accuracy of the polls on issues."[460] Gallup und Rae legen also die einzelnen Methoden des Samplings keineswegs als gegeben fest, sondern argumentieren gegenüber der Kritik gerade über die prinzipielle Verbesserungsfähigkeit aufgrund einer öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion (eine Möglichkeit, die gerade dem Orakeln der ursprünglichen *Straw polls* fehlte, deren Verfahren für immer gesetzt war). Aus diesem Zusammenhang heraus entwickelt sich auch das Postulat, sowohl die Methoden wie die Ergebnisse der Meinungsforschung selbst wieder der Öffentlichkeit darzubieten: „The results of over a thousand surveys of opinion on issues are available for anyone who wishes to study them. These results can be examined against the background of the actual events at the time they were taken and in the light of subsequent events."[461]

Die Überzeugungskraft der *polls* selbst, das Wissen, das sie produzieren, so das Vertrauen von Gallup und Rae, ergibt sich nicht über die Enthüllung eines bislang verborgenen Wissens, sondern alleine im Spiel des öffentlichen Diskurses: „So long as there are a large number of competing organizations, plus the future prospect of regular surveys conducted perhaps by governmental departments and other organizations in competition with the existing polls, the public will have the best possible check on the accuracy of the polls on issues".[462] Dieses Vertrauen auf die öffentliche Diskussion der „Wahrheitsfindung" in einem öffentlichen Diskurs lässt auch vermuten, dass auftauchende Anomalien sich über eine ständige Verbesserung der disziplinären Matrix integrieren lassen, die Technik der *polls* somit ein sich ständig wandelndes Instrumentarium darstellt, das sich, dem Druck der Öffentlichkeit ausge-

459 Gallup und Rae, 1940, S. 220.
460 Gallup und Rae, 1940, S. 224.
461 Gallup und Rae, 1940, S. 222.
462 Gallup und Rae, 1940, S. 224.

setzt, ständig verbessert und so die „öffentliche Meinung“ immer adäquater erfassen kann. Unschwer zu erkennen ist, dass diese Überlegungen, vielmehr diese Hoffnung gleichsam als Auffassung der Methode der Sozialforschung im Sinne Poppers *avant la lettre* erscheint:[463] Ein Problem, das außerhalb der wissenschaftlichen Matrix entstammt, generiert bestimmt Lösungsversuche, die wiederum in einem freien Spiel konkurrierender Ansätze bestehen müssen: das postulierte Wissen gilt solange es nicht widerlegt ist, ist also kaum endgültig, sondern nur „vorläufig“ akzeptiert.[464]

Doch Kuhns Einwand lautet bekanntlich, dass das Entscheidende einer disziplinären Matrix keineswegs in einem freien Spiel von Wissen liegt, sondern darin besteht, dass die betreffenden „Wissenschaftler“ in einer eigenen Welt leben und dass sie die Probleme und Problemlösungsstrategien selbst über die Matrix zu definieren vermögen. In der Tat lässt sich, wie gezeigt, in der sich bildenden Disziplin der Meinungsforschung, der Versuch beobachten, den normalwissenschaftlichen Charakter des Unterfangens dadurch hervorzustreichen, dass das Problem des Erkennens der „öffentlichen Meinung“ gleichgesetzt wird mit dem Problem ihrer Quantifizierung, an dem sich jegliche Äußerung oder Erforschung der „öffentlichen Meinung“ selbst zu bemessen habe. Das Konstrukt wird damit, ganz im Gegensatz noch zu Bryce’ Auffassung der „öffentlichen Meinung“ als etwas stets Fließendes, sich erst noch zu Konstituierendes, umgehend zu einer Entität, die es zu erfassen gilt, mehr noch: die sich auch der quantifizierenden Erfassung *fügt*. Das Problem der „öffentlichen Meinung“ ist damit nicht mehr notwendigerweise dasjenige einer politischen Ordnung als solcher, sondern in *erster Linie* jenes der Meinungsforschung, das aus den Bedingungen der disziplinären Matrix selbst erwächst. Innerhalb des begründenden Werks von Gallup und Rae ist dieser Funktionswandel des Begriffs selbst deutlich zu erkennen: nach der breiten theoretischen Diskussion des Begriffs als Bestandteil einer historisch-politischen Problematik, in welche die neue Vorstellung der „öffentlichen Meinung“ in aller Offenheit noch geschildert wird, definiert nun in einem zweiten Schritt der Begriff der „öffentliche Meinung“ der disziplinären Matrix selbst, was die politische Problematik ist. Dieses Unterfangen muss konsequenterweise zu harscher Kritik führen, nachdem die Meinungsforschung stets Bestandteil dessen ist, was sie erforscht und so eine politische Öffentlichkeit mit ihrem Wissen beliefert, die selbst keineswegs notwendigerweise den Kategorien der disziplinären Matrix unterworfen ist.

463 Vgl. Popper, 1962.
464 Popper, 1962, S. 235.

5.2. Die Negation der neuen Welt

5.2.1. Das Unverständnis gegenüber einem statistischen Begriff der „öffentlichen Meinung“

Die Kritik an der Meinungsforschung, schon bald nach dem „paradigmatischen Durchbruch“ einsetzend, konsolidiert Lindsay Rogers in aller Schärfe und Breite, bezeichnenderweise wiederum in einem ganzen „Buch“.[465] Bald heftig diskutiert, gilt es inzwischen als „paradigmatischer“ Kontrast zu Gallups und Raes *Pulse of Democracy*,[466] oder zu den Termini von Foucaults Epistemologie:[467] es führt die Stränge der von Gallup verwendeten Texte auf eine ganz andere Weise zusammen, um ein Netz zu knüpfen, in dem sich Gallups und Raes Argumentation heillos verfangen soll. Wenig erstaunlich ist deshalb, dass just alle jene Kategorien, die Gallup und Rae entwickelt haben, um den Zahlen und Tabellen soziale Bedeutung zu verleihen, auch in Rogers Arbeit erscheinen, allerdings nun zum Zweck ihrer Negation: Das Werk *The Pollsters*, das der meinungsforschenden Gemeinde einen Namen gab, der sich alsbald einbürgerte, umfaßt in diesem Sinne Ausführungen zum Begriff der „öffentlichen Meinung“ (Book I), zum Konzept des repräsentativen Samplings (Book III) und seiner methodischen Voraussetzungen (Book IV) und nimmt sich auch der Geschichts(um)schreibung des Begriffs der „öffentlichen Meinung“ (Book V) an. Auch wenn Rogers damit ähnliche Terme verwendet und scheinbar eine ähnliche Thematik behandelt, wird damit, wie die obigen theoretischen Ausführungen erwarten ließen, die Welt der Meinungsforschung eigentlich verworfen und auch ironisiert. Das zweite Kapitel (Book II) ist denn nichts anderes als eine große Negation der Welt der meinungsforschenden Gemeinde: „[The chapter] deals with a false premise of the pollsters: that we live in a political society completely different from the one they and we actually have“.[468] Mit anderen Worten: die Selbstenthebung der disziplinären Matrix in eine eigene Welt wird schlicht nicht akzeptiert.

---

465 Rogers, 1949.

466 Vgl. zur herausragenden Bedeutung Rogers im Feld der Kritik der Meinungsforschung, die nicht zuletzt durch rituelles Zitieren im Ausdruck kommt: Crespi, 1989, 3 ff.; Blondiaux, 1998, S. 204 (durchwegs als „Rodgers“ und nicht „Rogers“ zitiert); Maus, 1967, S. 43 (nicht ganz korrekt zitiert als „Lindzey“ Rogers). Ebenso zur einzigartigen Bedeutung Rogers Kritik an den „Polls“: Crespi, 1989, S. 3.

467 Foucault, 1988, S. 36.

468 Rogers, 1949, S. ix.

Zu diesem Zweck bestreitet Rogers zunächst nichts anderes als die Geltung dessen, was die Meinungsforschung erfassen will, nämlich eine in Zahlen ausgedrückte „öffentliche Meinung". Das erste Kapitel beschäftigt sich infolgedessen allein mit der „Natur" der „öffentlichen Meinung", welche die Meinungsforschung zu „messen" vorgäbe, ohne zu wissen, was sie messe.[469] Das Konzept der „öffentlichen Meinung" der Meinungsforschung erfüllt Rogers ganz offenbar mit Grauen, obwohl er keineswegs die Meinungsumfragen als solche bannen will, sondern ihnen durchaus Bedeutung im Medienalltag zuschreibt.[470] Wogegen sich Rogers auflehnt, was er als Ketzerei betrachtet, ist, dass die Prozentzahlen von „yeses, „noes", „no opinion", „never heard it" mit dem bedeutungsvollen Konstrukt der „öffentlichen Meinung" in Verbindung gebracht werden; und dies, obwohl nie ein ernsthafter Versuch stattgefunden habe zu definieren, was sich mit solchen Zahlen messen ließe.[471] Rogers zieht hier die „Zweite Internationale Konferenz" über „Public Opinion Research" (Massachusetts, 1947) als Referenz heran, in der offenbar festgestellt wurde, „[that] 'there was no general agreement on what the public is and on what public opinion is"".[472] Mit Interesse bemerkt er hierbei die offenbar missglückten, weil das Selbstverständnis der Pollsters beeinträchtigenden Versuche, dem Gemessenen neue Namen zu verleihen, so etwa „frame of mind" anstatt „public opinion".[473]

Für Rogers ist der Umstand, dass die Zahlen und Tabellen der Meinungsforschung in keiner Weise mit der „öffentlichen Meinung" in Verbindung stehen, darauf zurückzuführen, dass eine eingehendere Diskussion politischer Theorie gar nicht stattgefunden habe.[474] So bilden die Ergebnisse allenfalls ein jämmerliches Abbild dessen, was sie zu erfassen vorgeben. Um die Zahlenreihen des *American Institute of Public Opinion* von dem Bedeutungshorizont, die sie beanspruchen, wieder zu lösen, oder mit anderen Worten: jene Transformation des semantischen Feldes, die Gallup versuchte, wieder rückgängig zu machen, greift Rogers dort ein, wo Gallup das „Rätsel" bezeichnet sah, das er mit der „polling industry" lösen wollte, nämlich bei Bryce. Bryce, der als Erzählinstanz diente, um die Meinungsforschungsindustrie zu begründen, erfährt nun eine eigentliche Gegenlektüre. In Anbetracht der Misserfolge der Meinungsforschungsindustrie im Jahre 1948 verneint Rogers

469 Rogers, 1949, S. 1.
470 Rogers, 1949, S. 10.
471 Rogers, 1949, S. 11.
472 Auszug aus den „Proceedings" der „Second International Conference on Public Opinion Research, Massachusetts, 1947 (Chicago, 1948). Zitiert nach Rogers, 1949 , S. 11.
473 „Proceedings" der „Second International Conference on Public Opinion Research, Massachusetts, 1947 (Chicago, 1948). Zitiert nach Rogers, 1949, S. 12.
474 Rogers, 1949, S. 12f.

schlicht, dass Gallup behaupten könne, dass Bryce seine Methode der „Messung" der „öffentlichen Meinung" bereits angekündigt hätte:

> "It is this force, 'impalpable as the wind', which may be shifting, this pressure 'which cannot be seen' which Dr. Gallup tells us he can measure from the affirmative and negative replies that persons give when interviewers whom they have never met before ask them questions hey have not anticipated, on subject that may not interest them."[475]

Ungeachtet des letztlich nicht klar messbaren, sich ständig verändernden Charakters der „öffentlichen Meinung" interpretiere Gallup kurzum bestimmte, klar festgelegte Antworten auf Fragen, die vielleicht das erste mal gehört wurden, als ihr direkter, messbarer Ausdruck, ohne sich genügend bewusst zu sein, ob die Antworten sich überhaupt auf den Zustand der „öffentlichen Meinung" beziehen, mit anderen Worten, ob die Befragten überhaupt als Träger der „öffentlichen Meinung" gelten können. Im allgemeinen sei dies eben nicht der Fall: „Most men do not study public questions and endeavor to form rational options", so die Auffassung, „they have neither time nor interest. What they learn from newspapers or the radio gives them incomplete, oftentimes unintentionally, and sometimes intentionally, distorted information.[476] Diese Verneinung der Kompetenz der überwiegenden Zahl der Befragten, sich überhaupt über politische Belange zu äußern, vermag Rogers wiederum mit Bryce selbst zu begründen. Gerade Bryce habe gezeigt, dass die politische Gesellschaft eine Dreiklassen-Gesellschaft darstelle: sie bilde sich aus der politischen Klasse im engeren Sinne und Medienleuten, die sich professionell mit der politischen Öffentlichkeit beschäftigen, dann aus jenem aktiven politischen Publikum, das die politischen Diskussionen der politischen Klasse kritisch rezipiert und damit auch zu verändern vermag und schlussendlich aus der „extrem großen Klasse", gleichsam der „Bodensatz" der Staatsbürgerschaft („residue of the citizens"), die sich politisch völlig indifferent verhält: „[This class] reads little and thinks less".[477] Diese dritte, politisch inkompetente Klasse, darauf habe bereits Bryce hingewiesen, variiere zwar in den einzelnen Ländern, sei aber in allen Demokratien größer als gemeinhin angenommen. Wenn die Antworten dieser Leute auf Fragen, die sich nie gestellt haben, aufsummiert werden, dann ist das, was entsteht, außerhalb der Meinungsforschung weitgehend wertlos: zwar werde über eine Meinungserhebung in der Tat eine „öffentliche Meinung" real, aber es ist eine Realität, die

475 Rogers, 1949, S. 22.
476 Rogers, 1949, S. 27.
477 Rogers, 1949, S. 29f.

jenseits der Meinungsforschung keine Grundlagen besäße.[478] In der Tat werden die Kategorien der „öffentlichen Meinung" nicht im Diskurs der Bevölkerung gebildet, die sie bloß stereotyp reflektiert, sondern erscheinen immer schon als Vorgabe von Alternativen in der breiten Öffentlichkeit, hierin unterschätzten die „pollsters" die Bedeutung der politischen Repräsentanten systematisch, die Meinungsalternativen erst kreieren.[479] Selbst dann aber werden die Meinungen nur wahrgenommen, wenn politisches Interesse per se schon vorhanden sei.[480] Bryce, der als Erzählinstanz den Zahlen und Tabellen der Polls ihren Sinn und ihre Bedeutung verliehen hat, wird nun als ihr Kritiker *vor* deren Auftauchen gelesen:

> "If Lord Bryce, whom the pollsters have made their patron saint, were now alive, he would, I am confident, repudiate some of the uses that the pollsters made of the opinions he expressed (…). If he read that the yeses and noes of a sample of the electorate would permit his dream to be realized, he would cry out. „No! As of 1948 my dream has become a nightmare."[481]

Rogers zitiert hier exakt jene Textstelle, mit der Bryce der Quantifizierung der „öffentliche Meinung" ablehnt und in der die „öffentlichen Meinung" dahingehend bestimmt wird,[482] dass sich ein Konsens über einen bestimmten Sachverhalts habe bilden müssen, ohne dass alle die damit verbundenen Fragen im Detail geklärt seien. Mit anderen Worten: in einem reifen Stadium, so liest Rogers Bryce Werk, hat die „öffentliche Meinung" die Qualität einer *normativen Geltung* und nicht einer empirisch messbaren Tatsache, die gerade dann ihre Relevanz erhält, wenn *keine* empirische Erfassung der *volonté générale* möglich ist: „May not that opinion", so Bryce, „be able to exert a moral authority at times when no legal opportunity is provided for the delivery of a judgement at the polls?"[483] Dieser Abschnitt ist nun aber bezeichnend dafür, wie unterschiedlich Bryce gelesen werden kann, denn Rogers verschweigt, dass

---

478 Rogers (1949, S. 26) bezieht sich hier auf Lippmanns (1925) Analyse des „Phantom Public": „To be sure, the pollsters may pretend that (...) the phantom public become real, but in continuing to poll what they call opinion, they have to ignore all of Lippmann's critical analysis", nämlich dass Menschen ohne Auseinandersetzung mit der Materie vornehmlich Vorurteilen („stereotypes", „pictures") folgen.

479 Rogers, 1949, S. 34.

480 Rogers, 1949, S. 27.

481 Rogers, 1949, S. 35. Mit „1948" ist die Niederlage des *American Institute of Public Opinion* in der Wahlvorhersage des entsprechenden Jahres gemeint, vgl. Kapitel I. 2.4.

482 Bryce, 1921, Vol. I, S. 173.

483 Bryce, 1921, Vol. I, S. 173 (in Rogers, 1949, S. 36 fälschlicherweise als S. 153 zitiert).

Bryce gerade an dieser Stelle mit Ausführungen fortfährt, die wiederum Gallup für die Begründung der Meinungsforschung herangezogen hatte: „What is Public Opinion?", so Bryce einen Abschnitt später, „the term is commonly used to denote the aggregate of the views men hold regarding matter that affect or interest the community".[484]

Mit dieser Gegen-Lektüre von Bryce, unterstützt durch zahllose Belege – eine Lektüre die notabene ebensowenig „falsch" ist wie diejenige Gallups – hat Rogers nichts anderes als den Ziffern der Meinungsforschungsindustrie ihren Sinn entzogen, indem er ihnen eine andere politische Welt, eine andere politische Gesellschaft gegenübergestellt, die auf einer grundsätzlich anders wahrgenommenen politischen Welt beruht: die Kompetenz für sinnvolle Antworten ist für eine breite Befragung schlicht nicht gegeben. Doch Rogers artikuliert nun auch eine alternative Idee einer funktionierenden Demokratie. Dass die „öffentliche Meinung", die in den alltäglichen Diskursen der Bevölkerung sich äußert, jederzeit transparent für die politische Verantwortlichen zu sein habe, erachtet Rogers als wenig sinnvoll. Im Gegenteil, führt Rogers aus, letztlich sollen die politischen Entscheidungen, die Diskussion von Alternativen und ihre Begründung, die Suche nach den besten politischen Entscheidungen, in den Händen jener liegen, die auch politische Verantwortung zu tragen und sich hierfür den Wahlen zu stellen hätten: „The task of government, and hence of democracy as a form of government, is not to express an imaginary popular will, but to effect adjustments among the various special wills and purposes which at any given time are pressing for realization".[485] Diese normative Konzeption des Politischen, aufgrund derer letztlich jene der politischen Welt Gallups als verfehlte basisdemokratische Utopie erscheint, ergibt sich einmal mehr aus der empirischen Tatsache, dass die breite Bevölkerung eines modernen Staates gar nicht fähig und Willens sei, sich die Kompetenz für die Bildung einer Meinung, also der Substanz der „öffentlichen Meinung" anzueignen.

Rogers Kritik basiert wesentlich auf der Artikulation solcher Faktizitäten, um Gallups Welt zu hinterfragen. Worauf beruft sich indes Rogers *empirische* Gewissheit? Sie erscheint als eine sich wiederholende Anrufung einer aus sich heraus plausiblen Tatsache, die zuweilen eine ganz und gar bemerkenswerte Form annimmt: „Only a *small percentage* of the public*",* so Rogers in einem der zahlreichen Fallbeispielen, die seine Argumentation belegen, „has (or can have) comprehensive information

484 Bryce, 1921, Vol I, S. 173.

485 Rogers, (1949, S. 33) zitiert hier eine Arbeit von John Dickinson, „Democratic Realities and Democratic Dogma", *American Political Science Review*, Vol. XXIV, 1930, S. 283.

on the issues raised by what has come to be called President Truman's Civil Rights Program".[486] Selbst wenn dies gewollte Ironie ist: die Aussage, um die Nicht-Gültigkeit der Meinungsforschung zu belegen, hat exakt ihre Form, simuliert eine Präzision in Form einer Kalkulierbarkeit, die derjenigen der Ergebnisse der „Pollsters" entspricht.

Nicht nur hierin wird eine neuerliche strukturale Entsprechung von Rogers Diskurs mit demjenigen Gallups offenbar. Als „positives" Gegenbeispiel eines bewussten Begriffs der „öffentlichen Meinung" wird erstaunlicherweise nichts anderes als jene einleitende, das Feld eröffnende Definition Allports zitiert, die auch Gallup als Begründung der Messbarkeit der „öffentlichen Meinung" heranzieht (vgl. Seite 122).[487] In jener Kategorisierung des sprachlichen Tauschs, der Betonung der individuellen Äußerung und der numerischen Relevanz ist bereits, wie gezeigt, die Form der Zahlenmatrix angelegt. Rogers erachtet diese Definition nun durchaus als sinnvoll, hält sich aber darüber auf, dass die Meinungsforschung sich nicht um die Konzepte der „Intensität" und „Konstanz" bemühe,[488] ein Argument, das selbst bei den ersten Meinungsumfragen des *American Institute of Public Opinion* nicht oder nur teilweise zutrifft, da die Meinungsforschung von Anfang an sehr an Konstanz von Meinungsbildern interessiert war, wie in der Präsentation der ersten Meinungsforschung in der Washington Post bereits dokumentiert ist. Zudem drücken Gallups Ausführungen über die Kunst des Fragestellens gerade die Reflexion über die Möglichkeiten aus, die „öffentliche Meinung" in den unterschiedlichsten Phasen ihrer Intensität zu erfassen.[489] Freilich, was in der Begriffsdiskusssion an der Meinungsforschung kritisiert wird, ist (noch) nicht ihr Messinstrument als solches. Es wird lediglich bestritten, dass die Welt, in der dieses Instrument angewendet wird, Geltung besitze und eine Gegenwelt artikuliert, in der das Instrumentarium ins Leere greift. Rogers kritisiert die disziplinäre Matrix, in dem er ihre Geschichte gleichsam rückwärts schreibt um so letztlich zum paradigmatischen Beispiel als „erfolgreiche" Forschung vorzustoßen. Es stellt sich nun die Frage, ob er die problemgenerierenden Setzungen und Methoden in jener Grundsätzlichkeit ebenso zu negieren vermag, wie die symbolische Welten, die sie hervorrufen.

---

486 Rogers, 1949, S. 34. Hervorhebung von mir.

487 Wie diskutiert, ist Allports Definition in ihrer Komplexität bereits hinsichtlich der Quantifizierung des politischen Sprechens angelegt: der Begriff „öffentliche Meinung" wird einer „multi-individuellen" Situation zugeschrieben, bei der *Individuen* ihr Dafür oder Dawider hinsichtlich eines Gegenstandes des öffentlichen Interesses darlegen können: „in such a proposition of number, intensity, and constancy, as to give rise to the probability of affecting action, directly or indirectly, toward the object concerned" (Allport, 1937, S. 23).

488 Rogers, 1949, S. 19.

489 Gallup, 1944, S. 33ff.

Der Anschluss an die mathematisch-statistischen Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der Technik der Stichprobenziehung ist für die Meinungsforschung, wie gezeigt, Gewähr für die wissenschaftliche Methode der neu entstandenen disziplinären Matrix; auf diese Weise kann Gallup von einer „neuen Wissenschaft der Vermessung der öffentlichen Meinung" sprechen.[490] Das Vorbild der Wissenschaftlichkeit, so Rogers, beziehe die Meinungsforschung allerdings unhinterfragt aus dem Gebiete der Physik und übernehme deren Vorstellung des Messens, ohne die damit verbundenen Voraussetzungen zu prüfen. Rogers verneint denn, dass die naturwissenschaftliche Methode sich auf den Gegenstand der Meinungsforschung anwenden lässt und verweist diesbezüglich auf einen befreundeten Physiker, der sich mit der Problematik befasst habe.[491] Die Voraussetzung jeder Wissenschaft, so der Physiker Barrows, sei das Vorhandensein von bekannten Objekten („entities or things"), die in ihrer Eigenart und ihrer Beziehung untereinander vollständig unabhängig von menschlichem Bewusstsein seien:[492] „they and their relations to one another are what they are, and not what we may wish them to be".[493] Natürlich genügt nun für Rogers das zu messende Objekt der „öffentlichen Meinung" nicht diesen Anforderungen: „It would hardly seem that public opinion (…) fits this definition of a subject matter of science: a domain of entities that exist and are not what we may wish them to be".[494] Zwar gebe es durchaus Bereiche in den Sozialwissenschaften, in denen das naturwissenschaftliche Verfahren Gültigkeit haben könne, so etwa in der Sozialstatistik, den Zensusverfahren und der Ökonomie. Doch auch hier sei die Anwendung naturwissenschaftlicher Konzeptionen der Messbarkeit problematisch, weil Gesellschaftliches nicht in der Weise in Faktoren zerlegbar sei wie etwa die Größe eines Objekts in Länge, Breite und Höhe. Die Folge davon ist, dass die Ergebnisse partieller Messungen als Index für das Ganze genommen werden, als ob die Länge eines Objekts als Indikator für seine Größe gelten könne.[495] Mit den Worten des Physikers Sparrow nennt Rogers diesen Vorgang ein „crime of misplaced definiteness", was

490 So der Titel eines von Rogers so bezeichneten „Pamphlets" (das nicht mehr eruierbar ist), das Gallup verfasst hatte („The New Science of Public Opinion Measurement"). Vgl. Rogers, 1949, S. 56.

491 Rogers (1949, Chapter 6) zitiert seinen Freund Carroll Mason Lewis und ein entsprechendes Referat „Measurement and Social Science", gehalten am „Public Law Seminar", Columbia University im Jahre 1947. Vgl. Rogers, 1949, S. 51, Fußnote 2.

492 „In any body of knowledge, Mr. Sparrow says, there must be a subject matter – a domain of entities or things to be known about: the must be '*intractable*' to our wills and desires". Rogers, 1949, S. 53.

493 Der Physiker Barrow, zitiert nach Rogers, 1949, S. 53.

494 Rogers, 1949, S. 53.

495 Rogers, 1949, S. 55.

letztlich zu schlichtem „pseudo-measurement" führe.[496] Auf diese Weise hätten sich die Erfinder der „neuen Wissenschaft" es zu leicht gemacht, ihren Ziffern präzise und „objektiv" Geltung zuzuschreiben. Damit geht Rogers dennoch davon aus, dass „etwas" existiert, nämlich eine „öffentliche Meinung" als soziale Kraft, die einen „*status quo*" sowohl verändern wie auch aufrecht erhalten kann. Durchaus wird zugestanden, dass sich die „öffentliche Meinung" als eine Resultante individueller Meinungen betrachten lässt.[497] Doch damit ist noch nicht gesagt, dass sie sich in ein System von Differenzen und Identitäten („judgements of equality or difference"[498]) überführen lässt, die letztlich Aussagen über ein „Mehr" oder „Weniger", mathematisch: über eine „Variation" erlauben würden.

Gleichwohl glaube die Meinungsforschung eine „Lösung" für die Quantifizierung gefunden zu haben. Sie erstellt das erforderliche System von Differenzen und Identitäten, indem schlicht Personen gezählt werden („count noses"). Diesen so gezählten „Einheiten" werden nun bestimmte „Meinungen" zugeschrieben, womit sich ein Feld von Entsprechungen ergibt, das mathematisch verarbeitet werden kann. Dieses Verfahren ergibt aber nur Sinn, weil es in einer bestimmten politischen und sozialen Ordnung eingelagert ist, in der die Philosophie der Demokratie herrscht. Nur deshalb kann dieses Feld von Differenzen und Identitäten als Repräsentativität beanspruchen, weil in der bestehenden Ordnung politisches Verhalten bereits in dieser Form schon Geltung besitzt („..because in our particular form of constitutional government we base political action on the result of this procedure"[499]). Und diese Logik ist letztlich jene des „one man – one vote": „In this counting of noses, one man's individual opinion is given exactly the same weight as another's in estimating the resultant; a nose is a nose, and a ballot is a ballot".[500] Mit anderen Worten, jegliches Urteil über Identität und Differenz von „Meinungen" beruht auf dieser politischen Logik, die selbst nicht außerhalb der Politik und ihrer Wertungen liegt, was gerade für das Prinzip des naturwissenschaftlichen Wissens, im Sinne des Physikers Barrow nicht gelten dürfte, da das, was gemessen wird, an sich und ohne Zutun der sozialen und individuellen Intentionen zu existieren habe. Im Gegenteil, indem jedermanns Meinung der gleiche Stellenwert zukommt, ist darin bereits eine Wertung des zu messenden Gegenstandes selbst enthalten. Und es ist diese bereits vorgenommene Wertung und „ideologische" Konstruktion des zu Erfassenden, die Verquickung der Inten-

496 Rogers, 1949, S. 54.
497 Rogers, 1949, S. 54. Es handelt sich hierbei um zitierte (aber nicht bibliographierte) Äußerungen des Physikers Barrow.
498 Rogers, 1949, S. 57.
499 Rogers, 1949, S. 57.
500 Rogers, 1949, S. 57.

tionen mit dem Untersuchungsgegenstand selbst, der die Meinungsforschung klar und eindeutig des „pseudo-measurements“ überführt. Aus diesen Überlegungen zieht Rogers mit Schützenhilfe des Physikers Barrow eine die Praxis der *American Institute of Public Opinion* radikal kritisierende Schlussfolgerung: „The concept of public opinion is not only not the name for any measurable factor in fact, but any attempt to discover measurable attributes finds itself caught in the vicious circle of pseudo-measurement.”[501] Rogers hat den Meinungsforschenden nunmehr auch durch die Destruktion der legitimierenden Idee der Methode, deren „Ideologiehaftigkeit“ aufgezeigt ist, ein zweites Mal ihren Gegenstand entzogen.

5.2.2. Die Bezeichnung der Anomalien

Rogers verbleibt indes nicht bloß im Rahmen der methodischen und begrifflichen Kritik bei der Auffassung, dass die „öffentliche Meinung“ als solche sich keiner Quantifizierung fügen könne, sondern benennt empirische Unstimmigkeiten und Unmöglichkeiten, die sich seines Erachtens aus einer verfehlten Konzeption und Messung der „öffentlichen Meinung“ ergeben. Mit anderen Worten: er will die Meinungsforschung aufgrund mit ihren eigenen Mitteln kritisieren, also ihre Anomalien bezeichnen. Wenig erstaunlich ist, dass sich Rogers zuallererst auf die Fehlprognose des Jahres 1948 bezieht.[502] Wie bereits diskutiert, ist dieses „Malheur“ der Meinungsforschung in der einschlägigen methodischen Literatur ausführlich wahrgenommen und diskutiert worden. Vermutlich führte ein nicht der Situation entsprechendes Quota-Verfahren dazu, dass aufgrund der Stichprobenprozedur kein „Wahlvolk“ entstehen konnte. Ein zusätzlicher Grund war möglicherweise, dass Gallup die Befragungen drei Wochen vor den Wahlen einstellte, und in dieser Zeit sich die Präferenzen in der Bevölkerung noch verändert hatten.[503] Indessen gilt, wie gezeigt,[504] die flexible Anpassung an unterschiedliche, wechselnde Umstände gerade als spezifische Vorteil des Quota-Stichprobenverfahrens. Im Gegensatz zum sturen Zählprozedere der *straw polls* vermochte die Meinungsforschungsindustrie aus einem Malheur Lehren zu ziehen, und die Methoden der disziplinären Matrix justierten sich, ohne das Paradigma zu hinterfragen. Die Konsequenz daraus ist, dass heute die Meinungsforschung zweifellos auf eine

501 Rogers, 1949, S. 58.
502 Vgl. Seite 47ff.
503 Bradburn und Sudman, 1988, S. 29, Noelle-Neumann und Peters, 1996, S. 22, S. 296.
504 Vgl. Kapitel „Die Ontologie der ‚Repräsentativität“ auf den Seiten 130ff.

Reihe von erfolgreichen Wahlprognosen zurückblicken kann. Die möglichst perfekte Vorhersage von Wahlresultaten vergegenständlicht denn auch ein geradezu ideales „puzzle solving" im Kuhnschen Sinne: Methode, Ziel und Erreichbarkeit der Lösung sind innerhalb der Matrix selbst vorgegeben und versprechen Lösbarkeit. Oder wie Gallup später schreiben wird, sich auf die Fehlprognose des Jahres 1948 beziehend: „In fact, I belief that fear of being 'wrong', with attendant penalties, has had a retarding effect upon all of the social sciences".[505]

So verbleibt denn auch Rogers vornehmlich bei Häme, wenn er sich auf das Versagen der Maschinerie des Jahres 1948 bezieht; er ist ein zu genauer Leser von Gallups Schriften, um hieraus eine fundamentale Kritik an der Meinungsforschung abzuleiten. Der 2. November 1948 sei zwar ein Tag, der den Pollsters lange in Erinnerung bleiben wird: Ungeachtet dieses erfreulichen Misserfolgs zielt Rogers indes auf Grundsätzlicheres: „… my criticism of the polls go to questions more fundamental than imperfections in sampling methods or inaccuracy in predicting the results of election."[506] Insofern, als sie die Messinstrumente geradezu motivieren sich zu verbessern, können verfehlte Wahlvorhersagen kaum als „Anomalien" gelten, sondern eher als Herausforderung an die Meinungsforschungsindustrie. Worauf Rogers abzielt, ist aber eine Kritik von Ergebnissen der Meinungsforschung, die sich *nicht* über Wahlen verifizieren lassen, bei denen nicht schon eine politische Institution die Alternativen der Fragen vorstrukturiert und ein Wahlkampf den Diskurs politisiert hat. Mit anderen Worten: Dabei vermag er eine Problematik offenzulegen, die sich mit den Methoden und Theorien der Meinungsforschung bislang nicht befriedigend hat lösen lassen.

Ein Problem für die Meinungsforschung besteht darin, und dies erkannte Rogers bereits deutlich, dass die Antworten sich in unbekanntem Masse als abhängig von der Frageformulierungen selbst erweisen. Hierbei entstehen für die Disziplin eigentümliche Aporien. Die „öffentliche Meinung" ist der Idee nach eine Entität, die nach der Philosophie der statistischen Messung im Sinne der Meinungsforschung bereits *vor* dem Akt des Repräsentierens schon als solche bestanden hat, deren numerische Struktur nur noch offengelegt werden muss. Sie ist aber zugleich „mehr" als die Antworten auf eine bestimmte Frage, als eine tabellierte Summe klar festgelegter sprachlicher Zeichen. Was nun aber, wenn die sprachlichen Zeichen, die in der Interviewsituation als Antworten codiert werden, strikt von den sprachlichen Zeichen der „Frage" abhängen? Dann bedeutet dies, so Rogers, dass damit keineswegs das erfasst wird, was den Tausch der Zeichen, das Frage-Antwort-Spiel unabhängig

505 Gallup, 1972, S. viii.
506 Rogers, 1949, S. vi.

von der konkreten Ordnung generiert. Die Antworten sind in diesem Falle nicht Ausdruck einer „Meinung", sondern beziehen sich alleine auf den sprachlichen Tausch als solchen. Damit ist das hinterfragt, was im methodischen Diskurs als „Validität" im Gegensatz zur „Reliabilität" einer Messung gilt. Mehr noch: diese Trennung erscheint unter dem Blick dieser Kritik ganz und gar artifiziell und imaginär. Die Reliabilität bezeichnet die Stabilität des Messinstruments. Sie lässt sich nach der Methodenlehre beispielsweise überprüfen, indem die Messungen wiederholt durchgeführt werden: die daraus resultierende Variation soll Auskunft über den Messfehler im engeren Sinne geben. Die Reliabilität eines konkreten Surveys aufgrund einer bestimmten Frage ließe sich demnach feststellen, indem ein anderes Survey dieselbe Frage nochmals stellt. Eine andere Möglichkeit besteht darin, denselben Personen dieselbe Frage noch einmal zu stellen, um zu erkennen, ob es sich dabei um stabile „Meinungen" handelt.

Die Problematik ist evident: bei einer Messwiederholungen kann sich der Diskurs in der Öffentlichkeit bereits geändert haben, und bei Fragewiederholungen mag sich ein neues Bewusstsein gerade aufgrund der Praxis der Fragestellung selbst entwickeln.[507] Beide Fälle lassen eine Situation entstehen, der sich die Reliabilität nicht mehr einschätzen lässt. Doch hier setzt Rogers Kritik gar noch nicht ein. Denn die Qualität der Reliabilität zeigt sich immer in Bezug zu einer anderen Untersuchung, die nach denselben Regeln erstellt worden ist. Sie bemißt sich somit eng an jener Ordnung des Wissens, die das Messinstrument selbst etabliert, kann folglich auch nur aufgrund der Kategorien der disziplinären Matrix beurteilt werden. Doch das Messinstrument geht von der Annahme aus, dass es etwas zu Messendes gibt, das „außerhalb" der Realität des Messinstrumentes, der Versuchungsanordnung steht: im vorliegenden Falle die „öffentlichen Meinung". Diese selbst stellt den „Referenzpunkt" dar, der durch die Frage lediglich bezeichnet wird. Und die Äußerungen der Personen, als Träger der „öffentlichen Meinung", beziehen sich alleine auf jenen Gegenstand, und es wäre fatal, wäre ihre Referenz die Frage selbst und nicht das, was die Frage bezeichnen will. Was wäre aber zu schließen, wenn die Antworten von der konkreten Semantik und Rhetorik der Fragen abhängen und nicht vom Gegenstand den sie bezeichnen?

Rogers Antwort auf diese inzwischen hinreichend bekannte Problematik[508] ist klar und eindeutig: das Messinstrument ist als *Ganzes* nicht

507 Bortz, 1984, S. 136.
508 Vgl. den Abschnitt „Die Persistenz der Anomalien" auf den Seiten 243ff. dieser Arbeit.

valide,[509] es misst gar nicht, was es intendiert zu messen. Was er bereits aufgrund einer theoretischen und methodischen Diskussion postuliert hat, vermag er nun auch direkt anhand von konkreten Ergebnissen zu illustrieren. Im Januar des Jahres 1945 fragte das *National Opinion Research Center* in einer Untersuchung: „After the war would you like to see the United States join some kind of world organization, or would you like to see us stay out?" 64 Prozent der Antwortenden wählten die Vorgabe „join". Drei Monate später stellte das *American Institute of Public Opinion* eine Frage mit folgendem Wortlaut: „Do you think the United States should join a world organization with police power to maintain world peace". Nun antworteten 81 Prozent, rund ein Drittel mehr als bei der vorherigen Frage, mit „Yes".[510] Rogers vermutet nun, dass die Sequenz „to maintain world peace" quasi „magische Qualitäten" besitze und die Befragten dazu verleiteten, zuzustimmen.[511] Was ist nun der Referenzpunkt der Antworten, wenn die Zustimmung zur UNO-Gründung zu einem Drittel von der Frageformulierung abhängt? Mag vielleicht bei diesem Beispiel im Wortlaut der ersten Frage ein suggerierendes Element mitspielen, die Problematik der Frageformulierung allzu offensichtlich sein – die grundsätzlichen Zweifel werden dadurch keineswegs gemindert. So dient ein weiteres Beispiel als Illustration, dass die Antworten sich vornehmlich auf die Formulierung der Frage und, wie Rogers ausführt, nicht auf den „Gegenstand", d.h. die „öffentliche Meinung" beziehen. Im März 1948 stellte „Dr. Gallup" den ausgewählten Amerikanerinnen und Amerikanern folgende Frage: „Do you think that prices, in general, will be higher, lower, or about the same six months from now?". 14 Prozent des Samples antworteten auf diese Frage mit „Higher" 39 Prozent mit „Lower", 36 Prozent mit „Same" und 11 Prozent hatten keine Meinung. Nur einen Monat später publizierte die Zeitschrift *Fortune*, so berichtet Rogers, eine Umfrage zu demselben Gegenstand, nämlich zu den Ansichten über die Inflation, die unter anderem über folgende Frage erhoben wurden: „Do you think that the prices of most of the things you buy will be higher, lower, or about the same six months from now?" Die Antworten unterschieden sich frappant von Gallups Umfrage: Ganze 54 Prozent antworteten mit „Higher" (im Gegensatz zu Gallups 14 Prozent), lediglich neun Prozent mit „Lower", gleiche Preise vermuteten nur 22 Prozent und fünfzehn Prozent hatten keine Meinung.[512]

509 Rogers, 1949, S. 184.
510 Rogers, 1949, S. 182.
511 Rogers, 1949, S. 183.
512 Rogers, 1949, S. 187.

Es könnte nun eingewendet werden, dass in den zwei Wochen, die zwischen den Umfragen lagen, relevante Wirtschaftsdaten erschienen sind, welche die Öffentlichkeit aufgeregt diskutierte (dagegen spricht allerdings der leicht höhere Anteil der Nicht-Antwortenden in der zweite Umfrage); mögliche Ursache für die Divergenzen sind auch Probleme im Sampling-Verfahren, doch ungeachtet alldem: Wie kann denn die Erfassung dieser sozialen Tatsache über ein *wissenschaftliches* Instrument solche divergierende Ergebnisse liefern? Rogers zeigt sich erstaunt, wie gelassen dies die Meinungsforschungsinstitute hinnehmen, ohne die Anomalien zu registrieren: als ob die „rechte Hand" nicht wissen wolle, was die linke tue: „How much consultation there is within the guild in order to prevent one announcement of what the public believes from flatly contradicting a rival announcement, the pollsters have not disclosed. Nor do they bother to investigate and explain discrepancies even when they seem spectacular."[513] Für Rogers ist indes klar, aufgrund welcher Tatbestände diese Anomalien entstehen, welche die Meinungsforschungsindustrie zu negieren neigt. Es ist nicht die Reliabilität der Messungen, die für die Meinungsforschungsindustrie zum Problem wird – diese ist letztlich gar nicht feststellbar, weil die erforderliche Voraussetzungen zu einer wissenschaftlichen Messung fehlen. Das Elend der Meinungsforschung gründet tiefer: Das Instrumentarium erfasst ganz einfach nicht die postulierte „Größe", nämlich die „öffentliche Meinung" – oder mit anderen Worten, die Zahlenreihen der Meinungsforschung sind schlicht nicht *valide:* „Rarely if ever does an announcement to the public 'of what people are thinking' give a warning that what they may be thinking could well be different from what they say they think, and that the validity of the poll has not been, and perhaps can not be, established." [514] Letztendlich bleibt also dem Interpreten der Zahlen einer Meinungsforschung versagt, genau zu identifizieren, welche „Meinungen" zur Genese der Zahl geführt haben, oder umgekehrt argumentiert: die Interpretation einer Frage durch die meinungsforschende Gemeinde darf noch nicht auf dieselbe Interpretation der Frage durch die Antwortenden schließen lassen. Rogers zeigt dies, indem er die verschiedensten Beispiele von Häufigkeitsauszählungen von Antworten in Umfragen aufführt, die seiner Ansicht nach letztlich ein höchst widersprüchliches Bild der Antwortenden zeigen, wenn die Fragen im engeren Sinne als Fragen zu einem politischen Gegenstand interpretiert werden: „unlike measurements in physics, attempted measurements of opinion do not speak for themselves".[515] Damit wird die Meinungsfor-

513 Rogers, 1949, S. 186f.
514 Rogers, 1949, S. 186.
515 Rogers, 1949, S. 179.

schung wiederum am Ideal einer reinen Beobachtungssprache gemessen, die Rogers in der Physik verkörpert glaubt. Als Beispiel nennt Rogers ein beobachtetes gleichzeitiges Befürworten einer Abrüstungskonferenz und die Zustimmung zur Aussage, dass die Zeit noch nicht reif sei für eine Abrüstungskonferenz.[516] Hier entstünde das Bild einer Bevölkerung, die sich des Gegenstandes nicht bewusst sei.

Die augenscheinliche „Plausibilität" der Widersprüchlichkeiten verhüllt aber letztlich die Operation, aufgrund derer sie überhaupt als widersprüchlich erscheinen: Rogers nimmt die Antworten nicht als wörtlich gegeben und damit per se als sinnvoll, sondern vergleicht sie mit seiner implizit geltenden Vorstellung dessen, wie ein sinnvolles und kohärentes Antwortmuster aussehen müsste. Eigentümlicherweise verbleibt nun Rogers nicht bei der deutlichen Bezeichnung der Anomalien der Meinungsforschung, die selbst bis heute die Methodiker dieses Instrumentariums ratlos bleiben lassen, wie noch zu zeigen ist. Dieses Ins-Leere-Greifen des Instruments wird nun selbst wieder soziologisch erklärt, aufgrund von Voraussetzungen die vorher dekonstruiert worden waren, um damit nichts anderes als ein alternatives, aber strukturähnliches Weltbild zu etablieren – eine dystopische Antwort auf Gallups Utopie gleichermaßen. Die Misere der Meinungsforschung rührt einmal mehr daher, so Rogers,[517] dass die befragten Menschen gar nicht die Kompetenz aufweisen können, reflektiert auf die Fragen zu antworten. Die *empirischen* Voraussetzungen sind nicht gegeben, damit das Messinstrument auf sinnvolle Weise auf eine reale Welt zugreifen könnte. Zwar versuche die Meinungsforschung das Problem zu umgehen, indem sie sich zunächst erkundige, ob der oder die Befragte überhaupt etwas über das betreffende Objekt der „öffentlichen Meinung" gehört habe. Doch auf diese Weise die „kompetenten" Befragten herauszu"filtern" sei problematisch – denn wie soll die Adäquatheit der Antworten überprüft werden? „A yes answer may not be evidence of the respondent's competence."[518] Doch die Meinungsforschungsinstitute hätten nicht das Interesse, dieser Frage nachzugehen, ganz einfach weil die Ergebnisse der Meinungsforschung sich auch in der Öffentlichkeit, vornehmlich bei den abonnierten Zeitschriften verkaufen müssten, die wiederum lediglich an Auflagenzahlen orientiert seien.[519]

---

516 Rogers (1949, S. 181) erwähnt eine Umfrage, die im Juni 1937 von einer nicht genannten Institution durchgeführt wurde. 66 Prozent favorisierten eine „disarmament conference", aber lediglich 56 Prozent waren der Ansicht, dass die „Zeit reif" sei, die „führenden Nationen" zu diesem Zwecke zusammenzubringen.

517 Vgl. Rogers, 1949, S. 11, S. 34.

518 Rogers, 1949, S. 139.

519 Rogers, 1949. S. 140.

Um seiner Auffassung der prinzipiellen politischen Inkompetenz der breiten Bevölkerung nachhaltigen Ausdruck zu verleihen, verwandelt Rogers die Nation in eine Schulstube, in der Staatskunde abgefragt wird. Dutzende von Befragungen werden gewürdigt, die zeigen, wie wenig die Staatsbürger über die politischen Belange informiert sind, über die sie berichten. Die politische Kompetenz der Befragten bemißt sich dabei anhand von Wissensfragen, die Bestandteil einer Staatskundeprüfung sein könnten: etwa dass „78 Prozent" der Befragten nicht wußten, dass Großbritannien ein politisches System besäße, das sich von demjenigen der USA nachhaltig unterscheidet;[520] dass „seven out of ten" nicht wüßten, dass „the Senate must approve treaties by a two-thirds vote".[521] Als habe sich Rogers vom Paulus zum Saulus gewandelt, erscheint sein Diskurs nun als derjenige eines Pollsters, mit derselben Dominanz der Zahl über die Sprache, mit derselben Ontologie, mit der symbolische Terme mit der Welt „an sich" verknüpft werden wollen :

> "During the Eighteenth Congress a poll showed that a third of the population did not know whether the Republicans or the Democrats had a majority in the House of Representatives, and that 42 per cent were ignorant of the Senate's party complexion. On the other hand, 48 per cent were reported as understanding the meaning of the term 'filibuster'[522] (…) In 1946, 31 per cent of sample had never heard of the Bill of Rights; 36 per cent had heard of it but could not identify it."[523]

Unabhängig davon, ob diese Aussage nun Geltung hat oder nicht, dass die amerikanische Bevölkerung gar nicht die Fähigkeit aufweise, sich zu öffentlichen politischen Belangen zu äußern, ergibt sich Rogers Annahme aus einer Gewissheit, die mit denselben Instrumenten arbeitet, die er kritisiert, nämlich aufgrund „repräsentativ" ausgewählter Personen. Mehr noch: er verwendet ein Konstrukt, nämlich „politische Kompetenz", das mutmaßlich ebenso viele Bedeutungskonnotationen aufweist wie die „öffentliche Meinung" und bei dem es ebenso kritisierbar ist, ob es sich über die Beantwortung schlichter Fragen „operationalisieren" lässt. Weil Rogers nicht bei der Bezeichnung der Anomalien verbleibt, sondern gleichsam die Artikulation einer Gegenwelt vorbereitet, vermag er die Argumentation der Meinungsforschung eigentlich zu transzendieren, indem er die „Welt" der „Pollsters" im Negativen verdoppelt. Wie sehr „anders", trotz der augenscheinlichen Gemeinsamkeiten, die

520 Rogers, 1949, S. 141.
521 Rogers, 1949, S. 142.
522 Eine Sitte im amerikanischen Senat, durch Marathonreden die Verabschiedung eines Gesetzes zu verhindern.
523 Rogers, 1949, S. 143.

Grundannahmen der Welt Rogers indes sind, zeigt sich dann, wenn er nunmehr zu einer Utopie-Kritik der Gallupschen Begründung der Meinungsforschung schreitet. Für die weitere Arbeit stellt sich aber die Frage, ob diese Artikulation einer anderen Welt über die Methodenkritik hinaus ein Spezifikum von Rogers Standpunkt darstellt, oder ob sein Diskurs, der gleichsam die relevanten Punkte der späteren Kritik an der Meinungsforschung vorweggenommen hat, gleichsam eine innere Logik besitzt, die sich auch bei späteren Kritiken einstellt.

5.2.3. Die Artikulation einer „Gegenwelt"

Die neue Welt, die Gallup entwirft, jenes „vierte Stadium" der Demokratie, das sich Bryce von der Zukunft erhoffte, entsteht vor dem Hintergrund des sozialen Wandels hin zu „großen" modernen Industriegesellschaften. Das politische Leben der Gründerzeit der Vereinigten Staaten erwacht mittels neuer Technologien wieder und führt zu einem Zustand, in dem nun die politische Öffentlichkeit sich permanent selbst vergegenwärtigt.[524] Die positive Besetzung dieser Utopie gründet, wie gezeigt, sowohl in der Arbeit von Bryce als auch in dem historischen Bild der basisdemokratischen Versammlung verwirklicht im historischen *New England town meeting*. Diese „historische Basis" Gallups enthüllt nun Rogers schlicht als rückwärtsgewandte Verklärung. Nach einer ausführlichen Darstellung Gallups „visionärer" Rede vor der *Baker Foundation*, die mit der Hoffnung schließt, aufgrund der neuen Verhältnisse, geschaffen durch die Technologie der Meinungsforschung und der Medien, vermöchte die Idee des *New England town meeting* mit neuen Mitteln und die ganze „Nation" sammelnd wieder auferstehen,[525] erfolgt Rogers Kommentar mit vernichtender Lakonik: „The best thing about these claims is that they are completely false."[526] Denn die basisdemokratische Versammlung sieht Rogers in aller Welt, auch in der Schweiz schwinden.[527] Letztlich betreibe Gallup schlichtweg simple „Nostalgie",[528] wenn er ihren Wert, mit Bryce, hervorhebt, eine Nostalgie, welche die realen Verhältnisse verkennt: „Dr. Gallup wishes his polls to enable the United States to become a mammoth town meeting in which yeses and noes will suffice. He assumes that this can happen and that this will be desirable. Fortunately both assumptions are wrong."[529]

524 Vgl. die Seiten 167ff. und insbesondere Gallup 1939 sowie Gallup und Rae, 1940, Chapter II.9 „The Forth Stage of Democracy".
525 Gallup, 1939, S. 15.
526 Rogers, 1949, S. 71.
527 Rogers, 1949, S. 69.
528 Rogers, 1949, S. 72.
529 Rogers, 1949, S. 65.

Um die Unmöglichkeit der Übertragung der basisdemokratischen Ideale auf eine große Gesellschaft wie die Vereinigten Staaten zu illustrieren, ruft Rogers keine geringere Autorität als Aristoteles „Politik" an. Aristoteles habe gezeigt, dass das Funktionieren eines Staates durch die Zahl der Menschen, die er umfaßt, letztlich begrenzt werde. „Aristotle", so liest Rogers dessen Philosophie, „therefore laid down the rule that the number of citizens in a city-state should not be more numerous than those who could gather in one place and catch the words of the speaker who was addressing them."[530] Es ist das Gesetz der großen Zahl, das also die Anwendung basisdemokratischer Postulate auf die politische Realität der Vereinigten Staaten verhindert: „The pollsters may yearn for a revival of the town meeting, but they are doomed to disappointment. Citizens are too numerous to be contained in a public gathering."[531] Das Argument, dass in fortgeschrittenen Industriegesellschaften nun auch neue Technologien zur Verfügung stünden, hält Rogers für alles andere als stichhaltig: „Aristotle", so glaubt er, „would not have been willing to increase his city-state if loud speakers or the radio had been in use."[532] Denn die Frage, ob das Town Meeting sich auf eine große Gesellschaft übertragen lässt, ist mit der Lösung des Problem der technischen Erreichbarkeit mitnichten beantwortet: „The essence of his [Aristotle's, F.K.] suggestions that the number of citizens should be limited was that the members of too numerous a group could not know each other and would, therefore, be barred form friendly, familiar, and continued discussion in advance of decisions."[533]

Der Sinn allgemeiner demokratischer Mitbestimmung ist also an gemeinschaftliche Strukturen gebunden und lässt sich keineswegs, technisch manipuliert, in die große Gesellschaften hinüberretten. Diese Gewissheit stützt sich letztendlich auch auf die Vermutung, dass die Staatsbürger und Staatsbürgerinnen diese Einsicht ebenfalls teilen: „I am confident that if one of their own interviewers [of the pollsters] asked them whether they favored national decisions by direct democracy, citizen would triumph over salesmanship and they would reply: 'No'."[534] Die Vorliebe Gallups für das *New England town meeting* fröne letztlich in einer falschen Vergangenheit,[535] denn die Meetings selbst stellten schon ein „Relikt" in der amerikanischen Geschichte dar, eine bloße „Zere-

530 Rogers, 1949, S. 66.
531 Rogers, 1949, S. 69.
532 Rogers, 1949, S. 71.
533 Rogers, 1949, S. 71.
534 Rogers, 1949, S. 68.
535 Rogers, 1949, S. 71.

monie", die noch auf die Idee einer „besseren Vergangenheit" verweise, „a simple and possible better past."[536]

Nicht nur dies: die historische Institution der basisdemokratischen Versammlung werde auch hinsichtlich ihres Funktionierens eigentlich verklärt. Die disputante Beteiligung aller Bürger an den Debatten war realiter keineswegs gegeben; im Gegenteil, die delibaritive Politik vermöge nur in einer bereits streng hierarchisierten politischen Welt zu existieren. Welche Funktion Gallup nämlich in der basisdemokratischen Veranstaltung außer Acht lasse, sei gleichzeitig die bedeutendste, nämlich diejenige des Moderators, jener Instanz also, die überhaupt ein Argumentieren ermöglicht und die zu disputierenden Themen einführt.[537] Selbst in den griechischen Stadtstaaten, so wird die griechische Klassik angerufen, habe die Existenz eines „public meeting" nicht per se Demokratie bedeutet; vielmehr sei die Frage im Vordergrund gestanden, auf welche Weise jene Körperschaft konstituiert werde, die letztlich die Themen der Dispute bestimmt und die Debatten moderiert.[538] Das bloße Zählen von Stimmen hätte bereits in solchen funktionierenden, ursprünglichen Versammlungen gar keinen Sinn aufgewiesen („naked numerical decision is meaningless"[539]), da es letztlich das Ziel deliberativer Politik sei, *Einigung* zu erreichen und nicht *numerisch Mehrheiten* zu erzielen:

> "In the New England town meetings, that Dr. Gallup views with nostalgia, there could be argument for and against a proposition *at the same time* in the presence of all who were to vote, and the proposition under debate could be reframed to meet objections that the discussion had brought out. It was rare that in the town meeting a small majority lorded it over a substantial minority. Usually objections could be met, and the decisions could have a wide basis of assent. Only extremists were left in opposition."[540]

Das Unterfangen, das Rogers Gallup unterstellt, alleine aufgrund der Polls die basisdemokratische Institution wiederherstellen zu können, wird folglich dahingehend kritisiert, dass die Essenz der Basisdemokratie, nämlich die Delegation der Deliberation an eine gesetzgebende Ver-

536 Rogers, 1949, S. 68.
537 Rogers, 1949, S. 72.
538 Rogers (1949, S. 73f.) beruft sich hier auf A. D. Lindsays Schrift „The Essentials of Democracy", p. 29 (Oxford, 1926).
539 Rogers, 1949, S. 72.
540 Rogers, 1949, S. 71.

sammlung,[541] in der quantifizierenden Erfassung gar nicht zum Ausdruck komme, das Prozesshafte der demokratischen Entscheidungsfindung, nämlich dass im Streit der Argumente das bessere obsiegt, gar nicht erfasst werden könne.[542]

Mit der Verabschiedung der Möglichkeit einer Übertragung basisdemokratischer Implikationen auf die große Gesellschaft Amerikas und gleichzeitig mit der Offenlegung des utopisch-verklärenden Gehalts der Idee des *New England town meeting*, ist nun für Rogers der Weg frei, die „eigene" Idee der guten politischen Welt zu formulieren. Es ist – wenig erstaunlich – gerade diejenige, die Gallup mit Bryce wiederum kritisiert hatte, nämlich die Idee der institutionalisierten, politischen Repräsentation. Nachdem die basisdemokratische Utopie sich allerorts als überkommen zeige, habe sich nämlich die Idee der politischen Repräsentation („representative government") durchgesetzt, die einzigartige politische Innovation der modernen Zeit. Es ist diese Erfindung, die sich nun zu beweisen habe, und nicht die Tragfähigkeiten politischer Relikte wie die basisdemokratische Versammlung: „What we call representative government – the only important political invention of modern times – must now prove its worth in an age vastly different form the one for which is was designed: an age when electorates were too large to meet together and could not be addressed directly and therefore make known their desires."[543]

Der Gedanke, dass ein gewählter Rat repräsentativ, d.h. stellvertretend die politischen Debatten für die Bevölkerung zu führen habe und nicht die Bevölkerung selbst, die in modernen, komplexen Gesellschaften von politischen Belangen hoffnungslos überfordert sei,[544] fußt letztlich wieder in jenen politischen Normvorstellungen, aus denen Rogers bereits die Unmöglichkeit der meinungsforschenden Erfassung der „öffentlichen Meinung" abgeleitet hatte. Zwar ist sich Rogers durchaus der Problematik bewusst, dass die politischen Repräsentanten mitunter dazu neigen, zuallererst für ihre eigenen Interessen zu sorgen. Doch die Vorteile dieses Systems überwiegen auch dann noch: „…representations permits a greater measure of compromise between clashing opinions

541 Rogers bezieht sich in der Ausführung über das Repräsentationsprinzip sehr stark auf Edmund Burke (1949, S. 212ff.), der ebenfalls die Bedeutung des Parlaments als eine deliberative Versammlung hervorhob (S. 214).

542 Müßig zu erwähnen ist, dass hier Rogers Kritik die Kritik Habermas im „Strukturwandel der Öffentlichkeit" an der Meinungsforschung eigentlich vorwegnimmt.

543 Rogers, 1949, S. 67.

544 In einer komplexen Gesellschaft, so begründet Rogers die „Überforderung", könnten nur noch ausdifferenzierte Interessen und ihre Repräsentanten überhaupt die Meinungsalternativen unterscheiden (1949, S. 207).

and interests than when decisions are made by the mass of citizens."[545] Gerade dieses bedeutende deliberative Element sieht Rogers aber durch den festschreibenden Charakter meinungsforschender Vermessungen eigentlich eingefroren. Um die Argumentation und Beratung nicht erstarren zu lassen, müsse sie in den „realen" Verhältnissen industriegesellschaftlicher Demokratien einer, allerdings der Bevölkerung gegenüber verantwortlichen, Elite übertragen werden, und nicht einer schwerfälligen, tumben „not so very intelligentsia" überlassen bleiben.[546] Letztendlich erkennt Rogers denn auch, und dies wiederum als gleichsam „abrundende" Abgrenzung von Gallups Auffassung, in der Bewahrung der Repräsentationsinstitutionen die eigentliche Verteidigungsmöglichkeit der Demokratie und nicht in einer allgegenwärtigen Artikulation der „öffentlichen Meinung": „The modern task of representative assemblies is to keep from being crushed between an informed and demanding electorate and an obedient and powerful executive."[547] Damit vergegenständlicht die Meinungsforschung schlussendlich keine Chance, sondern gar eine Gefahr für die Demokratie. Mit Edmund Burke, dessen Betrachtungen zur Demokratie und französischen Revolutionen ebenso angesehen sein mögen wie diejenige Bryce', verwandelt Rogers die Utopie Gallups schlicht in eine Dystopie, die ob den Gefahren einer exzessiven Meinungsforschung in der modernen Demokratie droht.

> "Party first, mandated representatives, sectional and special interests – this is the setting in which free peoples, in Burke's phrase, now expect their governments to be contrivances of human wisdom to provide for human wants. It would be comforting to accept the sales patter of the pollsters and agree that what they call 'public opinion polls' really do 'implement democracy'. For reasons already given, I think that even to talk in such a fashion discloses reasoning that is fantastically muddled. To do more than talk – to permit the pollsters' pronouncement to influence policy would be disastrous politically."[548]

Die Institution der Meinungsforschung droht damit schlicht das wertvolle Spiel demokratischer und parlamentarischer Demokratie zu zerstören. Dahinter steht letztendlich nur schlecht verhüllt der Zweifel, dass die *vox populi* überhaupt etwas zum Gelingen einer guten Politik beitragen könnte.[549] Im Gegenteil, so Rogers in voller Blüte seiner Rhetorik, vielleicht drohe die Meinungsforschung ein hungriges Monster voller

545 Rogers, 1949, S. 69.
546 Rogers, 1949, S. 72.
547 Rogers, 1949. S. 67.
548 Rogers, 1949, S. 222.
549 Rogers, 1949, S. 235.

politischer Begierlichkeiten zu wecken, das mit der ständigen Befragung seiner Ansichten und Wünsche erst auf den Geschmack käme: „The truth is that the Copper Wares of the pollsters seek to turn the people into a beast that is asked to roar when it is not ready to do so. But when there is clearness on what public opinion ought to want, it usually wants."[550]

5.2.4. Das „implizit Gesetzte" in der Kritik

Rogers warnte vor den bedenklichen Folgen der Meinungsforschung für die Demokratie, doch gegen Schluss seiner Kritik negiert er ihre politische Bedeutung schlicht: „They (…) have been using statistics", so schreibt er, „in terms of the Frenchman's definition: a means of being precise about matters of which you will remain ignorant."[551] So läuft Rogers – wie zu zeigen ist – „stilbildende" Kritik an der Meinungsforschung letztlich dennoch lediglich auf den Nachweis hinaus, dass die Meinungsforschungsindustrie mit Hilfe ihrer Methode schlichtweg ein Artefakt kreiert („The facts that the pollsters accumulate and endeavor to explain they create themselves"[552]) – ein Artefakt, das etwas zu repräsentieren vorgibt, das nicht repräsentiert werden kann und das auch nicht jederzeit präsentiert werden soll, nämlich die „öffentliche Meinung". Eigentümlicherweise hat Rogers jedoch diese umfassende Kritik in einen Text gefasst, der die Logik der Begründung einer disziplinären Matrix durchaus, allerdings im Negativen, übernimmt. Die Geschichte der neuen Wissenschaft wird eigentlich „rückwärts" geschrieben, um am Nullpunkt ihrer „Entstehung" die disziplinäre Matrix wieder aufzulösen. So schreibt Rogers ebenfalls eine Begriffsgeschichte, nur eine andere als diejenige Gallups und Raes; „paradigmatische Beispiele" werden aufgeführt, diesmal allerdings, um ein Nicht-Funktionieren des Instruments aufzuzeigen; „klassische Theorie" und historische Orte werden beschworen, lediglich um Gallups betreffende Ausführungen zu kritisieren; eine methodische Diskussion wird geführt, nur um die Verknüpfung der symbolischen Terme mit der Natur in Frage zu stellen und zu guter Letzt folgt der Entwurf einer politischen Welt, nur um zu zeigen, dass in dieser das Tun der Meinungsforschungsindustrie nicht nur nichtig, sondern gar gefährlich ist.

Rogers Intentionen, so wird ihm zugeschrieben, seien letztlich politische. Er habe mit Gallup schlicht nicht dieselben politischen Werte

550 Rogers, 1949, S. 234.
551 Rogers, 1949, S. 239.
552 Rogers, 1949, S. 239.

geteilt.[553] Dies ist allerdings evident. Aber weshalb vermag Rogers mit denselben „diskursiven" Elementen eine politische Welt zu artikulieren, in der Meinungsforschung schlicht sinnlos ist, ihre Relevanz höchstens über ihre Gefährdung der Demokratie erhält? Weshalb vermag er mit denselben Mitteln wie Gallup eine methodische Diskussion zu führen und kommt zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen? Die politischen Normvorstellungen sind divergent, das ist unschwer zu erkennen: während Gallups „Idee" der Meinungsforschung letztlich basisdemokratische, mehr noch amerikanisch-populistische Elemente der Demokratietheorie heranzieht und dem Ideal einer „face to face" Demokratie nachkommen will,[554] um den Zahlen und Ziffern des *American Institute of Public Opinion* Sinn zu verleihen, fühlt sich Rogers dem Ideal der repräsentativen Demokratie verpflichtet, das eine deliberativ gemeinte Politik an gewählte Volksvertreter delegiert. Doch divergente Normen genügen schwerlich, um den Zahlenreihen der Meinungsforschung ihren impliziten Sinn so radikal zu entziehen, wie es Rogers in seiner Arbeit tun will, ebensowenig wie die Meinungsforschung selbst über bloße Artikulation von Normen ihre symbolischen Terme mit der sozialen Natur verknüpfen könnte.

Die Bedeutung von Rogers Arbeit, mehr noch, die Stellung, die sie im Gedächtnis sozialwissenschaftlicher Methodengeschichte erhalten konnte, rührt nicht nur von unterschiedlichen politischen Normen her, so die hier vertretene These, sondern ergibt sich auch aufgrund eines Offensichtlichwerdens von *Inkommensurabilitäten* und der Bezeichnung von *Anomalien,* die damit zum ersten mal umfassend artikuliert werden. Eine disziplinäre Matrix vergegenständlicht, wie gezeigt, ein Feld von Praktiken und Symbolen, die Rätsel und Methoden generieren, die auf die „soziale Natur an sich" zurückgreifen und so eine spezifische Erscheinungswelt generieren. Rogers verwendet, so die These, eine zu Gallup inkommensurable Basis, um darauf eine symbolische Ordnung des Sozialen zu erstellen, die auf dieselbe Weise partikular ist wie jene der Meinungsforschung, aber gerade dadurch deren und die eigene Kontingenz aufzuzeigen vermag. Die Artikulation dieser Inkommensurabilitäten ist aber wiederum nicht zufällig, wie die weitere Diskussion noch zeigen soll.

---

553 Vgl. hierzu Crespi, 1989, S. 3: „Underlying their conflict [zwischen Gallup und Rogers] was a fundamental difference in political values that define what should be the role of public opinion in a democracy ruled by elected representatives."

554 Vgl. Fishkin (1995, S. 78f.), der Gallup bei der Darstellung der Entstehungsgeschichte der Meinungsforschung folgt: „He invoked the same ideal of face-to-face democracy we have emphasized throughout our story, in variations from Athenian democracy to the American Founders."

Zunächst aber ist Rogers harte Kritik der Meßverfahren der „Pollsters" – „What they hope to measure comes into being only in terms of the instruments they use"[555] – vor seinen Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit wohl sehr richtig. Der entsprechende Sachverhalt gilt aber für die Wissenschaft nach Bachelards, Kuhns und Poppers einhelliger Auffassung schlechthin und lässt sich damit schwerlich als Mangel der Meinungsforschung ankreiden. Rogers Kritik beruht im Gegenteil auf einer wissenschaftstheoretischen Annahme, die sowohl Kuhn und Popper in aller Schärfe kritisieren, nämlich dass eine „reine Beobachtungssprache" existiere, die zulässt, ein Objekt als solches unmittelbar ohne Berücksichtigung der Beobachtungsperspektive und des Messinstrumentes zu erkennen. Und diese Unmöglichkeit einer reinen Beobachtungssprache gilt bekanntlich nicht nur, wie Popper in seiner „Logik der Sozialwissenschaften" schreibt, für die Sozialwissenschaft als solche generell, sondern auch für die reine und strenge Wissenschaft der Physik.[556]

Was Rogers Perspektive indes offenlegt, ist, welche Art von impliziten theoretischen Annahmen erst die Erscheinungswelt der Meinungsforschung konstituiert. Es sind in der Tat nicht solche, wie Rogers Ausführungen zeigen, die sich aus dem wissenschaftlichen Feld alleine ergeben, sondern sie sind selbst in eine konkrete politische und historische Ordnung eingelassen: Indem nämlich ein Feld von Artikulationen in bestimmte Einheiten unterteilt wird, diese Einheiten mit einem einheitlichen Referenzsystem versorgt werden, das diese sprachlichen Zeichen erst vergleichbar macht und diese klar abgegrenzten Äußerungen mit einem andern Feld von Differenzen, nämlich dem System der Körper, der Namen – oder in den Worten Rogers: der Nasen – in Entsprechung setzt. Auf diese Weise werden sprachliche Äußerungen zu einer individuellen Meinung, die wiederum als Basis für die Mathematisierung der „öffentlichen Meinung" zu dienen hat. Diese Konstruktion eines Homomorphismus konstituiert erst die untersuchbaren Einheiten, nämlich meinungsäußernde Individuen, bezeichnet aber letztlich einen Vorgang, und hierin ist Rogers sehr genau, der nur in einer bestimmten historischen sozialen und politischen Ordnung Sinn zu erhalten vermag. Mit anderen Worten: dass die Zahlenmatrix überhaupt ein Feld von Meinungen sinnvoll repräsentiert, beruht auf der nicht überprüfbaren Annahme, dass es Meinungen äußernde Subjekte überhaupt gibt. Die mit den Interviewern sich unterhaltenden Personen werden damit gleichsam zu Staatsbürgern erhoben, die sich per se über politische Dinge unterhalten, wenn sie dem Interviewer antworten – eine „Grundannahme",

555 Rogers, 1949, S. 99.
556 Kuhn, 1996, S. 139, S. 155.

eine politische Ontologie des Sozialen gleichsam, die an die späteren Analysen Althussers erinnert: aus dieser Sicht erschiene die Meinungsforschung als „Staatsapparat", dessen Ideologie es versteht, „Individuen als Subjekte", als staatsbürgerliche Subjekte notabene „anzurufen", ein Anrufungsprozess dessen Materialität in den Rechenoperationen und Tabellen der Meinungsforschungsindustrie geradezu überdeutlich zum Ausdruck kommt.[557]

Die Kritik indes an dieser Auffassung, das Feld der Meinungen und die unterschiedlichen Individuen ließen sich auf diese Weise in Einklang bringen, so dass sprechende „Staatsbürger" und „Staatsbürgerinnen" erscheinen, postuliert im Gegenzug schlicht die Gültigkeit einer anderen politischen Ordnung, die wiederum auf anderen Faktizitäten beruht: Der Großteil der befragten Individuen sei sich des Gegenstandes gar nicht hinreichend gewahr, um sich überhaupt eine „Meinung" bilden zu können, zu komplex ist die politische Materie, zu groß ist die Gesellschaft, als dass dem Ideal einer „face to face"-Demokratie noch, mit welchen technischen Mitteln auch immer, entsprochen werden könne. Auf jeden Fall bleiben diese Gewissheiten selbst wieder Vermutungen oder aber lassen sich ironischerweise nur mit demjenigen Messinstrument zur Geltung zu bringen, das gerade kritisiert wird. Was aber mit der Klage über die unzulänglichen Kompetenz der Bürgerschaft, die über Staatskundefragen auf der Basis repräsentativer Untersuchungen zu Tage tritt, radikal negiert wird, ist die Vorstellung eines „impliziten politischen Wissens", die Möglichkeit, dass ein „common sense" sich über bestimmte soziale Verhältnisse gebildet hat,[558] ohne dass sogleich das entsprechende staatskundliche Faktenwissen vorhanden sein muss. Genau dies ist natürlich Gallups Standpunkt. Zwar sei es „modisch" geworden, sich über die Intelligenz der Massen lustig zu machen, doch wer sich mit Surveys beschäftige, werde sehr schnell erkennen, dass gleichsam eine hohe Klugheit vorhanden sei, die Fragen zu beantworten: „the American people have a remarkably high degree of common sense. The people may not be brilliant or intellectual or particular well read but they posess a quality of good sense which is manifested (...) their expressions of opinion on present-day issues".[559] Unabhängig davon, welche Gewissheit – diejenige Gallups über die implizite Kom-

[557] Vgl. Althusser, 1977, S 137ff. Die „Ideologie hat eine materielle Existenz", sagt Althusser, ihre Funktion ist es, „konkrete Individuen zu Subjekten zu 'konstituieren' (man beachte, das im Französischen der Begriff „Sujet" auch „Staatsuntertan" bedeutet), die in „Wiederkennungsritualen", der Erkennung (Befragung) ihre Materialität erhält.

[558] Vgl. hierzu die Ausführungen Giddens (1988, S. 391ff.), der sich mit diesen impliziten, also nicht als solchen artikulierten Formen der Kompetenz auseinandersetzt.

[559] Gallup, 1939, S. 14.

petenz zu antworten oder Rogers Negierung derselben – nun „wahr" ist: als solches ist die Gleichschaltung von Kompetenz und staatskundlichem Wissen ebenso problematisch wie jene zwischen „Antworten" und „Meinung".

Aber auch das Auftauchen von Anomalien, die Rogers präzise bezeichnet, ist nach Kuhns Theorie kein Spezifikum der Meinungsforschung, der „neuen" Wissenschaft selbst, sondern schlicht Zeichen einer „reifen Wissenschaft". Kuhns Argument gegen Poppers Falsizismus war ja, dass eine jede Theorie widerlegbar sei, da keine Theorie, als Bestandteil eines etablierten Paradigmas imstande sei, die volle Fülle der Natur zu erfassen.[560] Anderseits nun ist aber gerade durch Rogers Offenlegung der Anomalien auch die „Welt" der disziplinären Matrix, die symbolische Ordnung, die sie etabliert, als eine bestimmte unter vielen möglichen ins Bewusstsein gebracht worden – als eine, die versucht, sich der sozialen Welt an sich gewahr zu werden, und dabei eine Wahrnehmungsmaschinerie konstruiert, die wiederum eine ganz bestimmte Erscheinungswelt erschafft. Während die Arbeit von Wissenschaftshistorikern wie Bachelard und Kuhn gerade darin bestanden hatte, über ihre historische Arbeit den Verdrängungsprozess im Verlaufe der Paradigmenbildung aufzuzeigen, wird der Konstitutionsprozess einer symbolischen Ordnung des Wissenschaftlichen im Falle der Meinungsforschung dadurch klar, dass über Rogers Kritik eine alternative Ordnung mit dem Anspruch mindest ebensogroßer Plausibilität und politischer Relevanz *simultan* artikuliert wird. Damit trifft notabene gerade das ein, was Kuhn als die Crux der Sozialwissenschaften bezeichnet hat: weil die Matrix der Meinungsforschung nach „außen" offen ist, hin zur politischen Öffentlichkeit, und sich die Disziplin deshalb immer über ihre soziale und politische Gewichtigkeit zu rechtfertigen hat, vermag sie ihre Relevanz auch nicht aus sich selbst heraus, aufgrund ihrer eigenen Meß- und Begriffslogik, zu begründen.[561] Das Argument der neuen Disziplin, sie diene letztlich der Demokratie und vergegenständliche einen wissenschaftlichen Fortschritt, kann so leicht durch die Artikulation einer anderen Welt eigentlich negiert werden.

Indes sind dies Überlegungen, die an die Wissenschaftstheorie Bachelards und Kuhns anschließen. Für Rogers, wie auch für Gallup, ist die Auseinandersetzung letztlich eine Frage des besseren Arguments, eine Frage welche Theorie der sozialen und politischen Realität besser angemessen sei. Wenn die Überlegungen Bachelards und Kuhn zu den radikalen Diskontinuitäten, welche die verschiedenen symbolischen Ordnungen bezeichnen, jedoch richtig sind – radikale Diskontinuitäten,

560 Kuhn, 1996, S. 157.
561 Vgl. Kuhn, 1996, S. 175ff.

die erst die Evidenz eines „Durchbruchs“ erlauben, den die Meinungsforschung zweifelsohne initiiert hatte – dann wäre keine Verständigung der Positionen Gallups und Rogers möglich, Kritik wäre illusionär, da nicht zuletzt die Begrifflichkeit selbst, mit der sie operiert, sich als inkommensurabel zur symbolischen Ordnung der Meinungsforschung erweisen müsste. Umso merkwürdiger müsste dann erscheinen, dass sich Meinungsforschung und Kritik keineswegs begriffslos gegenüber stehen, sondern, wie die These dieser Arbeit lautet, eigentlich miteinander verhangen sind. Der Untersuchung und der exakten Identifikation von vermuteten Inkommensurabilitäten gilt folglich das nächste Interesse.

5.3. Die Identifikation der Inkommensurabilitäten

Wie bereits dargelegt, sind für Bachelard wie für Kuhn Semantik und Metaphorik essentielle Bestandteile einer Wissenschaft. Bachelard spricht, im Zusammenhang mit der Verwendung von Metaphern und der Übernahme von Begriffen aus anderen Wissenschaftsepochen, von falschen Bedeutungsidentitäten suggerierenden „Fallen der Sprache“.[562] Kuhn selbst versucht nunmehr, die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Sprache, der „Struktur der Lexika“ bereits über psychologische und linguistische Ansätze zu fassen. Gemeinsam indes ist diesen beiden Theorien die implizite oder explizite Auffassung, dass Begriffe selbst immer Bestandteil eines Verweisungszusammenhangs darstellen, aus dem selbst heraus sich erst „Bedeutung“ ergibt.[563] Kuhn etabliert einen linguistischen Horizont,[564] wie gezeigt um die These der „Inkommensurabilität“ zu begründen, der Nicht-Rückführbarkeit der symbolischen Ordnung einer Matrix auf diejenige einer anderen ohne unübertragbaren Rest. Der Begriff der Inkommensurabilität, obwohl dies eine schnelle Lektüre der „Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen“ vielleicht hätte nahelegen können, impliziert aber keineswegs eine radikale Getrenntheit der Bedeutungsordnungen – dann nämlich wäre ein „In-Bezug-setzen“ in der verstehenden Arbeit der Wissenschaftsgeschichtsschreibung selbst ein Ding der Unmöglichkeit. Vielmehr bezieht sich die

562 Bachelard, 1993, S. 215.
563 Vgl. Kuhn 1983, insbesondere S. 682.
564 Obwohl Kuhn diese Argumentation vornehmlich auf gestaltpsychologische Thesen gründet, ist die Verbindung zu einer impliziten Sprachtheorie, wie gezeigt, offensichtlich: jene Überlegungen zur Struktur der Lexika finden idealiter in der Wortfeldtheorie Triers ihren Ausdruck, die sich zu einem Teil ebenfalls auf die Gestaltpsychologie beruft. Vgl. Trier, 1973; Piaget, 1973; S. 58; van der Lee und Reichmann, 1973, S. 10.

Inkommensurabilität genau und nur auf jene besagten Fragmente eines Vergleichs von Begriffen unterschiedlicher Bedeutungssysteme, die sich unmöglich übersetzen lassen.[565] Und ein solcher Rest bleibt, solange die Strukturen der Lexika sich nicht vollumfänglich entsprechen: Wenn nämlich, wie bei Trier, davon ausgegangen wird, dass „vom Gefüge des Ganzen her [...] das Einzelwort seine inhaltliche begriffliche Bestimmtheit [empfängt]",[566] dann wäre eine vollständige Entsprechung unterschiedlicher Begriffssysteme nur möglich, wenn das Gefüge des Ganzen selbst identisch wäre, was augenscheinlich kaum möglich ist, wenn ein Text einen anderen in solcher Radikalität kritisieren möchte.

Dennoch, um zum vorliegenden Untersuchungsgegenstand zurückzukehren, zwischen dem Bedeutungsfeld der Meinungsforschung und jenem seiner Kritik muss ein „Zusammenhang" bestehen, zumindest der Anschein einer Entsprechung, schon alleine aufgrund der Tatsache, dass sich Rogers auf Gallups Arbeit zu beziehen vermag (und diese Arbeiten in dem vorliegenden Text einigermaßen sinnvollerweise aufeinander bezogen werden können). Es stellt sich also für die folgende Untersuchung die Frage, auf welche Weise die vermuteten „lokalen Inkommensurabilitäten" erfasst werden können, damit gleichzeitig die gemeinsamen Teile der beiden Arbeiten deutlich werden, aber auch jener „nicht übersetzbare" Rest erscheint. Bereits die Auseinandersetzung mit dem Begriff der „Intertextualität", der besagt, dass ein „Wort" (im Sinne eines Signifikanten) und seine Bedeutung (im Sinne eines Signifikats) auf verschiedene bereits existierende „Diskursen" verweist – ein „semiologischer" Vorgang, der bei politisch und sozial so hoch „aufgeladenen" und umstrittenen Topoi wie der „öffentlichen Meinung" beinahe notwendigerweise ins Spiel kommt – hat indes auf die Problematik aufmerksam gemacht, ein Wortfeld, eine Struktur des Lexikons als eine abgrenzbare Einheit überhaupt erst identifizieren zu können. Auf welche Weise lässt sich dieses Wortfeld bestimmen, das erst die Struktur der Bedeutungsrelationen festlegt? Oder anders ausgedrückt: wo sind die „Zentren" dieser Felder, die sich voneinander unterscheiden lassen? Was hält dessen Struktur zusammen?

Kuhn selbst insistiert darauf, dass die Struktur der Lexika nicht aus einer eigenen Kraft, einer immanenten Logik zusammengehalten wird, sondern in ein Feld von Praktiken, Untersuchungen, sozialen Interaktionen eingelagert ist, die sowohl die symbolische Ordnung determinieren wie von dieser determiniert werden. Eine abgrenzbare Struktur des semantischen Feldes ergäbe sich hieraus über die soziale Praktiken selbst. Gallup und Rae wie auch Rogers legen zwar „Bücher", also klar

565 Kuhn, 1983, S. 670.
566 Trier, 1973, S. 41.

umgrenzte textuelle Einheiten vor, in denen sich Zeichen zu einem Bedeutungsfeld zusammenschließen. Doch beide Texte erscheinen explizit als Fortschreiben bereits bestehenden Wissens: bei Gallup und Rae führen beispielsweise Bryce' Betrachtungen und die historische Erzählung des *town meetings* fort, während Rogers auf Aristoteles' Betrachtung der Demokratie und der großen Zahl beruft und die Demokratietheorie Edmund Burkes weiterdenkt. In methodischer Hinsicht jedoch delegieren beide Arbeiten die Argumentation wiederum an die „reinen" Wissenschaften der Mathematik und der Statistik. Ungeachtet dessen sollen die Werke als einheitliche Texte Geltung besitzen und als solche eine Problematik grundlegend erörtern – und diese Problematik konsolidiert sich, so ist unschwer zu erkennen über die Wahrnehmung, Funktion und Bedeutung der „öffentlichen Meinung". Erst aufgrund der Vorstellung über die Existenz einer „öffentlichen Meinung" vermögen die Texte überhaupt einen „Dialog" aufzunehmen. Die „öffentliche Meinung" ist jene Instanz, die das Bedeutungsfeld strukturiert und zusammenhalten soll. Nicht nur Rogers Text beginnt mit der Auseinandersetzung um die „öffentliche Meinung",[567] auch Gallup und Rae wechseln unmittelbar nach der Darstellung des paradigmatischen Durchbruchs in den Wahlen 1936 zur Diskussion des Begriffs („Explorations in Public Opinion)".[568] Und beide Bücher wiederum schließen mit Betrachtungen über die „öffentliche Meinung" und Reflexionen über die „Zukunft der Demokratie".[569] Besitzen die Texte damit ein gemeinsames „Sinnzentrum", gleichsam einen zentralen Ort der Textstruktur? Ist die „öffentliche Meinung" als strukturierendes und zentrierendes Element dieser Bedeutungsfelder, dieser Diskurse, die da aufeinanderprallen, wenigstens als minimales Element in der Argumentation identisch? Wenn, der Verdacht ist dringend, dies gerade nicht der Fall ist, was sind dann die „gemeinsamen" Elemente, die überhaupt die vermutete „lokale Inkommensurabilität" ermöglichen? Die Suche nach einer Antwort auf diese Frage bedarf zunächst noch weiterer Erörterungen sprachtheoretischer Art.

Die Überlegungen der Trierschen Wortfeldtheorie, mit der sich Kuhns Vorstellung der Struktur der Lexika linguistisch fassen lassen,

567 „Book I: Deals with the Pollsters, the nature of Public Opinion, and the concept of Measurement which the Pollsters have never discussed even though they say that they measure" (Rogers, 1949).

568 Gallup und Rae, 1944, Part II.

569 Rogers, 1949, schließt das Buch, indem er das Konzept der „öffentlichen Meinung" der „pollsters" in belanglose Zahlen auflöst (S. 239), während Gallup und Rae (1944) ihre Arbeit mit Betrachtungen zur Zukunft der Demokratie über die Erfassung der Meinungen der gewöhnlichen Menschen und das Bannen der Bedrohung der Demokratie durch diktatorische Regimes beschließen (S. 290).

gründen nicht zuletzt, neben den gestaltpsychologischen Auffassungen, auch in der strukturalen Linguistik, deren Bedeutungsfeld Ferdinand de Saussure mit seinem *Cours de linguistique générale* eröffnet hatte.[570] Es sei Ferdinand de Saussures Verdienst gewesen, deutlich zu machen, so Trier, dass das Wort in seinem „Sinngehalt" durch seine „gleichzeitigen Nachbarn" in seinem „Begriffsfeld" bestimmt werde und dass damit die „Wortforschung" sich auf die „gleichzeitigen (synchronen) Gruppenbeziehungen" konzentrieren müsse.[571] Allerdings spezifiziert Saussure die bedeutungsstiftende Differenz vornehmlich als eine Serie von an sich gleichwertigen Unterscheidungen (der Syntagmen).[572] Die sprachlichen Terme erhalten ihren Wert lediglich dadurch, dass sie mit andern sprachlichen Zeichen nicht identisch sind. Es ist Greimas' Verdienst, dass er diese bloß unterscheidenden Gegenüberstellungen zu überwinden vermochte, ohne die Prämissen des linguistischen Strukturalismus fallen zu lassen.[573] Die in Greimas' „strukturalen Semantik"[574] entwickelten Theorie des Bedeutens besitzt dabei den Anspruch, sich keines-

570 Saussure, 1995 – posthum veröffentlicht von seinen Schülern Charles Bally und Albert Sechehaye (Paris, 1916).

571 Trier, 1973, S. 50.

572 Saussure fasste bekanntlich die Differenzen zwischen sprachlichen Zeichen als bedeutungsgenerierend auf und nicht irgendwelche Inhalte, die an einem isolierten Zeichen gleichsam haften. Mit anderem Worten: letztlich lässt sich die Sprache (la langue) vornehmlich als ein System von Differenzen begreifen: „Dans la langue il n'y a que des différences" (Saussure 1995, S. 166). Die bedeutungszuweisende Funktion der Differenzen illustriert Saussure dabei anhand des Schachspiels: Eine einzelne Spielfigur, beispielsweise der Springer, besitzt alleine für sich betrachtet keine spielerische Bedeutung, er verliert außerhalb des Spielfeldes seine Geltung, wird vielleicht zu einem zierenden Stück Holz, das an einen Pferdekopf erinnert, dem aber jeglicher Sinn versagt ist. Erst indem der Springer sich von einem Serie anderer Figuren unterscheidet, der eigenen Partei oder der gegnerischen, gewinnt er seinen spezifisch spielerischen Wert, seine Bedeutung (S. 153). Die Metapher des Spielfeldes und der darauf befindlichen Figuren gerät für Saussure zur Metapher für die Sprache selbst: Auch die Sprache erhält ihre Realität erst aufgrund von Abgrenzungen: die Materialität der Spielzeichen ist sekundär: seien sie aus Holz oder Marmor, stilisiert oder konkret, sie müssen sich vornehmlich hinreichend unterscheiden, um bedeutungstragend zu werden. Diese bedeutungsgenerierende Differenzierung zeigt sich sowohl auf der Ebene des Bedeutenden (des Signifikats) wie auf derjenigen des Bezeichnenden (des Signifikanten) – ist das System der Bezeichnungen als Ganzes unterschiedlich, so werden damit auch unterschiedliche Vorstellung erfasst: Einerseits, so das berühmte Beispiel, verweist das französische „mouton" zwar auf dasselbe wie das englische „sheep", nämlich auf ein wolliges, wiederkäuendes und milchspendendes Haustier, anderseits aber unterscheiden sich die beiden Terme nachhaltig in dem, was sie fassen wollen: Für Schaffleisch nämlich gebraucht das Englische den Begriff „mutton", während das Französische ebenfalls „mouton" verwendet (S. 160). Die Bedeutungen der beiden Terme „mouton" und „mutton" lassen sich also nicht gleichschalten, sondern müssen als Bestandteil eines sprachlichen *Systems* betrachtet werden.

573 Vgl. insbesondere Greimas, 1970, 1971.

574 Greimas, 1971.

wegs nur auf die Linguistik zu beschränken, und sie ist in der Tat vielfältig in den kulturwissenschaftlichen Diskurs aufgenommen worden.[575]

Worin liegt seine Erweiterung der strukturalen Semantik? Gegen die „positiven" Oppositionen von Begriffen vermag Greimas zusätzlich auch den „Nicht-Sinn" oder die „Neutralisierung" der positiven Bedeutung zu diskutieren, wobei die Neutralisierung nicht als bloßes Rauschen Geltung erlangt, sondern bemerkenswerterweise ebenfalls als ein System von Differenzen konzipiert ist, das mit der positiven Bedeutung in wechselseitiger Verbindung steht. Der Wert dieser Erweiterung liegt darin, dass, während die „Grundlogik" der Sprache als System von Differenzen beibehalten bleibt, nicht nur offensichtlich unmittelbar artikulierte Oppositionen für die Bedeutungsgenerierung betrachtet werden können, sondern auch jene Terme, die den Sinn gleichsam zu verwischen vermögen. Diese negierenden Ausdrücke stehen nun aber selbst wieder untereinander in einem Oppositionsverhältnis, d.h. lassen sich ebenfalls als ein eigentliches *System* sich selbst *unterscheidender* sprachlicher Beziehungen begreifen. Greimas möchte damit nichts weniger als „Tiefenstrukturen" („structures profondes") erkennen, die als basale Strukturelemente ein grenzenloses Feld von Bedeutungen zu generieren vermögen.[576] Hierin versucht Greimas ganz offenbar einer (vornehmlich von Chomsky) ausgehenden Kritik an der strukturalistischen Sprachtheorie zu entgehen, ohne ihr Primat der Relation vor dem Inhalt zu verlieren.

Chomsky hatte Saussure kritisiert – und dies müsste gleichermaßen auch für die Wortfeldtheorie gelten –, dass Sprache („langue") in diesem Ansatz als ein gleichsam geschlossenes Archiv von Zeichen gelte.[577] Die Sprache sei aber zu komplex, zu vielfältig, so Chomsky, als dass sie sich vollständig repräsentiert in einem (individuellen oder kollektiven) Gedächtnis vorfinden könnte und bei symbolischen Praktiken sich abrufen ließe, als handle es sich um eine Sammlung vorgefertigter Elemente. Mit anderen Worten: Saussure reduziere die Sprache auf eine Angelegenheit von „Wörtern" und „Wortkomplexen".[578] Chomsky sucht hingegen

575 Vgl. Zima 1989; Jameson, 1988a, 1988b. Den Anspruch auf Anwendung der rein sprachlichen Analyse auf schlicht alle Bereiche, wo Bedeutung auftritt, teilt Greimas indessen noch mit Saussure. Auch dieser hatte Linguistik als Sozialwissenschaft, nämlich als „sémiologie", als Wissenschaft sozialer Tatsachen, zu bestimmen versucht: „On peut donc concevoir *une science qui étudie la vie des signes au sein de la vie sociale* (…). La linguistique n'est qu'une partie de cette science générale, les lois que découvrira la sémiologie seront applicables à la linguistique, et celle-ci se trouvera ainsi rattachée à un domaine bien défini dans l'ensemble des faits humains" (1995, S. 33).

576 Greimas, 1970, S. 135.

577 Chomsky, 1969a, S. 23.

578 Chomsky, 1969b, S. 19.

nach einem „System von Regeln und Prinzipien“,[579] das als solches begrenzt ist (eine Grammatik) und auf diese Weise die Sprache als eine nicht begrenzte Menge von Sätzen eigentlich zu *generieren* vermag.[580] Diese „rekursiven“ Eigenschaften der Regeln der Sprache, ermöglicht erst, dass die damit „generierten“ Aussagen nie beschränkt bleiben.[581] Übertragen auf Greimas Ansatz und das Problem der Grenzen der Wortfelder bedeutet dies, dass wenige Strukturelemente („les structures profondes“), die relational in Zusammenhang stehen, prinzipiell eine unendliche Menge von Aussagen generieren können; dass also nicht so sehr die Bücher als solche als begrenztes Wortfeld zu betrachten sind, sondern jene Strukturen der Lexika, welche die Texte von Gallup und Rogers erst „generierten“. Dennoch: diese Strukturelemente sind nicht bloß ideell, also lediglich im „Geist“ repräsentiert,[582] sondern müssen sich auch in der „Oberflächenstruktur“ der Texte selbst zu erkennen geben.[583]

Vor dem Hintergrund strukturalistischer Sprachtheorie und der Kritik an ihr[584] leitet Greimas ein solches basales bedeutungsgenerierendes System her, nämlich das „carré sémiotique“.[585] Der Sinn eines Ausdruckes, und hierin folgt er noch Saussure, ergibt sich nach dieser Vorstellung immer erst über ein System von Oppositionen, das idealiter in zwei sich gegenüberstehenden Terme vergegenständlicht ist. Doch Greimas argumentiert nun, dass eine positive Opposition noch nicht das ganze Bedeutungsfeld erfasst. Vielmehr besitzt jeder komplexe Term gleichsam auch seine „Auslöschung“, der Abwesenheit des Sinns des komplexen Terms.[586] Die Oppositionen wie auch die Negationen ergeben sich *nicht* aus dem Inhalt eines Begriffs selbst (der Vorstellung des Wissenschaftlichen), sondern die Bedeutungen entstehen gleichsam aus einer ganzen Matrix von Gegenüberstellungen, die wiederum das Charakteristikum eines bestimmten Diskurses ausmachen.

Greimas‘ Theorie der sprachlichen Strukturen hat als „Semiotik“ den Anspruch, Diskurse verschiedenster Art fassen zu können, seien es nun

579 Chomsky, 1981, S 54.
580 Chomsky, 1981, S. 222.
581 Chomsky, 1981, S. 221.
582 Chomsky, 1981, S. 34.
583 Chomsky, 1969b, S. 30 ff., 1971, S. 45-69.
584 Vgl. zusammenfassend Greimas, 1971.
585 Die Überlegungen zur Theorie und Begrifflichkeit des „carré sémiotique“ sind dargestellt in Greimas, 1970.
586 Ein einfaches Beispiel, von Greimas selbst gewählt, mag diesen fundamentalen Mechanismus der Bedeutungsbildung zusätzlich illustrieren: Sein und Schein stehen einander gegenüber und werden jeweils durch „Nicht-Schein“ und „Nicht-Sein“ negiert. Ist der Diskurs geschlossen ergibt sich ein Implikationsverhältnis von Nicht-Schein zu Sein und von Nicht-Sein zu Schein (1976, S. 51).

literarische Texte, Mythen oder Märchen, ja selbst Gerichtsurteile.[587] Doch insbesondere auch der wissenschaftliche Diskurs, notabene der sozialwissenschaftliche, ist immer wieder Gegenstand von Greimas' Analysen,[588] die gleichsam als „Modell" für eine Reihe anderer semiologischer Analysen des sozialwissenschaftlichen Diskurses gedient haben.[589] Die Anwendung der basalen Überlegungen ist auf den vorliegenden Untersuchungsgegenstand also bereits dahingehend gerechtfertigt. Wie sollen nun aber diese Differenzierungen helfen, die Strukturen der Lexika von Gallup und Rae, und Rogers gegenüberzustellen? Eine Auffassung der Lexikonstrukturen, die von reinen Oppositionen ausginge, müsste sich in der Schlussfolgerung erschöpfen, dass der zentrale Begriff, um den der Disput kreist, nämlich die „öffentliche Meinung", sich sowohl bei Gallup wie bei Rogers aufgrund derselben Opposition bildet: einer wie auch immer „authentisch" aufgefaßten „öffentlichen Meinung" steht die bloß „artifizielle 'öffentliche Meinung'" gegenüber, gebildet aus mehr oder weniger sinnlosen Zahlenreihen. Doch entscheidend ist, wer oder was die bedeutungslosen Ziffern produziert: für Gallup und die Vertreter der modernen Wissenschaft ist es natürlich das konzeptlose Stimmensammeln der *straw polls*, die im Desaster des Jahres 1936 zum Ausdruck gekommen ist. Für Rogers wiederum produzieren die Pollsters selbst, allen voran das *American Institute of Public Opinion* diese wirren Zahlen, wie das Desaster des Jahres 1948 zeigt. Allein, die sinngemäß gefasste Opposition „authentische öffentliche Meinung" versus „artifizielle 'öffentliche Meinung'" erweist sich schnell als genau jene Differenzierung, auf die sich sowohl Rogers wie Gallups Argumentation beruft und aufgrund deren sie sich gleichsam gegenseitig verankern, und es ist nicht zuletzt die breite gesellschaftliche und politische Bedeutung dieser Differenzierung, welche die konträren Positionen überhaupt gegeneinander aufbringt und ganze Texte, Bücher (mehr noch inzwischen: Bibliotheken) zu füllen vermag.

Wie sieht nun aber darüber hinaus die Neutralisierung dieses komplexen Terms aus, der nach Greimas' Ansatz, wie gezeigt, ebenso bedeutungsgenerierend ist wie die unmittelbare Opposition? Oder mit anderen Worten, was „impliziert" die Opposition „authentische 'öffentlichen Meinung'" versus „artifizielle '„öffentliche Meinung"? Für die disziplinäre Matrix der Meinungsforschung kommen sinnlose Zahlen-

587 Greimas, 1976, S. 79ff.
588 Greimas, 1976.
589 Exemplarisch zeigen dies Zima (1989) und Jameson (1988a). So hat Fredric Jameson das semiotische System angewandt, um nicht unmittelbar evidente Zusammenhänge in Webers vielfältiger Differenzierung von Handlungstypen zu zeigen (gemeint sind damit jene in „Wirtschaft und Gesellschaft" (1980, S. 12ff.).

reihen genau dann zustande, wenn eine *nicht-repräsentative* Stichprobe von Personen ihren politischen Meinungen Ausdruck verleiht, d.h. eine falsche Stichprobenziehung löscht den Sinn der authentischen 'öffentlichen Meinung" eigentlich aus. Hier zeigt die Argumentation der Meinungsforschung, dass aufgrund von politischen Aussagen, die aufgrund einer repräsentativen Stichproben entstanden sind, keineswegs von einer Fehlmessung gesprochen werden darf, im Gegenteil, sind die Rahmenbedingungen erfüllt, implizieren sie eine authentische Messung der „öffentlichen Meinung" selbst.[590] Das eine Implikationsverhältnis im Verhältnis zum anderen vergegenständlicht, diachronisch gelesen, wie unschwer zu erkennenden ist, den Durchbruch des Jahres 1936.[591]

Wie gestalten sich nun aber dieselben Implikationsverhältnisse bei Rogers Ausführunge: auf welche Weise wird die „öffentliche Meinung" gleichsam negiert? Die Kritik Rogers lautet, dass nicht bloß die statistische Repräsentativität entscheidend für die Geltung einer „öffentlichen Meinung" sei, ebenso müsse die Kompetenz der Antworten berücksichtigt werden. Wenn dies nicht der Fall ist, reicht die Aufsummierung der Antworten zur Erfassung der „öffentlichen Meinung" keineswegs aus; im Gegenteil, diese Antworten, die „yeses" und „noes" ohne jegliche Reflexion, führen letztlich zu einem Artefakt, zu einer „Pseudo-Messung". Der neutralisierende Term der Opposition „öffentliche Meinung" ist also bei Rogers völlig anders gefasst: beim Diskurs der Meinungsforschung ist es die Frage der repräsentativen Abbildung, bei Rogers die Frage der Kompetenz der Aussagen, welche die „öffentliche Meinung" bilden. Eine Ziffernfolge, die im Verdacht steht, eine Fehlmessung zu sein, eine lediglich artifizielle „öffentliche Meinung" darzustellen, ist folglich im Diskurs der Meinungsforschung zunächst der Frage ausgesetzt, ob die betreffende Untersuchung „repräsentativ" sei, wohingegen sie in einer Kritik, wie sie Rogers formuliert, der Frage standhalten muss, ob die Antworten überhaupt von politisch kompetenten und informierten Bürgern und Bürgerinnen geäußert wurden. Doch bei dieser zentralen und deshalb nicht überraschenden Differenzierung setzt das generierende Moment der Bedeutungs- und Implikationsverhältnisse erst ein.

590 Dass diese *grundlegende* Bedeutungszuweisung des Wertes einer demoskopisch vermessenen „öffentlichen Meinung" auf der Konstruktion der Repräsentativität beruht, ließe sich unschwer auch anhand der Ausführungen eines anderen „founding father" der Meinungsforschung, Elmo Roper (1940), zeigen.

591 Dieser ist auf diese Weise damit, wie diese Überlegungen folgern lassen, nach wie vor präsent, er ist im eigentlichen Sinne „bedeutungsstiftend", vielleicht mehr als der Versuch über eine operationale Definition die „öffentliche Meinung" inhaltlich zu fixieren.

Denn weshalb ist eine schlichte Ergänzung dieser beiden Problematiken nicht möglich? Weshalb kann eine repräsentative Stichprobe nicht auch die Idee der Kompetenz nach Rogers berücksichtigen? Die Frage führt nun unversehens auf eine weitere Ebene der Bedeutungszuweisung, die nicht mehr nur den Term der „öffentlichen Meinung" umfaßt, sondern auch das Konstrukt der Kompetenz betrifft. Denn die an Wissenschaftlichkeit orientierte Meinungsforschung hat die Kritik schnell ernst genommen, dass möglicherweise nicht alle Befragten für die Beantworten einer Frage hinlänglich kompetent sind und entsprechende Untersuchungen wimmeln geradezu von Wissensfragen und Erkundungen, ob die befragten Personen politische Gespräche führen und sich vielleicht sogar als „Meinungsführer" sehen. Eifrig wird nach Bildungs- und Berufsstand kreuztabelliert, um indirekt den Wissensstand und die Kompetenz zu ermitteln.[592] Wenn also eine Kritik im Sinne Rogers bezweifelt, dass die repräsentativ gewählten Befragten kompetent genug seien, zu antworten, müsste die (symbolische) Geltung genau jenes sozialen Universums negiert werden, das auch die Meinungsforschung kennt, um vor dem Hintergrund einer anderen Argumentation seine behauptete Falschheit zu erklären.

Die Begründung, weshalb Rogers die Ziffernreihen der Meinungsforschungsindustrie nicht einleuchten wollen, ergibt sich denn daraus, dass Kompetenz auf eine ganz andere Weise gefasst ist als in Gallups Ausführungen, mit anderen Worten: andere Implikationsverhältnisse besitzt. Es ist das „deliberative Element", das erst die Meinungen als kompetent erscheinen lässt und – öffentlich gemacht – die „öffentliche Meinung" bildet.[593] Deliberativ meint aber keinen Zustand, sondern eine permanente diskursive Entwicklung, die sich der Fixierung auf eine bestimmte Position und einer Festschreibung durch Zahlen entzieht. Denn das Ziel einer „öffentlichen Meinungsbildung" in diesem Sinne ist nicht das Teilen eines Kollektivs in eine Mehr- oder eine Minderheit, sondern das Finden eines Konsenses. Fehlt dieses deliberative Element, sind die Sprechenden schlicht nicht „befugt", also kompetent, ihre Meinung als Meinung einer beratenden, öffentlich stattfinden Entscheidungsfindung gelten zu lassen. Jene historische Setzung des „one man – one vote", dem die Meinungsforschung folgt, ist höchstens ein bestimmtes Entscheidungsverfahren in konfliktiven Situation, nicht aber Bestandteil einer „öffentlichen Meinung". Eine Summe individueller

592 Vgl. hierzu die Methode und Praktik der Datenauswertung eines der größten gegenwärtigen Projekte der Meinungsforschung, nämlich des sogenannten Eurobarometers (Reif, Inglehart, 1991), bei der die Kompetenz, die effektive Bedeutung der „yeses" und „noes", mit speziellen Fragen zu eruieren versucht wird. Als Beispiel: Handley, 1981, S. 344ff.; wie auch Inglehart und Reif, 1987.

593 Vornehmlich Rogers, 1944, S. 71ff.

Aussagen im Sinne eines Dafür oder Dawider löschen das Konstrukt der „öffentlichen Meinung" eigentlich aus und implizieren Artifizialität, also Pseudo-Messungen.

Doch wenn Kompetenz in diesem Sinne als Befugnis begriffen wird, die erst ein stattfindender Diskurs erteilt, der letztlich zu Konsens und zur Anerkennung des Konsenses führt, dann ist der Kompetenzbegriff so sehr anders gefasst, dass er nicht mehr der symbolischen Ordnung der Meinungsforschung, der striktn Logik der Einteilung des sozialen Universums in Einheiten und codierten sprachlichen Äußerungen zu folgen vermag. Um den Kreis respektive das *carré sémiotique* zu schließen: dass es sich bei der Meinungsforschung wirklich um Pseudo-Messungen handelt, die Artifizielles erzeugen, lässt sich *nur* über die Anomalien der disziplinären Matrix der Meinungsforschung selbst explizieren – gerade wegen dieses inkommensurablen Kompetenzbegriffs übernimmt Rogers unversehens die Argumentationsweise der Meinungsforschung und unterzieht repräsentative Stichproben der Staatsbürgerschaft einer Staatskundeprüfung, die aber nur zeigen, dass die Befragten nicht kompetent *im Sinne* der Meinungsforschung selbst sind.

Damit also verwendet Rogers in seiner Kritik interessanterweise nicht nur *eine* bedeutungsstiftende Ordnung im Sinne Greimas', sondern deren zwei. Die eine gereicht ihm zur Formulierung des demokratischen Ideals, die andere zur immanenten Kritik der Meinungsforschung. Ironischerweise ist aber dasselbe auch beim begründenden Diskurs der Meinungsforschung der Fall. Gallup greift in seinem Diskurs nicht nur auf beide zu Tage getretenen, bedeutungsstiftenden Ordnungen gleichzeitig zurück, sondern er will auch die eine zugunsten der anderen verschwinden lassen, woran ihn wiederum Rogers hindert. Das utopische Ideal, das die Meinungsforschungsindustrie begründen soll, bildet sich über eine Erzählung der basisdemokratischen, also deliberativen Versammlung, in der die „öffentliche Meinung" sich letztlich im beständigen Dialog der Argumente als „vage" und „fließend" erweist, nicht genau festgelegt ist.[594] Die politische Kompetenz erreicht die Bürgerversammlung gerade durch jenes deliberative Element, das Rogers in den Zahlen der Meinungsforschung nicht erkennen kann. Dennoch gereicht diese politische und diskursive Ordnung Gallup zur Begründung der Meinungsforschung. Der zentrale Versuch, ein anderes Bedeutungssystem zu adaptieren, findet sich indes, wie gezeigt, in der Transformation des Begriffs des Gesprächs, des alltäglichen „talks", der nach Bryce die beste Möglichkeit gewährt, mit der „öffentliche Meinung" in Kontakt zu bleiben. Denn in der Konversation über Politisches findet sich eingelassen

[594] Bryce nach Gallup und Rae, 1940, S. 16.

auch die Fähigkeit, Politisches überhaupt zu thematisieren und zu reflektieren. Die Transformation dieser „Kompetenzen" in das geregelte Sprachspiel des Fragens und Antwortens und der damit verbundenen numerischen Codierung lässt hier das deliberative Element ebenfalls verschwinden. Will Gallup also die Meinungsforschung über die spezifische symbolische Ordnung der Meinungsforschung hinaus begründen, so muss er dabei dennoch auf ein ganz anderes Bedeutungssystem zurückgreifen und den mathematisch-statistischen Diskurs vollends verlassen. Den damit verbundenen Versuch einer Vereinnahmung und die Verwischung von Inkommensurabilität benennt Rogers in aller Deutlichkeit, indem er die traditionellen Bedeutungen eigentlich restauriert und gegen die Umdeutungen wendet.

Einerseits sind nunmehr Inkommensurabilitäten im engeren Sinne des Wortes in *beiden* Diskursen aufgetaucht, als Rest, der sich gegen jegliche Übersetzung sperrt: sie liegen nicht im Begriff der „öffentlichen Meinung", nicht im Begriff der „Repräsentativität", sondern in der Vorstellung, was eine sinnvolle politische Äußerung überhaupt ist. Insofern entfalten sie sich nicht in Übereinstimmung mit zwei kontroversen Arbeiten, sondern durchziehen gleichsam quer zur Debatte die konträren Werke selbst. Nach Rogers Ausführungen liefert Kommunikation und Deliberation die Kompetenz, überhaupt über Politisches zu sprechen: Sie ist notwendige Implikation der „öffentlichen Meinung"; das argumentative Handeln, indem Argumente und Positionen verglichen, aufgewogen, verändert werden, ist das entscheidende Moment der „öffentlichen Meinung": Die Sprache fügt sich hier der hochwertigen, geistigen Kraft der politischen Argumente, um sie in den politischen Raum zu tragen, wo sie diskutierend und kritisierend aufgenommen sind. Die Meinungsforschungsindustrie hingegen ist letztlich eine zeichenlesende und -generierende Maschinerie: sie interpretiert sprachliche Zeichen nicht, sie registriert sie. Sie nimmt die sprachlichen Zeichen in einem eigentlichen Sinn des Begriffs „wörtlich". Sie können als solche registriert und verarbeitet werden, ungeachtet, auf welche Weise sie in einen kommunikativen Prozess eingelagert sind, ungeachtet dessen, ob sie „bloß" notwendiges Medium des politischen Intellekts sind, dem letztlich die Aufmerksamkeit gelten soll. Ohne jegliche Interpretation, was wohl ge-*meint* sei, ergeben sich Zahlenreihen, und selbst Kompetenz kann in einer richtigen Zeichenfolge ausgedrückt werden. Indes, sobald diese Ziffernreihen in die intelligible Öffentlichkeit eintreten und dort diskutierend wahrgenommen werden, müssen sie sich wiederum dahingehend begründen, dass sie Ergebnisse von Meinungen sind, dass sie, als Leistung der Technologie, repräsentativ erfasst wurden. Jene Plausibilisierung ist wiederum begründet in einem Diskurs außerhalb der Technik der Meinungsforschung. Zwischen dem einen Diskurs und

dem anderen klafft eine Lücke, und es ist genau diese Lücke, die Rogers Arbeit bezeichnet, indem er auf die historisch-politische Konstellation hinweist, die erst einzelne Zeichenfolgen mit einzelnen Individuen in Einklang zu bringen vermag. Sein Versuch indessen, die Zahlenreihen zu desavouieren, vermag nichts anderes, als die Problematik zu spiegeln: Seine Auffassung, dass die Produktion der Zeichen, die in die Maschinerie eingespeist werden, *nicht* auf Meinungen beruhen, ist nur aufgrund des Vokabulars der Technik der Meinungsforschung zu „zeigen", das dem Denken der technischen Repräsentation verpflichtet ist.

Damit ist zunächst der Verdacht abgewendet, die Debatten zwischen Rogers und Gallup entstünden lediglich aufgrund eines unterschiedlichen Begriffs der „öffentlichen Meinung". Im Gegenteil erweist sich das Verhältnis der beiden Positionen zueinander als weitaus komplexer. Zwar hat die Diskussion der Texte aufgrund Greimas' Sichtweise in der Tat gezeigt, wie inkommensurable Lexiken eine Debatte über einen Gegenstand ermöglichen, obwohl die zugrundeliegenden Terme augenscheinlich nicht bruchlos ineinander überführbar sind. Doch der damit etablierte Blick auf die Debatten hat eine noch bedeutendere Einsicht zu Tage gebracht. Die diskutierten Texte, die in Buchform erschienen sind, sind selbst alles andere als „rein" und in sich konsistent, gehorchen keineswegs einer stringenten diskursiven Ordnung, sondern sind im Gegenteil von zwei bedeutungsstiftende Ordnungen eigentlich durchzogen, die auf spiegelbildliche Weise miteinander verknüpft sind. Indem die Inkommensurabilitäten, die sich innerhalb der beiden Diskurse selbst zeigen, sich eigentlich überlagern, ergibt sich eine eigentümliche Verquickung der beiden Positionen, die ihre „Trennung" eher aufgrund hier nicht interessierender politischer Intentionen erfahren als aufgrund einer streng geschiedenen Argumentation.

Eine schulmeisterliche Lektüre wird hier das Denken einstellen und mit der Belehrung über stringentes Argumentieren beginnen. An dieser Stelle wird indes gerade diese bemerkenswerte Tatsache als Anlass für weitere Fragen an das Phänomen der Meinungsforschung genommen. Denn die identifizierten Strukturen sind mutmaßlich entlang Greimas' Argumentation nicht bloß Eigenschaft der diskutierten Texte, sondern vermögen, wenn sie in der Tat *structures profondes* eines (entstehenden) Diskurses darstellen, eine Vielzahl weitere Texte zu generieren. Zunächst aber stellt sich die Frage, ob es sich bei der beobachteten Verquickung nicht um Bestimmungsprobleme eines noch nicht präzisen Diskurses handelt, der auf politischer Ebene geführt, später von den Fachgrößen geläutert und schlussendlich in reine wissenschaftliche Argumentation übergeführt wird. Mit anderen Worten: entsteht nunmehr ein diskursiver Läuterungsprozess hin zu stringenteren „Diskursen", die

später die unterschiedlichen Elemente zu trennen und aus der eigenen Argumentation auszusondern vermögen? Oder aber haben sich die unterschiedlichen Strukturierungsprinzipien zweier Diskurse etabliert, die gleichsam den Rahmen von Gallups und Rogers Argumentation unterlaufen und sich – jenseits konkreter Bewertungen – in beiden „Büchern" manifestieren? Für die letztere These spricht, dass diese Inkommensurabilitäten auch in der weiteren sozialwissenschaftlichen Diskussion nicht verschwinden, sondern im Gegenteil, parallel zur Ausbreitung der Meinungsforschung, sich noch festigen werden, wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden soll.

6. Ein Aufstand der Zahlen

6.1. Der „Siegeszug einer Industrie"?

Die Ausbreitung der Meinungsforschungsindustrie, sollen quantitative und ökonomische Indikatoren als Indiz gelten, schreitet ungehindert fort – ungeachtet der Frage, ob sich die diskutierte Debatte als Begleiterscheinung einer sich etablierenden Wissenschaft begreifen lässt oder aber hier eine Problematik zu Tage tritt, die sich weigert, „gelöst" oder beantwortet zu werden. Dies beeindruckt, wenig erstaunlich, die Geschichtsschreibung der Disziplin, so dass auch der Schluss nahe liegt, das Lexikon der Meinungsforschung, das wie gesehen einen besonderen Begriff der „öffentlichen Meinung" etabliert, habe sich letztlich in der Öffentlichkeit selbst durchzusetzen vermocht. Als Beispiel, hierin durchaus eine breitere Einschätzung verkörpernd,[595] sei hier die Untersuchung von Loïc Blondiaux genannt, der in seiner detailreichen, vergleichenden Geschichte der Meinungsforschung in den USA und Frankreich zum Schluss kommt, dass es der Meinungsforschungsindustrie letztlich gelungen sei, den Begriff der „öffentlichen Meinung" nach einer Reihe spektakulärer Auseinandersetzungen eigentlich für sich zu pachten:

> „Au sortir de cette histoire [les sondeurs, F.K.] auront réussi à *mesurer* l'opinion publique, c'est–à-dire à l'emprisonner dans leurs tableaux des chiffres. Pour reprendre la métaphore de la carte et du territoire, les sondeurs vont, à l'instar du cosmographe, se révéler capables tout à la fois d'embrasser l'opinion d'un seul regard et d'en relever le plus infime détail, d'en produire les coordonnées et de localiser les voies susceptibles d'y parvenir. En faisant admettre la validité de leurs chiffres par des groupes sociaux de plus en plus nombreux, ils seront parvenus à plier la réalité, à la faire entrer dans leur laboratoire, mais également à ériger ce dernier en point de passage obligé pour quiconque désormais

[595] Blondiaux (1998) folgt hierin in einem gewissen Sinne einer allgemeinen (allerdings noch kritisch gemeinten) Einschätzung in der französischen sozialwissenschaftlichen Diskussion. Vgl. Bourdieu, 1996, S. 93; Champagne, 1991.

> souhaite faire parler l'opinion, parler en son nom ou simplement parler d'elle."[596]

Dieses Zitat lässt in der Tat vermuten, Gallups Utopie der Meinungsforschung habe sich verwirklichen lassen: Jederzeit verfügbar, vermöchten die Zahlenreihen der Meinungsforschung andere Ansprüche, die „öffentliche Meinung" zu repräsentieren, aus dem politischen Spiel zu werfen, indem in aller Eile alternative und exakte Messungen bereit lägen, mit einer Geschwindigkeit, welche die erforderliche Schnelligkeit der Politik auch erfordere. Allerdings schweigt sich Blondiaux geflissentlich aus, was nun gemessen werde. Dieser Siegeszug, wenn es einer wäre, müsste auch eine Vorstellung davon geben können, was denn so erfolgreich eingesperrt und durch die Ziffernreihen gebändigt würde. Doch diese Frage beantwortet Blondiaux nicht, im Gegenteil, die „öffentliche Meinung" erscheint umgehend wieder als eine „Konstruktion" unter mehreren möglichen, welche die Meinungsforschung, weshalb auch immer, erfolgreich durchzusetzen vermochte.[597] Hier hilft auch wenig, dass Blondiaux diesen „Sieg" einer Industrie,[598] dieses „Quasi-Monopol" über die „öffentliche Meinung",[599] von dem amerikanischen Politikwissenschaftler Paul Cantrell bestätigen lässt, der glaubt, dass die Meinungsforschungsindustrie es in der Tat geschafft habe, wie Gallup sich erhoffte, die „öffentliche Meinung" von einer ambigen Eigenheit zu einer messbaren Größe zu transformieren.[600] Wenn „etwas" transformiert wird, dann stellt sich notwendigerweise die Frage, was denn dieses „etwas" ist, das beim Transformationsprozess konstant bleibt, so dass vor *und* nach dem Siegeszug der Meinungsforschung noch von „öffentlicher Meinung" überhaupt gesprochen werden kann. Einerseits wird dieser Transformationsvorgang als Realisierungs- und Objektivierungsprozess („dispositif d'objectivation") gefasst, andererseits aber auch als eine Art Hervorbringungsprozess: „Les sondages réalisent l'opinion publique au sens où 'réaliser' signifie faire exister à titre de realité concrète ce qui n'existait que dans l'esprit ou à faire correspondre une chose à une idée, à un mot".[601] Gespannt möchte man nun erfahren, welcher Art diese „Idee" ist, welche die Meinungsforschungsindustrie gleichermaßen hervorzubringen wie zu objektivieren vermöchte und erfährt später Folgendes: „L'opinion publique reste une *terra incognita*. Cet espace très fréquenté et stratégique se trouve être en même temps un lieu

596 Blondiaux, 1998, S. 155. Vgl. auch S. 572.
597 Blondiaux, 1998, S. 12.
598 Blondiaux, 1998, S. 249.
599 Blondiaux, 1998, S. 9.
600 Cantrell, 1992, S. 415f.
601 Blondiaux, 1998, S. 15.

un lieu vide.“[602] Also hat die Meinungsforschungsindustrie nichts anderes als einer „leeren Idee“ zum Ausdruck verholfen und dennoch so großen öffentlichen Erfolg erfahren können.

Immerhin will Blondiaux zeigen, dass die Meinungsforschung einer *zentralen* „leeren Idee“ zum Ausdruck verholfen habe. Dabei greift er begriffsgeschichtlich exakt auf jene imaginäre historische Linie zurück, die bereits Gallup in seiner Begründung der Meinungsforschung etabliert hatte: nämlich auf die demokratietheoretischen Betrachtungen James Bryce‘, welche ja nach doxa der Disziplin selbst die Innovation der Meinungsforschung vorbereitet hatten.[603] Als hätte sich Gallups Geist reinkarniert, hat Blondiaux *The Pulse of Democracy* sorgfältigst bis in die Gegenwart fortgeschrieben; lediglich die Beteuerung, dass es letztlich „Konstruktionen“ seien, auf welcher die Meinungsforschung beruhe, findet sich bei Gallup noch nicht – auch wenn nicht weiter ausgeführt ist, was denn nun konstruiert werde, was nun die Meinungsforschenden eigentlich in ihre Tabelle einsperrten und eifersüchtig gegen andere Benennungsversuche bewachten. In gleicher Weise hinterläßt diese Sichtweise eines radikalen Siegeszugs der Meinungsforschung letztlich Ratlosigkeit bezüglich der „radikalen Transformation“ von Strukturen und Praktiken des Politischen, die sich angeblich durch das Auftauchen der Meinungsforschung ereignet haben.[604] Denn wenn sich Blondiaux dagegen wehrt, sich darauf einzulassen, auf welche Weise eine bestimmte symbolische Ordnung mit der sozialen Welt an sich konfrontiert wird, welche Probleme und Konsequenzen eine solche Konfrontation, die nie eine Entsprechung erreichen kann, nach sich zieht, bleibt auch unklar, auf welche Weise sich zeigen ließe, dass vielleicht der ganze Innovationsprozess, den die Meinungsforschung eingeleitet hat, nämlich die Art und Weise die „öffentliche Meinung“ zu „denken“,[605] sich nicht in populär gewordenen semantischen Verschiebungen erschöpft.

Dass indes die Meinungsforschungsindustrie zu einem bedeutungsvollen Faktor des politischen Spiels geworden ist, gilt wohl als unbestritten. Nicht nur die aufgewendeten Ressourcen, die Gelder, die in die Maschinerie eingespeist werden, sprechen hierfür, auch die Einschätzungen von politischen Beobachtungen, die nicht selbst der disziplinären Matrix der Meinungsforschung angehören,[606] scheinen sich

602 Blondiaux, 1998, S. 120.
603 Blondiaux, 1998, S. 71ff.
604 Blondiaux, 1998, S. 581.
605 Blondiaux, 1998, S. 580.
606 Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Blondiaux ausgerechnet jenes vornehmliche Organ der disziplinären Matrix, die *Public Opinion Quarterly* zitieren muss, um den endgültigen Sieg der Meinungsforschungsindustrie zu feiern. Anlässlich ihres 50jährigen Bestehens nämlich erklärte ein Editorial der Zeit-

darin einig: „Public opinion polls have become ubiquitous in politics. No political campaign can be conducted without them. Polls provide information that did not previously exist",[607] schreibt Sidney Verba in einer „Presidential Address" der *American Political Science Association* und anerkennt damit gleichzeitig die unabweisbare Bedeutung, wie auch die Artifizialität der Ergebnisse, ohne allerdings den Term „public opinion" zu verwenden.[608] Im deutschen Sprachraum wieder beurteilt Neidhardt die Relevanz der Meinungsforschung ähnlich: „Den demoskopisch ermittelbaren *Bevölkerungsmeinungen"* sei „in zunehmenden Masse eine politische Bedeutung zugewachsen." Dies habe den Ergebnissen der Meinungsforschungsindustrie einen immerhin so großen politischen Einfluss zukommen lassen, „dass Bevölkerungsmeinungen zumindest in bestimmten Bereichen des Politikprozesses stärker wirksam werden als die massenmedial erfahrbaren öffentlichen Meinungsbildungen", was nicht zuletzt der „Umfrageforschung" geradezu „einen branchenhaften Auftrieb gegeben" habe.[609]

Ist damit aber der Meinungsforschung notwendigerweise auch ein Monopol zugesprochen, die „öffentliche Meinung" in der Öffentlichkeit zu artikulieren? Neidhardt wiederum, gerade auch angesichts der Tatsache, welche Bedeutungen der Meinungsforschung zukommt, bestimmt in seinen Ausführungen diese „öffentliche Meinung" gerade *nicht* als „demoskopisch erhobenes, statistisches Aggregat von Bevölkerungseinstellungen":[610] „Es geht nicht um Einstellungen, die jemand im Kopf hat, sondern um Meinungen, die in öffentlichen Kommunikationsprozessen derart geäußert werden, dass sie von einem mehr oder weniger großen Publikum wahrgenommen werden können."[611] Diese Ausführungen widersprechen indes keineswegs Gallups Vorstellung der Meinungsforschung. Er hatte die Ergebnisse der Polls, hierin ganz Bryce' Vorstellungen folgend,[612] immer in eine Dialektik der Öffentlichkeit eingespannt gesehen: jede Artikulation der „öffentlichen Meinung" ist selbst Bestandteil derselben, zusammen, mit Medien, Artikulationen der politischen Eliten und Ergebnissen der Meinungsforschung bilden sie erst jenes Ganze, von dem Gallup sagen konnte: „This time the whole nation is within the door."[613] In dieser Hinsicht entspricht Blondiaux Feststellung, die „Meinungsforschung" beanspruche das Quasi-

schrift (Singer, 1987, S. 1f.), die substantielle Kritik an der Meinungsforschung für tot (allerdings um dies anschließend wieder zu relativieren).

607 Verba, 1996, S. 3.
608 Verba, 1996, S. 4.
609 Neidhardt, 1994, S. 34.
610 Neidhardt, 1994, S. 26.
611 Neidhardt, 1996, S. 26.
612 Bryce, 1919, Bd. II, S. 275.
613 Gallup, 1939, S. 15.

Monopol für die „öffentliche Meinung“ weder Gallups Intention, noch einer Einschätzung, wie sie beispielsweise Neidhardt oder Verba äußern.[614] Denn nicht nur sind die Tabellen der Meinungsforschung selbst Bestandteil dessen, was „The Pulse of Democracy“ als „öffentliche Meinung“ auffaßt, sondern gerade die Validität der Ziffern, die Ungewissheit oder der Un-Sinn dessen, was sie messen, steht immer wieder erneut zur heftigen Debatte, in der Öffentlichkeit wie in der Wissenschaft; die Auseinandersetzungen um die Bedeutung der Ziffern ist selbst Bestandteil eines öffentlichen Diskurses, oder vielleicht dessen, was Gallup „öffentliche Meinung“ genannt hatte.[615] So sind auch die von Rogers bezeichneten Anomalien keineswegs verschwunden, wofür eine Sichtweise blind sein muss, die sowohl von der „öffentlichen Meinung“ wie auch von den Tabellen der Meinungsforschungsindustrie als bloße willfährige Konstruktionen ausgeht. Gerade aber die Anomalien bieten einer aufmerksamen Öffentlichkeit immer wieder Anlass, das Instrumentarium als solches zu bezweifeln. Von daher muss, wie gezeigt werden soll, nicht nur von einem „Siegeszug“ einer Industrie gesprochen, sondern auch gleichzeitig von einer Persistenz der Negierung der Meinungsforschung wie auch von einer Persistenz der Anomalien ausgegangen werden.

Skepsis gegenüber den Ergebnissen der Meinungsforschung darf denn beinahe als Ritual angesehen werden, das unweigerlich vollzogen wird, sobald sich nur die kleinsten Anomalien melden.[616] Im Bewusstsein der medialen Öffentlichkeit scheint ein gewisses latentes Misstrauen gegenüber der Meinungsforschung sich auch ohne Fehlprognosen hartnäckig zu halten. In einer breit angelegten Untersuchung zur Bewertung von Meinungsumfragen in vier großen deutschen Zeitungen zeigt Brettschneider, dass von jenen Artikeln, die das Instrumentarium selbst bewerteten, lediglich sieben Prozent die Meinungsumfragen positiv ein-

614 Darüber hinaus ist mehr als fraglich, ob die Kritik, wie Blondiaux schreibt, nicht selbst immer in eine „Falle“ tappe: „La critique est un piège“ (1998, S. 570f.), weil sie, sobald sie die „öffentliche Meinung“ der Meinungsforschung kritisiere, gezwungen sei, einen alternativen Begriff mit mehr Plausibilität zu kreieren: „Il faut pouvoir affirmer que l’opinion publique ‘réelle’“, so schreibt Blondiaux (1998, S. 571) über den Zwang der Kritik, „est autre chose que ce que chiffrent les sondages ou encore que cette notion n’a aucun sens, ce qui, de toute évidence, heurte le sens commun et le sens pratique des acteurs.“ Diese Auffassung geht letztlich davon aus, dass, wie zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, die „öffentliche Meinung“ als solche zur Debatte stehe und nicht die Validität der Ziffern, unabhängig davon, ob sie so ein umfassendes theoretisches Konstrukt wie die „öffentliche Meinung“ nun messen oder nicht.

615 Dies zeigt sich ironischerweise gerade darin, dass die erwähnten Eurobarometer-Untersuchungen hin und wieder selbst die Frage nach der Kenntnis und der Einschätzung der Eurobarometer stellen (vgl. Reif, Inglehart, 1991), als handle es sich dabei um den Gegenstand einer „öffentlichen Meinung“.

616 Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 23.

schätzten, während ganze 42 Prozent der Artikel sich negativ über die Meinungsforschung äußerten.[617] Dies obwohl, so Brettschneider, die Meinungsforschung in den Medien immer breiteren Raum einnimmt. Doch nicht nur die Medienberichterstatter geben sich vornehmlich skeptisch und negativ gegenüber der Meinungsforschung, sondern auch die Angehörigen der politischen Elite selbst: „Alles in allem", so Brettschneider über die entsprechende Studie „sind die Aussagen der Politiker deutlich demoskopie-kritisch bzw. feindlich", wobei die „Furcht vor Manipulation" am schwersten wiege.[618] Dieses generelle Misstrauen ist indes nicht auf den deutschen Sprachraum beschränkt. In einer ähnlichen Studie zur Kredibilität der Polls in der amerikanischen Öffentlichkeit erkennen Paletz und Mitarbeiter Ähnliches: „We conclude, then, that the (…) public opinion polls presently purveyed by the media are inappropriate guides for public policy."[619]

Zwar könnte durchaus vermutet werden, dass aufgrund dieser drastisch negativen Einschätzung des Instrumentariums durch Medien, obwohl dieses gleichzeitig immer häufiger Verwendung findet, auch verborgene Konkurrenzverhältnisse spielen – eine Evidenz, die allerdings wiederum die Monopolsituation hinterfragen müsste. Doch auch kritische Beobachter jenseits des unmittelbaren politisch-medialen Zusammenhangs äußern sich, soweit absehbar, nach wie vor kaum begeistert von der Meinungsforschungsindustrie. Zwei exemplarische Positionen sollen die obige Studie unterstreichen: Umberto Eco beispielsweise schreibt in einem Artikel über die „Umfrage" unverblümt, „dass Umfragen mittlerweile zu etwas geworden sind, das man kaum noch ernst nehmen muss."[620] Was den Semiotiker entsetzt, ist, dass er feststellen muss, dass auch in Italien der „Gesamtaufwand für politisch-elektorale und sonstige Meinungsumfragen in den letzten Jahren von 2,54 auf 6,6 Milliarden Lire" angewachsen sei. „Skrupellos eingesetzt", so Eco, würden nämlich Umfragen zu „simplen propagandistischen Waffen, deren wissenschaftlicher Wert nicht viel höher sei als die Behauptung, dass neun von zehn Stars die und die Seife vorzögen." Eco beklagt vornehmlich, dass die Methoden der Meinungsforschung im Diffusen verbleiben: „Auch wer sich in diesen Dingen nicht auskennt", so lautet die Folgerung, „wird begreifen, dass eine Umfrage, die ihre eigenen Methoden nicht öffentlich macht, keinerlei Wert hat oder nur so viel wie eine er-

617 Brettschneider, 1996, S. 483. Der Untersuchungszeitraum umfaßt die Jahre 1980 bis 1994.
618 Brettschneider, 1996, S. 483.
619 Paletz (et al.), 1980, S. 511. Die Untersuchung erhielt in ihren Ergebnissen zeitgleich eine Unterstützung von einem in der Times (28. April, 1980) erschienen Artikel von Daniel Yankelovich: „How not to read the polls".
620 Eco, 1996.

fundene Umfrage (…). Entweder glaubt man ihr alles aufs Wort, oder man glaubt ihr gar nichts." Nicht ganz so pointiert, doch ähnlich skeptisch gegenüber dem Instrumentarium meldet sich Kurt Sontheimer in einem Feuilleton-Beitrag in der *ZEIT* anlässlich des 50jährigen Bestehens des Allensbacher Institutes, zu dessen Anlass sich Noelle-Neumann selbst „wieder einmal heftig kritisiert" sah:[621] So sehr die „Demoskopie" zu einem „unentbehrlichen Hilfsmittel" für politische Parteien geworden sei, so sehr sie ein „*korrigierendes* Element" der von „Presse und Fernsehen verbreiteten öffentlichen Meinung" darstelle, letztlich ließe sich „darauf nicht sicher bauen"[622] – zu groß seien, und hierbei bezieht er sich bezeichnenderweise auf einen in den 50er Jahren von Wilhelm Hennis verfassten, höchst kritischen Artikel gegenüber der Meinungsforschung,[623] die immanenten Probleme der Erhebung von „Meinungen".

Entsprechende Studien über die Akzeptanz der Meinungsforschung in anderen westlichen Ländern liefern, soweit absehbar, damit beinahe einhellig dieselben Ergebnisse: Die Kritik der Öffentlichkeit an der Meinungsforschung hält nicht nur in Deutschland an, wovon Noelle-Neumann eindrücklich berichtet,[624] sondern ist auch in Frankreich omnipräsent[625] und selbst in der Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten keineswegs verschwunden.[626] Beinahe ironisch erscheint, wenn die Zeitschrift *The Economist* schreibt, dass in den letzten Jahren seines Lebens George Gallup sich, müde von der Kritik einer skeptischen „Nation" gegenüber seinem Projekt, in die Schweiz zurückgezogen habe[627] – vielleicht, wie *The Economist* vermutete, weil die Schweiz aufgrund ihrer direktdemokratischen politischen Kultur, ein Land „virtually run by polls" darstelle. Was *The Economist* freilich nicht berücksichtigen konnte, ist, dass die Erforschung der Geschichte der Meinungsforschung in der

621 Weissenberg, 1997, S. 86.
622 Sontheimer, 1997; Hervorhebung von mir.
623 Hennis, 1957. Ähnlich wie Rogers (1949) kritisiert ein paar Jahre später Hennis die Meinungsforschung. Die Meinungsforschung sei sich gar nicht gewiss, was sie überhaupt messe. Individuelle Äußerungen, erfasst durch Interviews, hätten nicht notwendigerweise den Status einer politischen Meinung, im Sinne auch der Übernahme einer politischen Verantwortung für das Gesagte (S. 32). Die Meinungsforschung sieht Hennis als Ausdruck einer „anonymisierten Massengesellschaft", in der die Beziehung zwischen Klassenlagen und politischem Bewusstsein zerfallen sei und ein Erkenntnisdefizit für die politische Elite geschaffen habe. Mit anderen Worten: „je unartikulierter die Meinungen, um so klarer der Nutzung für die Meinungsforschung" (S. 11). Insofern gebe auch die Meinungsforschung keinerlei „öffentlichen Meinung" die Stimme, Meinungsforschung brächte letztlich „vages Meinen und Raunen" den Ausdruck.
624 Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 22, S. 41.
625 *Le débat*, 1997.
626 Vgl. zusammenfassend Crespi, 1989, S. 2f.
627 *The Economist*, 27. September, 1997.

Schweiz ergeben hat, dass die Meinungsforschung in der Schweiz alles andere als willkommen war.[628]

6.2. Die Persistenz der Kritik im wissenschaftlichen Feld

Eingehender als anhand des Misstrauens in der Öffentlichkeit, das notwendigerweise von unterschiedlichen Diskursen überlagert ist, lässt sich die Persistenz der Kritik und der darin auftauchenden Inkommensurabilitäten im wissenschaftlichen Feld selbst untersuchen, in dem die Kritik an der Meinungsforschung bislang ebenfalls keineswegs verstummt ist.[629] Nachhaltig in das Gedächtnis der disziplinären Matrix eingeschrieben hat sich hier Herbert Blumers 1948 gehaltene und später in der *American Sociological Review* erschienene Rede über „Public Opinion and public opinion polling",[630] eine Rede, die sich durchaus im Gefolge einer Auseinandersetzung der „Chicagoer Schule" und der quantifizierenden Richtung der amerikanischen Sozialforschung sehen lässt, die in den dreißiger Jahre stattgefunden hat,[631] und wohl deshalb eine Reihe von Entgegnungen evoziert hatte.[632]

Blumer eröffnet seine Rede sogleich damit, dass er die Art, wie die Meinungsforschung die „öffentliche Meinung" wissenschaftlich messen will, grundsätzlich ablehnt. Was er bei einer Prüfung der Wissenschaftlichkeit scharf kritisieren müsse, sei die Unmöglichkeit der Meinungsforschung, sich einen Begriff der „öffentlichen Meinung" zu verschaffen, „the inability of public opinion polling to isolate 'public opinion' as an abstract or generic concept which could thereby become the focal point for the formation of a system of propositions".[633] Blumer argumentiert hier zunächst begriffslogisch: um eine Klasse empirischer Gegenstände zu untersuchen und um über diese Klasse generalisierende Aussagen formulieren zu können, ist zuallererst die Entscheidbarkeit vonnöten, welche empirische Gegenstände unter die Klasse fallen und welche nicht, um sie überhaupt sinnvoll identifizieren zu können. Blumer un-

628 Vgl. Stettler, 1997. Brettschneider (1996, S. 492) führt in seiner Untersuchung der Einschätzung der Meinungsforschung in den Medien, die negative Bewertung der Umfragen vor allem auf die Tatsache zurück, dass das methodische Wissen in der Öffentlichkeit zu gering und das Wissen um die Technologie zu wenig diffundiert sei.

629 Crespi, 1989, S. 2.

630 Blumer, 1948. Zur Bedeutung dieses Aufsatzes vgl. Crespi, 1989, S. 3; Singer, 1987; Converse, 1987; Blondiaux, 1998, S. 207ff.

631 Blondiaux, 1998, S. 207, Fußnote 49.

632 Newcomb, 1948, Woodward, 1948 und Blumer 1948b.

633 Blumer, 1948, S. 542.

terstellt nun der Meinungsforschung, dass sie nicht fähig sei, diese Distinktion vornehmen zu können, wenn sie die Antworten der Befragten bearbeite. Mehr noch: das Bemühen um eine solche Identifikation scheint ihm merkwürdig gering: „there is no effort, seemingly, to try to identify or to isolate public opinion as an object: we are not given any criteria which characterize or distinguish public opinion."[634] Blumer erklärt sich dieses geringe Interesse an der Isolierung eines Untersuchungsgegenstandes dahingehend, dass die Forschenden von ihrer neuen Technologie geblendet seien und sich lediglich auf das faszinierende Wirken des Instrumentariums selbst konzentrierten. Die Konsequenz davon sei „…that current public opinion polling has not succeeded in isolating public opinion as a generic object of study."[635] Die offenbar sich bereits durchsetzende Auffassung, dass die Meinungsforschung ihr Objekt gleichsam selbst erschaffe, „that public opinion consists of what public opinion polls poll",[636] verwirft Blumer vehement. An dieser „narrow operationalist position" stört Blumer nicht so sehr der Wille, einen Begriff operational festzulegen, sondern dass der Begriff eigentlich ein bestehendes Verständnis okkupiere: „What is logically unpardonable on the part of those who take the narrow operationalist position is for them to hold either wittingly or unwittingly that their investigations are a study of public opinion as this term is conceived in our ordinary discourse."[637]

Aus der Perspektive Kuhns und Bachelards bedeutet dies nichts anderes, als dass sich Blumer – notabene ebenso wie Rogers – weigert, der Umschreibung der politischen Begrifflichkeit, beinahe notwendiger Bestandteil der Genese einer „reifen Wissenschaft", zu folgen. Die „Fallen der Sprache" werden als solche artikuliert und als Kritik gegen die disziplinäre Matrix selbst gewendet. In den weiteren Ausführungen trifft dieser Vorwurf aber nun nicht nur die Meinungsforschung im Sinne Gallups – dies wiederum der nachhaltige Unterschied zu Rogers – sondern auch den Versuch der strengen „Verwissenschaftlichung" des Begriffs, die noch Allport anstrebte, um sich vom Tand unwissenschaftlicher Diskurse zu befreien.[638] Die Problematik der Intertextualität findet hier einen Anwalt. Doch um seiner Kritik Geltung zu verleihen, muss Blumer nachweisen können, weshalb die „Begriffslosigkeit" der Meinungsforschung sich letztlich für die Sozialforschung als verheerend erweist.

634 Blumer, 1948, S. 542.
635 Blumer, 1948, S. 542.
636 Blumer, 1948, S. 543.
637 Blumer, 1948, S. 543.
638 Allport, 1937, S. 7.

Blumer muss, und hier wiederholt sich der Mechanismus von Rogers Kritik, eine andere Konzeption der „öffentlichen Meinung" artikulieren, die selbst durch das Instrumentarium nicht begreifbar ist, um seine Kritik bestätigen zu können; er artikuliert also notwendigerweise inkommensurable Terme. Doch aufgrund eines konsistenten soziologischen und methodischen Standpunkts formuliert, vermag er dadurch zugleich auch die Idee der statistischen Repräsentativität zu dekonstruieren. Nach Blumers Auffassung kann der Term „öffentliche Meinung" nur als „Funktion" einer selbst ständig prozesshaft „funktionierenden" Gesellschaft betrachtet werden („…having its setting in a society as being a function of that society in operation").[639] Der empirische Gehalt des Begriffs ergibt sich also immer als funktionaler Bestandteil einer sich gestaltenden Gesellschaft („society in process") und kann folglich nicht von deren funktionalen Gliederung selbst herausgelöst und isoliert als Objekt betrachtet und gemessen werden. Die hochgradige Differenzierung von Blumers Gesellschaft ergibt sich dabei über die ungleiche Macht- und Prestigeverteilung, die sich wiederum in stark unterschiedlichen Handlungsschancen verschiedener Gruppen äußert. Und diese Gruppen, so die struktur-funktionale Perspektive,[640] hätten notwendigerweise auch ihre eigenen Organisations- und Kommunikationsformen und Artikulationskanäle – „since in every society to some degree (…) there are individuals, committees, boards, legislators, administrators, and executives who have to make the decisions affecting the outcome of the actions of functional groups"[641] – und es seien gerade diese unterschiedlichen Kommunikationsformen und Instanzen, die in einer funktionierenden Gesellschaft miteinander agierten und letztlich die „öffentliche Meinung" generierten, und nicht der bloße Interaktionsprozesses einer Anzahl gleichgestellter, monadischer *Individuen* untereinander.[642] Selbst wenn Individuen untereinander kommunizieren, insbesondere über gesellschaftliche Belange, so sprechen sie immer auch als Vertreter einer Gruppe („representatives of groups"), oder mit Blumers Worten: „I would repeat that in any realistic sense the diversified interaction which

639 Blumer, 1948, S. 543.
640 Blumer, 1948, S. 544.
641 Blumer, 1948, S. 544.
642 Desgleichen die Kritik von Elias und Scotson (1990, S. 67), welche die "stillschweigenden Annahmen, die statistischen Untersuchungen über Einstellungen und Meinungen häufig zugrunde liegen", radikal kritisieren: indem nämlich der "Begriff der Gesellschaft als einer strukturlosen Menschenmasse, einer 'statistischen Population'" beschränkt bleibt, wird die "Aufmerksamkeit von spezifischen sozialen Strukturen, von den Figurationen, die Menschen miteinander bilden" abgewendet.

gives rise to public opinion is in large measure between functional groups and not merely between disparate individuals."[643]

Bei der Bildung einer „öffentliche Meinung" erlangen notwendigerweise die Differenzen von Prestige und Macht der sich am Diskurs beteiligten Gruppen massgebliche Bedeutung, die sich aufgrund der je eigenen Kommunikationsstruktur und -möglichkeiten auf verschiedene Weise und mit unterschiedlicher Nachhaltigkeit äußern und die individuellen Perspektiven durchdringen, so dass sich die artikulierten Meinungen nicht mehr als spezifische Äußerungsformen isolierten Individuen auffassen lassen: „...the individual takes into account different views only to the extent to which such views count. And views count pretty much on the basis of how the individual judges the 'backing' of the views and the implication of the backing."[644] Folgerichtig kritisiert denn Blumer vornehmlich die Vorstellung der Repräsentation der Gesellschaft, welche die Polls über ihr Sampling-Verfahren generieren. Die repräsentative Stichprobe führe letztlich zu einem sinnlosen Aggregat von scheinbar Identischem: „[the sampling procedure] forces a treatment of society as if society were only an aggregation of disparate individuals. Public opinion, in turn, is regarded as being a quantitative distribution of individual opinions."[645] Zwar orientiere sich dieses Bild am Modell der Wahlen, aber Blumer weigert sich, die Wahlen selbst als unmittelbaren Ausdruck der „öffentlichen Meinung" zu betrachten, die im Gegenteil sich stets als nicht individualisierbarer Bestandteil einer hochdifferenzierten Gesellschaft „in operation" produzierte. Das Gesellschaftsbild, das in einer Stichprobe zum Ausdruck komme, und hierin kritisiert Blumer einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, sei normativ stark aufgeladen. Er artikuliert dabei denselben Vorbehalt wie Rogers: die Stichprobe verkörpere ein Wunschbild, wie die Gesellschaft sein *solle:* nämlich eine Gesellschaft gleicher Staatsbürger mit gleichem Recht und denselben Artikulationsmöglichkeiten. Die Verwendung einer Meinungsforschung beinhalte letztlich das Postulat, „… [what] public opinion *ought to be*", nämlich „an aggregation of the opinions of a cross section."[646]

Doch die Schaffung des Wissens über eine repräsentative Befragung, trotz aller unmittelbaren politischen Plausibilität, so Blumer, gründet letztlich in einem radikalen Nicht-Wissen: es bleibt unbekannt, inwiefern ein Befragter überhaupt etwas „Gesellschaftliches" zu repräsentieren hat und nicht bloß sich selbst; es bleibt unbekannt, ob die Antworten, die

643 Blumer, 1948, S. 545.
644 Blumer, 1948, S. 545.
645 Blumer, 1948, S. 546.
646 Blumer, 1948, S. 548.

der Befragte gibt, letztlich eine individuelle „Meinung“ oder diejenige einer Gruppe darstellt. Mehr noch: just der ganze Kontext der Produktion einer Meinung bleibt im Ungewissen ebenso wie die Frage, was sie letztlich repräsentiert.[647] Dennoch ist für Blumer nicht die „dubiose Annahme“, dass alle Antworten auf Meinungen beruhen, der entscheidende Kritikpunkt der Meinungsforschung.[648] Auch verwirft Blumer ebensowenig wie Rogers das Verfahren, der Stichprobenziehung als solches: es sei dann angemessen, wenn „mass actions“ von Individuen untersucht werden sollen, etwa Zeitungslektüre und Kinobesuche und der Gebrauch von Shampoos, ja mehr noch: auf die Verbreitung solcher massengesellschaftlicher Handlungen führt Blumer letztlich zurück, weshalb dem Verfahren des Samplings solche Beliebtheit zukommt.[649] Der entscheidende Punkt ist nach Blumer, dass die Meinungsforschung ein bestimmtes Gesellschaftsbild auf inadäquate Weise auf soziale Prozesse anwendet, die sie untersuchen will.

Die Meinungsforschung ist, so Blumers wissenssoziologisches Postulat, Ausdruck der Massengesellschaft. Doch zwischen der massengesellschaftlichen Basis und dem politischen System verläuft für Blumer ein radikaler Bruch, es sind zwei verschiedene Gesellschaften, die unterschiedliche Untersuchungen erfordern: „What I find questionable, and what this paper criticizes, is the use of such sampling with its implicit imaginary and logic in the study of a matter, which, like the process of public opinion, functions as a moving organization of interconnected parts.“[650] Blumer stellt dem Gesellschaftsbild des *Samplings* ein anderes „Sosein“ der Gesellschaft gegenüber – ein „Sosein“, von dem Blumer der Überzeugung ist, dass es, im Gegensatz zur Gesellschaft der Meinungsforschung, sehr „realistisch“ sei.[651] Für Blumer existieren durchaus hinreichend empirische Beobachtungen, um über „Natur“ und „Funktionieren“ der „öffentlichen Meinung“ Aussagen formulieren zu können,[652] nämlich als Bestandteil einer funktional hochgradig differenzierten, sich ständig produzierenden und reproduzierenden Gesellschaft.

Gegen die Ontologie der Stichprobe, jenes Urnenmodell, welches die soziale Natur als solche zur Erscheinung bringt, formuliert Blumer deshalb radikal eine andere Metapher gesellschaftlichen Seins, nämlich diejenige der Gesellschaft als *Organismus*. Die Vorstellung des Organismus verwehrt indes jegliche Möglichkeit des Samplings. Um die radikale Differenz seines Gesellschaftsbildes zur Philosophie der repräsentativen

647 Blumer, 1948, S. 546.
648 Blumer, 1948, S. 546.
649 Blumer, 1948, S. 549.
650 Blumer, 1948, S. 549.
651 Blumer, 1948, S. 543, S. 544 (gleich in zwei Formulierungen), S. 545.
652 Blumer, 1948, S. 543.

Stichprobe zu unterstreichen, greift Blumer jedoch nicht mehr auf eine Argumentation zurück, dies bestätigt die Emergenz von Inkommensurabilität, sondern er schildert den Bruch zwischen beiden Vorstellungen über eine Anekdote: „At various times I have asked different experts in sampling how one would sample an organic structure. With a single exception these individuals looked at me askance as if the question were idiotic."[653] Es fragt sich, ob es eine treffendere Umschreibung für das gibt, was Kuhn als Inkommensurabilität bezeichnet hat: bemerkenswerterweise haben in Blumers Anekdote Vertreter derselben Fachs zu kommunizieren versucht, eine Kommunikation, die offenbar durch eine schlichte Verwendung unterschiedlicher Metaphern der Gesellschaft zusammengebrochen ist (leider gibt Blumer keine Auskunft über den „Befragten", der geantwortet hat). Hierin zeigt Blumer jedoch mit aller Deutlichkeit, dass die dem Ziel nach möglichst rein wissenschaftliche Methode der Stichprobenziehung in der Tat nur aufgrund der Artikulation eines bestimmten „Gesellschaftsbildes" möglich ist; eines Gesellschaftsbildes, das die Gesellschaft und ihre Individuen einer mit Kugeln gefüllten Urne metaphorisch gleichsetzt.

Die zentrale Bedeutung von Metaphern im wissenschaftlichen Diskurs ist bezeichnenderweise an jenen „Orten" gegeben, die nicht mehr durch die Begründung, Argumente, Begrifflichkeiten und symbolischen Terme des wissenschaftlichen Diskurses selbst bezeichnet werden können.[654] Das notwendigerweise immer sich meldende „Unbegriffliche"[655] der „Welt an sich" versucht die Metapher, die als sprachliche Figur eine imaginäre Ähnlichkeit mit dem „Nicht-Erfassten" suggerieren soll, gleichsam zu überbrücken.[656] Indes ist die Verwendung von Metaphern auch gerade jenes semantische „Einfallstor", in dem sich wissenschaftliche Inkommensurabilitäten am hartnäckigsten melden.[657] Und genau dies ist der Fall, wenn Blumer die Relativität der Metapher des Urnenmodells mittels einer anderen Metapher kennzeichnet, für die er, eine nicht entscheidbare Frage,[658] letztlich mehr „Wahrheit" beansprucht.

---

653 Blumer, 1948, S. 549.

654 Vgl. Boyd 1979; Kuhn (1979).

655 Die „Vorstellung" des „Unbegriffs" ist Lacan (1978, S. 49) entlehnt, der (so in deutscher Sprache verwendet) in diesem Zusammenhang den Begriff für das Unbegriffliche der Person, nämlich ihr Unbewusstes verwendet. Man müsste vielleicht in diesem Zusammenhang untersuchen, inwiefern der Begriff der „Anomalie" in der Kuhnschen Wissenschaftstheorie ähnlich funktioniert wie bestimmte „pathologische" Mechanismen der Psyche, die Lacan untersucht.

656 Vgl. Boyd, 1979. Boyd allerdings konzipiert den Metapherngebrauch in der Wissenschaft, ganz nach Popper, gleichsam als Innovation, aufgrund derer letztlich der wissenschaftliche Diskurs sich „verbessern" und präzisieren kann. Zu einer Kritik Boyds Aufsatz: vgl. Kuhn, 1979.

657 Kuhn, 1979, S. 418.

658 Kuhn, 1979, S. 418.

Die Artikulation einer Gegenwelt gibt nun Blumer die Möglichkeit, auch die Untersuchungseinheiten der Meinungsforschung zu dekonstruieren, die bereits Rogers als Konstruktion entlarvt hat und über das problematische Kongruentsetzen eines Feldes von differenten sprachlichen Äußerungen, sogenannten Meinungen, mit einem Feld differenter Individuen funktioniert. Das Subjekt der Aussage, das in der Meinungsforschung Geltung hat, wird – dies im Gegensatz zu Rogers, der dieser Konstruktion wenn auch kritisierend noch folgte – eigentlich „umgebaut". Es ist nicht notwendigerweise so, dass Individuen selbst sprechen, sondern Individuen können auch als Vertreter anderer sozialen Entitäten, bewusst oder nicht, das Wort ergreifen. Indes ist die Dekonstruktion auf halbem Wege stehen geblieben, weil sie eine andere Konstruktion der Gesellschaft entgegensetzt, innerhalb der das Individuum als Subjekt der Meinens nur beschränkte Gültigkeit hat. Es sind zwar nach Blumer nicht notwendigerweise Individuen, die sprechen, kompetent oder nicht, sondern „es" sprechen Instanzen einer funktional und entlang von Macht und Prestige und nach Gruppen, Rollen und Instanzen hochgradig ausdifferenzierte Gesellschaft – Instanzen, die nach unterschiedlichem Gewicht ihren Einfluss auf bestehende öffentliche Diskurse ausüben. Gleichsam durch die Individuen hindurch melden sich so die ausdifferenzierten sozialen Gruppen und die sie vertretenden Institutionen.

Die Vorstellung der Repräsentation einer Gesellschaft über die Repräsentation der Individuen ist nur insofern eine falsche, weil eine andere Vorstellung der Repräsentation ihr gegenübergestellt ist. Diese Artikulation einer metaphorischen Gegenwelt, aus dem sich schlussendlich die Argumente gegen die Meinungsforschung ableiten, ist notwendigerweise wieder selbst der Argumentation verschlossen. Nach der hier eröffneten Perspektive ist dies beinahe zwingend so: die alternative Konzeption, welche die Meinungsforschung als „falsch" bezeichnet, muss ebenfalls seine eigenen Bedeutungshorizont der Welt entwickeln, und dieser kann nicht allein in Argumenten gründen, sondern auch auf einem Prozess der Bedeutungsbildung der in den Argumenten verwendeten Begriffe. Dies zeigt sich deutlich, wenn der Text auf seiner semiologischen Ebene betrachtet wird: die „öffentliche Meinung" hat zwar wiederum als Opposition ihre „falsche" Erfassung respektive Messung als „artifizielle öffentliche Meinung". Was indessen das Begreifen der „öffentliche Meinung" eigentlich impliziert, ist im Gegensatz zur Aggregation der Individuen die Vorstellung einer sich im Prozess befindlichen „organic structure", ständig Diskurse produzierend, die sich dagegen wehren, in einem „Sample" aufzugehen: „Such a loose system is too complicated,

too encumbered in detail and too fast moving to be described in any one of its given 'cycles' of operation adequately and faithfully".[659]

Die Entgegnung von Theodore Newcomb auf Blumers Referat bezieht sich exakt auf die Arbitrarität von Blumers Metaphorik und weniger auf seine argumentative Richtigkeit.[660] Das semantische Beziehungssystem, innerhalb dessen Blumers „öffentliche Meinung" seine Geltung erhält, wird als ein relatives bezeichnet: Blumer kenne offenbar die Bedeutung des Begriffs der „öffentlichen Meinung" innerhalb der Disziplin der Meinungsforschung sehr wohl, wende dagegen aber lediglich eine eigene, notwendigerweise ebenso partikulare Definition:[661] „Let me restate his very specific definition of what public opinion '*in realistic sense*' is", so kritisiert nunmehr Newcomb Blumers Definition, „this one is one of many possible 'identification as a class' of phenomena. There have been many other identifications of the class which goes by the same name in various times and in various places."[662] Als solche kritisiert er denn die Definition Blumers gar nicht als falsch („what disturbs me is not the nature of the concept of public opinion as outlined by Professor Blumer"),[663] marginalisiert sie aber als eine von vielen und notabene als eine, für die sich die Meinungsforschung nicht interessiere: „In fact, I see nothing in common between Professor Blumer's 'generic object' and that of any 'pollsters' whom I know, except, that the words 'public opinion' are involved"[664] – was sich wiederum als Hinweis auf eine durchaus wahrgenommene Inkommensurabilität deuten ließe. Das Konzept der „Public Opinion" zerfällt in diesem Disput also augenscheinlich zu einem semantischen Spuk, dessen Bedeutung beinahe nach Belieben wählbar sei („I too prefer my own formulations to those of others", so Newcomb[665]). Blumer habe nichts anderes getan, als sich gegen ein „Phantom" gewendet und keineswegs die „reale" Bedeutung des Begriffs der „öffentlichen Meinung" zu kritisieren vermocht.

Es ist wohl Newcombs Verdienst, dass er damit die implizite Bedeutungs*struktur* der beiden Theorien selbst zu benennen vermag und nicht auf dem Streit eines bloß isolierten Konzepts der „Public Opinion" beharrt. Dennoch verbleibt er im Spiel des „falschen" und „wahren". Dies hindert ihn eigentümlicherweise aber nicht daran, wiederum gegen

659 Blumer, 1948, S. 549.
660 Newcomb, 1948.
661 Vgl. zu derselben Kritik das zweite Koreferat von Julian Woodward (1948, S. 552). Anstatt die Forschungsprobleme zu referieren, habe sich Blumer zu anderem entschieden: „Instead what we have had is a forty minute argument in favor of a particular definition of the term public opinion."
662 Newcomb, 1948, S. 550.
663 Newcomb, 1948, S. 552.
664 Newcomb, 1948, S. 550.
665 Newcomb, 1948, S. 550.

die „Falschheit" Blumers Konzeption zu argumentieren und zwar einmal mehr auf der Basis einer letztlich inkommensurablen Ontologie. Als werden die Vorzeichen gewechselt, beharrt nun Newcomb wiederum auf der Möglichkeit einer realitätsgetreuen Beschreibung der Gesellschaft und ihrer Meinungsbilder über die Meinungsforschung: Jede Untersuchung, so Newcomb bedeute letztendlich das Verfahren der Stichprobenziehung in irgend einer Weise, reflektiert oder unreflektiert, in Anspruch zu nehmen, ein Versuch also, das Stichprobenziehen als fundamentales Verfahren des Erkennens darzulegen, wie dies Gallup schon tat, als ließe sich das Verfahren in einem Kinderreim ausdrücken:

> „Since you sample, I sample, Professor Blumer samples and we all sample, it behooves all of us to do three things: to know what universe our population represents with what degree of certainty; to make sure that our questions are relevant to that universe; and to get all the relevant information that we can."[666]

Diese Regeln der Weltbestimmung über die Praxis des Stichprobenziehens gelten ebenso universal wie Blumers kategorische Verneinung, dass eine organische Struktur, also die Gesellschaft, in einem Sample repräsentiert werden könne. Doch Newcomb weiß die Empirie auf seiner Seite. Für Newcomb ist sie der Begriffsbildung, ungeachtet des Disputs um den Term „öffentliche Meinung", schlicht vorgelagert: der Genetiker entwerfe die Doppelhelix zunächst nicht auf dem Papier sondern gelange zu seinem Begriff erst über die empirische Praxis. Hierin widerspricht Newcomb wiederum radikal der Vorstellung Blumers, dass ein Begriff zunächst als ein abstraktes Konzept fixiert sein müsse, von dem eine Vorstellung bestehe, was unter seine Kategorie falle oder nicht: „*One kind of concept*", schreibt Newcomb in kursiven Lettern, *„can be distinguished from the other only by empirical research.*"[667] Aufgrund dieser Sichtweise erscheint nun Blumers Konzeption der „öffentlichen Meinung" schlichtweg als absurd („reductio ad absurdum"), mehr noch als einem „wissenschaftlichen Nihilismus" verfallen: „In the same breath he declares that 'pollsters' are using inadequate concepts, that 'there is no way in current public opinion polling' to answer the questions raised by his own concept, and that he is quite baffled by the problem of how it could be done at all."[668] Es ist die kontinuierliche Arbeit am Material, das letztlich, als verdanke es schlussendlich die fürsorgliche Zuwendung, den Begriff der Sache selbst enthüllt und nicht die zuvor vorgenommene Konzeption am Schreibtisch, die Blumer vornehmen will.

666 Newcomb, 1948, S. 550.
667 Newcomb, 1948, S. 551.
668 Newcomb, 1948, S. 552.

„Verblüffung", „Absurdität", „Idiotie", diese Bezeichnungen evozierten offenbaren die offensichtlich gewordenen Inkommensurabilitäten, und der Begriff der Inkommensurabilität wäre selbst nicht angebracht, wenn nun Blumers eigene Entgegnung auf Newcomb sich auf eine Argumentation einließe und nicht schlichtweg wieder seine Ontologie artikulierte. Die Ansicht, dass sich Begriffe beinahe beliebig bilden ließen, ganz wie es die Empirie erfordere, wird strengstens zurückgewiesen – also auch, dass Blumers Konzeption der „öffentlichen Meinung" in keinem notwendigen Bezug zur empirischen Arbeit der Pollsters stehe: dagegen wird der eigenen symbolischen Ordnung und Ontologie noch einmal Geltung verliehen, die den Versuch, organische Strukturen zu „sampeln", als absurd erscheinen lässt: „To my mind, however, the problem is precisely one of whether one proposes to study public opinion with a conception that is *true* to its empirical character or whether one proposes to study it with a conception which is patently *unrealistic*."[669] Die Ziffernreihen der Meinungsforschung verbleiben deshalb notwendigerweise stets „untenable fictional": „If it be granted that public opinion as it functions in society is organic, then public opinion polling as currently practised cannot yield a faithful or even meaningful account of public opinion."[670] Ein pejorativer Diskurs über das Metaphorische in der Gesellschaftswissenschaft, der je konträre Auffassung der Gesellschaft als Fiktionen enthüllt, eröffnet die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen um die Meinungsforschung.

6.3. Die Ausweglosigkeit der Debatten

Wenn nun Newcomb in aller Pragmatik schreibt, dass die Vermessung der „öffentlichen Meinung" trotz aller Negation durch andere Konzeptionen möglich sei – „…it could be done at all"[671] – dann erstaunt keineswegs, dass zum Anlass des 50jährigen Jubiläums der *Public Opinion Quarterly* ein Editorial festzustellen vermochte: „Blumer was wrong. However partial, misleading, or inconclusive the polls may be as indicators of public opinion, they are better than anything else we've got. With them (…) we can measure all the things Blumer thought we should".[672] Blumer, so muss aufgrund der obigen Ausführungen geschlossen werden, lag immer schon „falsch", er konnte gar nie recht haben, denn die Struktur der unterschiedlichen wissenschaftlichen Ordnungen ließ gar

669 Blumer, 1948, S. 554; Hervorhebung von mir.
670 Blumer, 1948, S. 554.
671 Newcomb, 1948, S. 551.
672 Singer, 1987, S 1.

nicht zu, dass aus der Sichtweise der disziplinären Matrix sich je die Frage gestellt hätte, ob Blumer hätte recht haben können. Doch ebenso wie in der Öffentlichkeit verschwinden auch im wissenschaftlichen Feld die Konflikte zwischen grundsätzlich unterschiedlichen Auffassungen keineswegs, ob die Meinungsforschung sinnvoll sei, und dies bezeichnenderweise unabhängig davon, ob der zentrale Topos nun „öffentliche Meinung", „Meinung", oder schlicht „Einstellung" (attitude) heißt. Die Debatten werden weder „gelöst" noch als „ungelöst" beigelegt, sondern tauchen mit unterschiedlicher Intensität immer wieder auf.[673]

Die damit verbundene These, dass die Meinungsforschung radikal den Kontext und die Interaktionen negiere, innerhalb derer erst die öffentliche Meinung entstehe,[674] findet ihre Fortsetzung in einer noch radikaleren Variante, die hinterfragt, ob das „Meinen" selbst, auf dem letztlich die Meinungsforschung beruht, hinreichend begriffen sei. Damit wird nunmehr vollends deutlich, dass die Inkommensurabilitäten nicht alleine vom Begriff der „öffentlichen Meinung" abhängen, sondern von den unterschiedlichen bedeutungsgenerierenden semantischen Feldern der entsprechenden Disziplinen selbst. Blumer hat seine Kritik an der Erforschung „öffentlicher Meinung" weitergeführt und auf diejenige einer eigentlichen „Variablensoziologie" ausgedehnt.[675] In einer späteren „Presidential Address" anlässlich des jährlichen Kongresses der *American Sociological Society* anerkennt Blumer zwar, dass sich Bereiche der sozialen Welt in der Tat in ein System von Variablen und Quantitäten fügen ließen,[676] doch gilt dies genau dann nicht, wenn der über Variablen erfasste Gegenstand mit einem interpretativen Prozess selbst in Verbindung stehe. Die Analyse mittels Variablen konstruierten die Illusion, dass damit ein sozial Gegebenes, ein „here and now" unmittelbar erfasst werde. Dies führt genau dann zu einer vollständigen Fehlinterpretation, wenn das „here and now" selbst erst durch Interpretationsvorgänge entsteht und auch über Interpretationsprozesse *a posteriori* eigentlich rekonstruiert wird: „In my judgement", so Blumer, „the crucial limit to the successful application of variable analysis to human group life is set by the process of interpretation of what goes on in human groups".[677] Und gerade bei Meinungen, insbesondere auch bei politischen "Attitüden", seien die Voraussetzungen eines „here and now" nicht gegeben: „In short, we do not have the picture to size up and

673 So überzeugt heute Blumers Modell des Organischen keineswegs als Alternative (vgl. Bühl, 2000, S. 231).
674 Blumer, 1948, S. 546 „In short, we know essentially nothing of the individual in the sample", so lässt sich Blumers Punkt pointiert zusammenfassen.
675 Blumer, 1956.
676 Blumer, 1956, S. 683.
677 Blumer, 1956, S. 685.

understand what their confirmed attachment to a political candidate means in terms of their experience and their social context."[678]

Auf diese Weise wird nicht nur die Aggregation von Meinungen hin zur „öffentlichen Meinung" negiert, sondern auch der Begriff des „Meinens" im Sinne der Umfrageforschung selbst. Dieser Weg der Kritik bleibt keineswegs auf Blumer beschränkt, sondern zieht sich im folgenden weiter bis hin zur Theorie der „doppelten Hermeneutik". Diese Form der Kritik ist mit dem Namen Aaron V. Cicourel untrennbar verbunden. Doch Cicourels Arbeit über „Methode und Messung in der Soziologie"[679] nimmt hierbei eine Position ein, die wiederum seitens der Theorie der Meinungsforschung schärfstens abgelehnt wird.[680] Die Kritik der doppelten Hermeneutik zielt ebenfalls auf die Infragestellung der statischen Abbildung des von Blumer so genannten „here and now", und sie glaubt letztlich, dass jenes Wissen, auf das die Meinungsforschung in der Interviewsituation zugreift, „bloßer Beobachtung unzugänglich" sei.[681] Immer seien die sprachlichen Zeichen, die das Interview erfasst, schon in prä-existierende Bedeutungssysteme eingelagert, die nicht negiert werden können. Anthony Giddens bestimmt diesen Umstand wie folgt:

> „The constitution of 'meaning' in social action is problematic in a double sense: on the one side from the perspective of the analyst, who shares in the meaning-structure of the social world at the same time as he seeks to detach himself from it, in order to observe it from the outside; and from the perspective of the social actors themselves, for whom meanings are not fixed and irreducible, but are continually in flux and in the process of being constructed and dissolved in an active fashion."[682]

Die doppelte Problematik des Bedeutens in einem sozialwissenschaftlichen Forschungsprozess ergibt sich also nicht nur über das Verständnis und den Bedeutungshorizont der untersuchten Personen, sondern auch der Untersuchenden selbst, die zugleich in einen Interaktionsprozess verstrickt sind wie auch diesen in wissenschaftlicher Hinsicht distanzierend beobachten sollen. Die Meinungsforschungsindustrie schere sich aber um diese Einsichten in die in der Interviewsituation wirksamen

678 Blumer, 1956, S. 685.
679 Cicourel, 1974 (die amerikanische Originalausgabe erschien 1964). Vgl. zur „Würdigung" Cicourels Arbeit: Jürgen Habermas, 1988, S. 162 und 184.
680 Marsh, 1982.
681 Habermas, 1988, S. 162.
682 Giddens, 1974, S. 8.

„doppelten Hermeneutik" wenig[683] – eine Kritik, die letztlich auf die Transformation von Sprache zu Ziffern in der Praxis der Befragung zielt, also auf jenes Umschreiben des Begriffs des „Talk", den Bryce noch gebrauchte, um die alltäglichen Meinungen durch besonders „talentierte" Beobachter zu eruieren. Die Transformation eines solches an sich offenen Erlauschens und Begreifens hin zu einem geregelten, in bestimmter Variationsbreite vorgebenen Tausches von Zeichen in einer Interviewsituation,[684] wird von der doppelten Hermeneutik radikal negiert. Im Gegenteil, das praktische „Einbezogensein" aller sprachlichen „Bedeutungen" in notwendig divergierende „praktische Tätigkeiten"[685] ist *konstitutiver Bestandteil* allen sprachlichen Sinns. Die Aggregation einfacher linguistischer Werte in der Meinungsforschung setzt aber notwendigerweise voraus, dass sie dieselbe Bedeutung besäßen, sowohl seitens des Befragten wie des Befragenden. Mit anderen Worten: die Befragung nach standardisierten Fragen wie die Codierung offener Fragen setzt unhinterfragt die „gleichen Bedeutungsstrukturen in verschiedenen Kontexten mit den gleichen interpretativen Regeln" voraus.[686] Hierin gründet die Umfrageforschung letztlich, so Cicourel, auf großem Vertrauen, dass dem so sei: der Interviewer auf seinen „Streifzügen" erkennt „die verschiedenen Bedeutungsstrukturen als selbstverständliche" an, betrachtet sie als „gegeben" für alle und meint sie damit, „instrumental als Hintergrundsmaterial" verwenden zu können.[687] Die Konsequenz daraus ist, dass die Gebäude der Meinungsforschungsindustrie eigentlich auf sandigem Grund gebaut sind: „Die aktuelle Analyse tabulierter Daten ist (…) abhängig vom impliziten theoretischen und substantiellen Wissen, gewonnen unter erheblich weniger strengen Umständen als *das* Wissen, das in den elegant präsentierten Tafeln evident ist."[688] Und dieses Wissen verbleibt alles andere als erkannt; „allen relevanten Fragen" ist damit im Gegenteil ausgewichen, jenen relevanten Fragen also, die sich auf die „Bedeutungen und Regeln" für die „Erzeu-

683 Später legt Giddens das Programm der „doppelten Hermeneutik", in Abgrenzung zu den Methoden der Naturwissenschaften, explizit wie folgt fest: „But sociology, unlike natural science, deals with a pre-interpreted world, where the creation and reproduction of meaning-frames is a very condition of that which it seeks to analyse, namely human social conduct: this is, to repeat, why there is a double hermeneutic in the social sciences that poses as a specific difficulty what Schütz, following Weber, calls the 'postulate of adequacy'" (1976, S. 158).

684 Die Tradition der Fragebeantwortung in der Interviewsituation, die Gallup mit dem Umschreiben des Begriffs „talks" eingeleitet hat, hat sich bis in den Sprachgebrauch der disziplinären Matrix erhalten (vgl. Sudman und Bradburn, 1983, S. 4).

685 Giddens, 1984, S. 191.

686 Cicourel, 1974, S. 154.

687 Cicourel, 1974, S. 155f.

688 Cicourel, 1974, S. 156.

gung und Interpretation" der sprachlichen Zeichen beziehen.[689] Die Konsequenz daraus ist, so Cicourel, letztlich eine „Verdunkelung" jenes Rests von Sinn, das noch als implizites Wissen in der Bearbeitung von Fragebögen enthalten war:

> „Willkürliche Kodifizierungsregeln und Skalierungseinrichtungen transformieren die Struktur sozialen Handelns in quantifizierbare Elemente, weil solche Verfahren willkürlich Common-sense-Wissen und modale Orte mit logischen oder statistischen Operationen vermischen. Einmal auferlegt, wirken solche Kodifizierungsregeln und Skalierungsvorrichtungen als ein Filter, der verdunkelt, wie das implizite Common-sense-Wissen des Forschers in den entscheidungsbildenden Prozess Eingang findet, der als 'wissenschaftliche Verfahrensregeln' identifiziert, während er gleichzeitig die Antworten des Handelnden transformiert".[690]

Die *Transformation* von Sprache zu Zahl, bei der jene Bedeutungsstrukturen der Sinnwelten in Vergessenheit geraten, in denen die sprachlichen Zeichen geäußert werden, die gar negiert werden *müssen* ob der Komplexität „menschlicher Kommunikation",[691] diese Transformation kommt damit einem eigentlichen Verschleiß von Wissen gleich, das sich als wertvoll erweisen könnte. Demgegenüber artikuliert Cicourel eine Auffassung der Sozialforschung, die dadurch *sinn*-voll wird, dass sie die sinngenerierenden Umstände selbst berücksichtigt. Es sei letztlich „das Problem der Soziologie", „irgendwie die Signifikanz kultureller Bedeutungen wie auch der Gestik, Intonation und Bedeutung dafür, wie Sprache im Verlauf sozialen Handelns wahrgenommen und interpretiert, gewählt und geäußert wird, zu demonstrieren."[692] Die geregelte Konversation in einer Befragungssituation garantiert dies noch lange nicht, selbst wenn die Konversation durchaus sprachlich korrekt verläuft, Sätze in einer gemeinsamen Sprache formuliert werden. Denn die „Existenz grammatisch korrekter Sätze in einer Sprache und ihre Anwendung in der Sozialforschung" gewährleistet selbst nicht, „*dass die interviewten Versuchspersonen die gestellten Fragen auf die gleiche Weise wie der Interviewer wahrnehmen und interpretieren.*"[693] Als „Gegenmodell" für eine situations- und bedeutungsgerechte Thematisierung „soziologischer Ereignisse" etabliert Cicourel nichts anderes als die sorgfältigen Analyse der „ersten fünf Minuten" eines psychiatrischen Gesprächs:[694] „Die Analyse (...)

689 Cicourel, 1974, S. 164.
690 Cicourel, 1974, S. 173.
691 Cicourel, 1974, S. 243.
692 Cicourel, 1974, S. 246f.
693 Cicourel, 1974, S. 247. Hervorhebung von mir.
694 Cicourel, 1974, S. 243.

von linguistischem und paralinguistischem Verhalten, wie es in den ersten fünf Minuten eines psychiatrischen Interviews enthalten ist, dient als *ausgezeichnetes Modell* für die soziologische Analyse von Interviews und ähnlichem Materialien".[695] Erst in einer Situation, die Interpretation und Bedeutung schlechthin thematisiert, nämlich in der psychiatrischen Kur, und nicht einmal in der unmittelbaren symbolischen Interaktion innerhalb derselben, sondern letztlich in der Interpretation der Interpretationen, erst in einer solchen Situation selbst, vermag eine hinreichende Deutung der geäußerten Sätze zu entstehen, bei der Kontext, Wissen und Interaktion der Kommunikation auf sinnvolle Weise Einlass finden. Ansonsten bleibt der „innere Horizont ideomatischer Ausdrücke, Handlungslaufsmotive, institutionelle und innovative Sprache und dergleichen in den Verteilungen des Soziologen ungeklärt ",[696] was für die Umfrageforschung noch verschärft gilt. Was sich noch hinter den Begriffen der symbolischen Interaktion zusätzlich verbirgt, das, was „konstant verdeckt, verändert" und fortwährend „geschaffen" wird,[697] lässt sich nur durch eine „offene Suche" ergründen, es muss durch permanentes Fragen und Verunsichern hervorgelockt, ja beinahe gereizt werden, bis es *gesteht*, was es eigentlich bedeutet, bis es der Interpretation der Sozialforschung sich eigentlich *ergibt*.

Ohne diese reflektierende Praxis, so schließt Cicourel seine Arbeit, tendiere die „Sozialforschung [eher, F.K.] zu einem geschlossenen Unternehmen zu werden als zu einer offenen Suche nach Wissen in Beziehung zu einer gegebenen Epoche."[698] Ironischerweise hat Cicourel damit der quantitativ-empirischen Meinungsforschung genau jenen Status zugestanden, der zuvor, Kuhns und Bourdieus Ausführungen zufolge, als nicht erreichbar erschien: nämlich als eine „reife" Wissenschaft zu gelten. Dennoch, gerade die „doppelte Hermeneutik", die letztlich Cicourels Kritik zugrundeliegt,[699] könnte einen ersten Hinweis darauf geben, weshalb sich die disziplinäre Matrix der Meinungsforschung, obwohl alle institutionellen Voraussetzungen vorhanden sind, *nicht* wie eine „reife" Wissenschaft funktionieren kann. Der Grundgedanke der doppelten Hermeneutik exemplifiziert ja, dass Ergebnisse der Sozialforschung auch wieder in die vorgedeutete Welt zurückfließen und dort wiederum interpretiert werden, dabei Wissen bildend, das durchaus zur „Verstimmung" der Betroffenen führen kann.[700] Wenn also das Wissen der Meinungsforschung, das nach Gallup und Rae den Anspruch hat, zu

695 Cicourel, 1974, S. 243.
696 Cicourel, 1974, S. 316.
697 Cicourel, 1974, S. 317.
698 Cicourel, 1974, S. 317.
699 Vgl. Habermas, 1988, S. 162.
700 Giddens, 1988, S. 338.

zeigen, was der *common man* nun Politisches denkt („What is the common man thinking", so wird *The Pulse of Democracy* eingeleitet[701]) in Form von Tabellen und Ziffern zu jenem *common Man* zurückwandert, der selbst in der Tabelle repräsentiert sein soll, ist gleichsam der Missmut gegen diese die Lebenswelt anders „deutenden" Ziffern, Zeichen, Grafiken strukturell angelegt.[702] Mit anderen Worten: Es könnte durchaus sein, hierin erweisen sich Crespis Bemerkung der „populistischen" Wurzeln der Meinungsforschung als Aufschlussreich,[703] dass die „positive" Intention der Meinungsforschung gleichsam systematisch als negative auf sie zurückschlägt: indem der „common sense" des „common man", durchaus die Konversationen und Äußerungen der Umgebung registrierend ohne Tabellen der Meinungsforschung bereits „weiß", was Volkes Stimme spricht,[704] gerät sein Wissen schnell ins Gehege mit den eleganten Tabellen der Meinungsforschung, die womöglich etwas anderes berichten. Die „doppelte Hermeneutik" Cicourels legt, neben ihrer Kritik am Instrumentarium, zumindest nahe, weshalb Misstrauen gegenüber den Ergebnissen der Meinungsforschung gleichsam strukturell in die Mechanismen der Meinungsforschungsindustrie eingelagert ist.

Indes droht die Kritik von den übermächtigen Kapazitäten, welche die Meinungsforschungsindustrie aufzubieten vermag, eigentlich „überrollt" zu werden. Ironischerweise würde die Möglichkeit, sofern über ausreichende Forschungsgelder finanziert, das Fragebogeninterview durch eingehende analytische Sitzungen zu ersetzen, um herauszufinden, was die Befragten „wirklich" denken, wahrscheinlich sogar auf Begrüßung seitens der Meinungsforschung stoßen, die selbstverständlich großes Interesse an möglichsten „validen" Aussagen besitzt. Dass dieser Gedanke so abwegig gar nicht ist, zeigt Catherine Marshs Ent-

701 Gallup und Rae, 1940, S. V.

702 Vgl. hier die Auseinandersetzung von Lübbe (1991) mit Noelle-Neumanns Theorie der „Schweigespirale", die auf der grundsätzlichen Verschiedenheit des Alltagswissens und des statistischen Wissens beharrt.

703 Crespi, 1989, S. 9. Natürlich ist dabei nicht der politische Alltagsbegriff gemeint, sondern eine historische und politische Tradition, die mit der amerikanischen *Populist Party* ihren Anfang genommen hat (vgl. Gellner und Ionescu, 1969; Canovan, 1981). Hierin erwiese sich eine sozialhistorische Studie als interessant, inwiefern genau sich Gallup auf eine populistische Tradition im strengeren Sinne des Wortes eigentlich „baut".

704 Hierin erweist sich Laclaus Untersuchung zum argentinischen Populismus, dem Peronismus, als interessant, aus dem Laclau eine „Theorie" des Phänomens selbst ziehen will. Laclau kommt zum Schluss, dass im *common sense*, durchaus im Sinne Cicourels zu verstehen, jahrhundertealte politische Traditionen gleichsam zu Erzählungen gerinnen und weitergereicht werden, in denen die verschiedensten Werte und Symbole kristallisiert sind. Volkstraditionen, so Laclau, "sind das Residuum einer einmaligen und nicht reduzierbaren historischen Erfahrung"- Sie bilden gar „eine festere und dauerhaftere Bedeutungsstruktur als die Sozialstruktur selbst" (Laclau, 1981, 146).

gegnung auf Cicourel in einem ebenfalls etablierten Methodenwerk. Nach Marsh lässt sich nämlich die Frage, inwiefern das Kontextwissen in der Interviewsituation selbst variiert und bedeutungsstiftend ist, mit den Mitteln der Surveys selbst exakt eruieren, wie sie in ihrer ausführlichen Arbeit über „The Survey Method" zeigt.[705] Cicourels Erstaunen ob der Tatsache, dass die Meinungsforschung sich schlicht nicht fragte, auf welchen Bedeutungsgrundlagen, welchem Common-sense-Wissen das Ausfüllen der verschiedenen Fragebogen beruhe, hält Marsh keineswegs für gerechtfertigt:

> „Cicourel seems shocked to discover that social scientists, when they develop their scales and variables, are not merely reflecting the properties of social phenomena objectively and literally in their measures, but using a commonsense understanding of the meaning of this act or institution for the actors involved."[706]

Für Marsh stellt dieser Umstand keineswegs ein Problem dar, das mit der Methode selbst eng verknüpft ist, sondern vergegenständlicht lediglich ein zu lösendes „Puzzle" der Matrix selbst: „As we shall see (…) there are several ways to approach these social meanings in a reliable fashion in a survey."[707] Marsh geht so davon aus, dass Bedeutungen existieren, die für alle Befragten und Interviewer gleichermaßen Geltung besitzen: „It is possible for outsiders to reliably agree on the meaningfulness of events".[708]

Cicourels Zweifel, dass alle an der Erstellung einer Zahlenmatrix beteiligten, Interviewer, Interviewte, Codierer, Interpreten und Fragebogenentwerfer die Fragen und Antworten auf denselben Bedeutungshorizont zu beziehen vermögen, wird so als ein behebbares Problem aufgrund einer speziellen Untersuchungsanordnung betrachtet: „…this is precisely what a carefully designed and controlled research project has as its goal; even if it cannot hope to succeed completely, it can make a good attempt. If one stuck too closely to Cicourel's argument the best would certainly become the enemy of the good."[709]

Auch wenn die vollständige Erfassung der Bedeutungen nicht erreicht werden könne: wann immer Zweifel auftauchen, können entsprechende „Kontrollvariablen" in das Untersuchungsdesign eingebaut werden, die „Verstehen", „unterschiedliches Verstehen" selbst wieder als Information in eine Zahlenmatrix einzuweben vermögen: „It is hard

705 Marsh, 1982.
706 Marsh, 1982, S. 54.
707 Marsh, 1982, S. 54.
708 Marsh, 1982, S. 54.
709 Marsh, 1982, S. 117.

to ensure that one has included a question to test every possible interpretation of the relationship or to cover all possible aspects in the 'accounting scheme'. Extensive piloting beforehand, not just of the data collection but also a trial analysis of the results, is the only solution."[710] Dies bedeutet folglich, dass nach Ansicht von Marsh die Problematik, die Cicourel aufgeworfen hat, zwar vorhanden ist, aber mit den Mitteln innerhalb der disziplinären Matrix und ihrer Geltungsformen selbst gelöst werden kann.

Aufgrund dieses Wissens vermag Marsh nicht zu verstehen, und hier drängt wiederum die Problematik der Inkommensurabilität, weshalb Cicourels Buch und Argumentation eine solche Attraktivität in den methodischen Kursen der Soziologie besitzt; eine Attraktivität, die Marsh notwendigerweise als unmöglich erscheinen muss, wenn die eigene Welt der disziplinären Matrix Gültigkeit besitzen soll: „This argument [jenes der gleichsam bewusstlosen Voraussetzung eines Common-sense, welcher der Meinungsforschung zugrunde liegt] has had a popularity among social scientists that I have never been able to fully comprehend".[711] Die Koexistenz verschiedener Paradigmen hat letztlich auch hier Wirkungen auf die psychische Befindlichkeit der Forschenden: „My heart sinks when I try to imagine what students make of the rather tortured arguments", und so bleibt die Überzeugung, dass Cicourels renitente Ausführungen durch die Kraft des besseren Arguments, natürlich der disziplinären Matrix selbst entnommen, zusammenbrechen werde: „One single counter example would be enough to knock his card-house down."[712] Mit anderen Worten: Marsh erwartet hier, dass sich die Methode der „doppelten Hermeneutik" schließlich falsifizieren ließe.

Dem Aufwand, mit dem sich versuchen lässt, die Validität der Zahlenmatrix nach Massgaben der Meinungsforschung zu überprüfen und zu fixieren, sind in der Tat wahrscheinlich lediglich ökonomische Grenzen gesetzt. Indes, sei er auch noch so groß: werden die zugrundeliegenden Interviews wiederum aufgrund einer Stichprobe verrechnet, wird sich das Ergebnis nicht mehr in die Deutungen, die Cicourel vorschweben, rückübersetzen lassen: das soziale Gedächtnis, das zur Produktion der Zahlenmatrix führt, ist selbst nie an den Zahlen selbst zu erkennen. Diese stehen, wie noch diskutiert werden muss, immer jenseits der Ordnung der der Interpretation zugrundeliegenden „symbolischen Interaktion": Der Ansatz der doppelten Hermeneutik weist daraufhin, dass die Zahlen nie als solche selbst Bedeutung besitzen, son-

710 Marsh, 1982, S. 124.
711 Marsh, 1982, S. 54.
712 Marsh, 1982, S. 54.

dern immer auch erst „diskursiviert“ werden müssen. Aus der Sichtweise der Matrix der Meinungsforschung jedoch sind die Zahlen selbst Ergebnis einer bereits vollzogenen Diskursivierung, sie sind der Sprache und der Bedeutung nicht äußerlich, sondern in ihnen bereits angelegt, müssen nur aus der Unzahl der Äußerungen und der Unmenge der sprachlichen Zeichen eigentlich befreit werden: dann vermögen sie, als „repräsentative“ Untersuchung, auch für Äußerungen zu sprechen, die als solche nie getan worden sind. Das Konstrukt der Repräsentation macht aber aus der Perspektive Cicourels wenig Sinn: indem die Bedeutungshorizonte, innerhalb derer die Interviews stattfinden, potentiell unendlich verschieden sind, können sie auch nicht repräsentativ sein für andere Konversationen, deren Sinnkontexte gänzlich im Unbekannten liegen.

Die Problematik, inwiefern Meinungen über Befragungen gemessen werden können, so zeigt diese Konfrontation, bleibt auch unabhängig des Konstrukts der „öffentlichen Meinung“ selbst bestehen.[713] Die Inkommensurabilitäten treten nun aber in der wissenschaftlichen Diskussion schärfer ins Blickfeld als noch bei den von verschiedenen „Diskursen“ durchzogenen Texten Gallups und Rogers. Die im Bedeutungs“umfeld“ der „öffentlichen Meinung“ lokalisierten Negationen werden gleichsam noch einmal auseinanderdividiert, die Greimaschen Negationen und Implikationen entwickeln sich zu einer sich immer weiter verzweigenden Bedeutungsstruktur. Nicht nur das Konstrukt der „öffentlichen Meinung“ ist radikal hinterfragt, darüber hinaus lässt sich, wie Cicourel zeigt, auch die Transformation der sprachlichen Äußerungen hin zu Zahlen nunmehr selbst kritisieren. Doch auch hier operieren die einzelnen Positionen wie selbstverständlich mit Metaphern: Die Versammlung räsonnierender Staatsbürger, die zur Abstimmung schreiten, um ihre Positionen gültig zu vermessen, hat dem interpretierenden Gespräch in der psychiatrischen Sitzung Platz gemacht. Hierin radikalisiert Cicourel Rogers Auffassung, nämlich dass die Existenz einer Meinung letztlich immer von individueller Äußerungskompetenz abhängig ist. Insofern der Fragebogen immer schon auf eine vorgedeutete Welt trifft und Antworten erst in einem konkreten Bedeutungsumfeld ihren Sinn erhalten, können Codierungen von Sprechakten, die nicht explizit das spezifische Bedeutungsumfeld berücksichtigen, ihre Bedeutung nur über die wenig berechtigte Hoffnung erlangen, dass ein identischer Common-sense vorhanden ist, eine Hoffnung, die sich wiederum nicht über das Instrumentarium selbst überprüft lässt.

713 Marsh (1982, S. 55) weist selbst auf die Ursprünge der wissenschaftlichen Kritik in Blumers Rede hin.

Was Kuhn und Bachelard als diachronen Prozess beschrieben hatten, nämlich die diskontinuierliche Abfolge von inkommensurablen begrifflichen Ordnungen, welche die „Welt" in Symbolen und Zeichen aufheben sollen, ist im Falle der Matrix der Meinungsforschung gleichsam noch synchron vorhanden, und zwar nicht als vorwissenschaftliche Deutungssysteme, sondern als koexistierende Disziplinen. Mag dies vielleicht auch das Schicksal der Sozialwissenschaften sein, so ist hier bemerkenswert, dass sich die entsprechenden Debatten gerade an der Quantifizierbarkeit von „Meinungen" oder schlich von Sprache entzünden. Wie diese Arbeit zeigen will, ist dies keineswegs zufällig. Diese bemerkenswerte konfliktgenerierende Eigenschaft der Disziplin, wird eigentlich durch eine zusätzliche Eigentümlichkeit ergänzt, die weitere Spuren zu den hier aufgeworfenen Fragen birgt. Wenn Kuhns Überlegungen richtig sind, müssten sich gerad aufgrund der konstanten Anwendung einer bestimmten Mess- und Erkenntnistechnik, der dazu gehörigen symbolischen Ordnungen und Rätsel, die sie produzieren, immer auch Anomalien ergeben; Anomalien, die aufgrund der Koexistenz anderer Paradigmen, welche diese sehr wohl zu deuten vermögen, eigentlich die meinungsforschende Industrie in eine tiefe Krise, wenn nicht zum Verschwinden bringen müssten. In der Tat lässt sich die kontinuierliche Produktion von Anomalien nachweisen; allerdings mit speziellen Konsequenzen.

6.4. Die Persistenz der Anomalien

Kuhns Dynamik der Wissenschaft, die „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen", leitet sich, wie gezeigt, aus bestimmten erkenntnistheoretischen Vorstellungen stringent ab: die Natur als solche ist dem wissenschaftlichen Erkennen nicht unmittelbar zugänglich, eine reine Beobachtungssprache bleibt Illusion: Erst über eine Matrix von Begriffen und bestimmten Techniken des Erkennens und des Messens wird die Welt gleichsam zur Erscheinung gebracht; allerdings nie in ihrer ganzen Fülle und Komplexität, denn dies setzte die Existenz einer reinen Beobachtungssprache voraus. Oder mit anderen Worten: das selbst unerreichbare „Reale", wird erst über eine „symbolische Ordnung" als „Realität" begreifbar, eine Realität, die stets von einem Mangel begleitet ist, indem sich in ihr selbst das Reale, trotz allen Begehrens, nie gänzlich wiederfindet.[714]

[714] Natürlich wird hier Lacans Begrifflichkeit verwendet und zwar aufgrund einer Interpretation, die sich vornehmlich auf die „vier Grundbegriffe der Psycho-

Je mehr aber eine disziplinäre Matrix Stabilität erlangt, ihre Messmethoden sich verfeinern, desto *systematischer* sind logischerweise Aspekte des Realen ausgeschlossen. Da sich das Reale gleichzeitig nicht einfach der symbolischen Ordnung fügt, meldet sich die Überfülle der Natur, gleichsam als Wiederkehr des Verdrängten, um so nachhaltiger zurück, je stabiler und stringenter eine wissenschaftliche Praxis funktioniert. Diese Anomalien verdichten sich hierbei zu eigentlichen Krisen, bei der sich alternative Ordnungen als attraktiv zu erweisen beginnen und unversehens durch einen neuen „paradigmatischen" Lösungsansatz Geltung erlangen können. Dass die disziplinäre Matrix der Meinungsforschung Anomalien produziert, darauf hat bereits Rogers hingewiesen, doch zeigen sie sich augenscheinlich nicht anhand der Vorstellung statistischer Repräsentation, die der Meinungsforschung zu ihrem Durchbruch verholfen hatte. Im Gegenteil, hierin scheint die Matrix zu einem bemerkenswerten Teil fähig, immer wieder über stattfindende Wahlen ihre Messinstrumente neu justieren zu können. Weshalb ist dies aufgrund der vorliegenden Ausführungen keineswegs erstaunlich, sondern geradezu zu erwarten? So sehr diese Technik glauben machen, will, sie greife direkt auf die soziale Welt „an sich" zu, so sehr ist sie letztlich auch bereits auf eine Erscheinungswelt angewiesen: selbst die reine Stichprobe basiert letztlich auf einem symbolisch bereits zuvor strukturierten Universum: Die soziale Welt der repräsentativen Stichprobe ist bereits gezählt, nach Einheiten geordnet und katalogisiert. Auf diese Weise ist auch, wie gezeigt, jegliches Sample in irgend einer Weise „repräsentativ": seine Adäquatheit hinsichtlich der Fragestellung lässt sich infolgedessen immer nur in bezug zu anderen Samples, zu anderen symbolisch strukturierten Universen bemessen und korrigieren oder aber allenfalls über die Register einer bereits katalogisierten Gesellschaft prüfen. Die Adäquatheit der Technik bemißt sich also an der Ordnung, die selbst bereits Teil des Messinstrumentariums ist. In einer bestimmten Weise ist die Erscheinungswelt der Stichprobentheorie in der Tat

analyse" (1978 und hier insbesondere Kapitel V) beruft. Anomalien, von denen Kuhn spricht, könnten sich in dieser Hinsicht durchaus auch als eine Art „Wiederkehr" des Verdrängens, das den Konsolodierungsprozess des Paradigmas selbst begleitet hat, begreifen lassen. Dass diese Interpretation – und damit Verwendung von Begrifflichkeiten wie „Realität", „Reales" und „symbolische Ordnung" – bezüglich des Phänomens der Meinungsforschung nicht ganz quer liegt, zeigen die Ausführungen des Kulturphilosophen und Lacan-Exegeten Slavoj Zizek (1998): Dieser begreift Meinungsumfragen als Ausdruck einer rationalistischen politischen Verwaltung, die sukzessive Reales aus der „symbolischen Ordnung" ausschließt, das wiederum als Ausgeschlossenes unliebsam sich ins politische Feld zurückdrängt (vgl. zum breiter diskutierten Vorschlag der Anwendung dieser Begriffe auf gesellschaftliche Problematiken die Arbeit von Zizek (1993) und als Kritik der Verwendung derselben: Castoriadis, 1990, insbesondere S. 177; sowie Manfred Frank, 1983, S. 368).

merkwürdig hermetisch, vielleicht gar tautologisch, und Anomalien sind darin dieser Logik zufolge eigentlich ausgeschlossen.

Doch bietet ja die Stichprobentheorie lediglich die Voraussetzung für die eigentliche Messung des „Gegenstandes", nämlich der „öffentlichen Meinung". Gerade aber indem die Stichprobentechniken immer genauer zu „messen" vermögen, dabei die Welt scheinbar immer „schärfer" erfassen und klassifizieren, finden sich aufgrund dieser verbesserten Voraussetzung nunmehr Dispositionen, die das Auftreten der Anomalien deutlicher zu Tage treten lassen. Die Anomalien äußern sich aber nicht als Falsifizierung, sondern als scheinbar willkürliche Brüche in der symbolischen Ordnung der Messungen, die selbst mit dem technischen und begrifflichen Apparat nicht vollends bearbeitet werden kann. Rogers hatte bereits mit „Erstaunen" bemerkt, dass die Meinungsforschung nicht mit der Tatsache umzugehen wisse, dass ganz offenbar die Frageformulierung unter Umständen einen massiven Effekt auf die Antworten aufwiesen[715] – eine Evidenz, die der Tatsache gegenübersteht, dass die Meinung eines Subjekts zu einem Gegenstand bloß abgefragt werde. Doch einige Jahrzehnte später ist dieselbe Problematik noch keineswegs verschwunden, sondern besteht nach langer Methodendiskussion immer noch weiter und wird entweder explizit benannt oder notdürftig kaschiert.[716]

So zeigen die offensichtlichen Anomalien, die die Meinungsforschung zu einer reifen Wissenschaft adeln, hartnäckige Persistenz. Fishkin hat in seiner Arbeit *The Voice of People*, mit der er die Meinungsforschung aufgrund ihrer immanenten Probleme erneuern will, die Kontinuität dieser Anomalien erkannt. Er referiert, nach der Schilderung der historischen Entwicklung der Meinungsforschungsindustrie und ihrer

715 Rogers, 1949, S. 186f.

716 Verba, 1996. Wie schon Gallup, glaubt auch Verba, dass letztlich zu bestimmten Fragen durchaus bewusste Meinungen im engeren Sinne des Wortes vorhanden sind, die abgefragt und codiert werden können und dabei dieselbe Bedeutung repräsentieren: „Some information about the public is fairly solid – its positions on issues, its social circumstances, its needs; people know the answers, and the answers are stable (…) Citizens know their own life circumstances" (S. 6). Verba schlägt einen pragmatischen Weg zur Einschätzung der Surveys ein: er begreift diese als Form politischer *Partizipation* – ein weiteres Indiz, dass der Sinn der Meinungsforschung nicht vom Konstrukt der „öffentliche Meinung" abhängt –, die andere Formen politischer Partizipation, die in westlichen Demokratien aufgrund sozio-ökonomischer Ungleichheiten immer auch restringiert sind, immerhin zu ergänzen vermag (S. 7). Dennoch erkennt Verba auch die Problematiken der Survey-Technik durchaus, aber sie sind für ihn zum bloßen „Allgemeinplatz" verkommen, die den Wert des Instrumentariums nicht mindern. Was Verba artikuliert, ist das Vertrauen in den gesunden Alltagsverstand des „common man", ein Vertrauen, das sich seit Gallups Einschätzung und Verteidigung nicht im geringsten geändert, sich als immun gegenüber der Kritik erwiesen hat. Derweil schreitet die Datenerhebung fort.

eigentlichen „Explosion“ in der Nachkriegszeit eine Untersuchung von Eugene Hartley im Jahre 1946. Hartley untersuchte die Einstellungen junger Collegestudenten zu ethnischen Minderheiten „including Germans, Italians, Poles, Russias, Wallonians, and Pireneans.“[717] Insbesondere die „Wallonians“ und „Pireneans“ erregten das Missfallen der Studierenden, diese Ethnien erhielten die schlechteste Bewertung des Samples. Dies ist in Anbetracht der Tatsache, dass diese Volksgruppen im Jahre 1946 nach heutigem Wissen nicht existierten und auch bis heute nicht erschienen sind, bemerkenswert. Was hat nun Fishkin dazu bewogen, dieses Ergebnis, an dem Rogers sicher Gefallen gefunden hätte, im Jahre 1995 wieder aus der Schublade sozialwissenschaftlicher Kuriositäten zu ziehen? Es ist die Tatsache, dass einige Dekaden später der empirischen Meinungsforschung nichts anderes übrigbleibt, als dieselbe Anomalien immer noch zu registrieren, ohne sie „auflösen“ zu können: Antworten sind in völlig ungewisser Weise Effekte der Fragen selbst und nicht eines äußerlichen Gegenstandes. So zitiert Fishkin eine Untersuchung, die Jahrzehnte später ganz und gar unspektakulär über Telefoninterviews die Einstellungen zu einem „*Public Affairs Act*“ erhoben hatte.[718] Das befragte Publikum gab seine Einstellung denn durchaus kund; genauer gesagt, ein Drittel der Antwortenden war dafür oder dagegen, ein Teil unentschieden und ein Teil kannte die Akte nicht. Der entscheidende Punkt bei dieser Erhebung ist nun aber ebenfalls, dass der „*Public Affairs Act*“ eine wesentliche Eigenschaften der Pireneans teilt: nämlich gar nicht zu existieren.[719]

Über diese eher kuriosen Ergebnisse hinaus, mit der Fishkin die Problematik der quantitativen Meinungsforschung plausibilisieren wollte,[720] zeigen sich die entsprechenden Anomalien, nämlich dass die Antworten in *unbekannter* Weise den Effekt der Fragen darstellen, sehr viel

717 Hartley, 1946, zitiert nach Fishkin, 1995, S. 81.
718 Vgl. Bishop (et al.), 1980.
719 Fishkin, 1995, S. 82.
720 Noelle-Neumann und Petersen versuchen allerdings anhand des Erfragens imaginärer Ortschaften zu zeigen, „… dass nur wenige Befragte Wissen vorzutäuschen“ und so die Antworten zu erraten versuchten. Die Problematik, dass womöglich der Ortsname nur Schein sein könnte, wurde aber schon in der Frage vorgeben, die lautete: „Wissen Sie zufällig, ob es einen Ort mit dem Namen ‘Fulstein’ gibt.“ Für die „Aufrichtigkeit“ der Antworteten zeugt für Noelle-Neumann und Petersen (Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 89), dass nur acht Prozent der Befragten sagten, es gäbe einen solchen Ort; was die restlichen 92 Prozent antworteten, wurde in einer recht diffusen einzigen Kategorie zusammengefasst. Diese Frageformulierung scheint aus evidenten Gründen eher nicht dazu angetan, die Problematik zu relativieren, ist doch die „Falle“ bereits ziemlich deutlich bezeichnet.

subtiler bereits in den Frageformulierungen selbst,[721] wie bereits Rogers kritisiert hatte.[722] Rogers hatte Untersuchungen referiert, die, zeitlich kurz aufeinanderfolgend und sich auf dasselbe Universum beziehend, aufgrund verschiedener Formulierungen der Frage zu denselben Gegenstand sehr differente Antwortverteilungen lieferten, und daraus geschlossen, dass die Validität der Antworten in der Untersuchungsanordnung nicht geklärt sei, und – hierin die Kritik der doppelten Hermeneutik vorwegnehmend – sich vielleicht auch nie klären lasse. Gerade Catherine Marsh, die in ihrer Theorie und Methodologie der Survey-Technik das Problem der Validität der Antworten als ein behebbares dargelegt hatte, muss erkennen, dass bei den „political applications of survey research", also bei den Polls, massive Probleme der Validität auftauchen, d.h. Anomalien sich hartnäckig in der Ordnung der Matrix melden.[723] Marsh referiert eine Untersuchung zu den „wording effects" anhand der Einstellungen der britischen Bevölkerung zum Verbleib Großbritanniens in der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft im Vorfeld des entsprechenden britischen Referendums – also eines Gegenstandes, von dem zu erwarten wäre, dass er einen bestimmten Politisierungsgrad besäße. Alleine die Art der Fragestellung lässt indes die Zustimmung zum europäischen Markt beträchtlich variieren, und zwar bis hin zu 18 Prozentpunkten, je nachdem welche Formulierung verwendet wurde („should stay" oder „should come out of the Common Market"), welche Akteure erscheinen („United Kingdom", „government" oder gar „her majesty") und von welcher Länge die Frage selbst war.[724] Zur Verteidigung des Instrumentariums greift sie auf das Argument zurück, welches das wissenschaftliche „Zentrum" der disziplinären Matrix der Meinungsforschung gerne verwendet, um die Anomalien eigentlich zu marginalisieren. Die Anomalien entstehen oft aufgrund des wissenschaftlichen Ungenügens der profitorientierten Umfrageforschung selbst,[725] ein Argument, das – wie gesehen – bei sorgfältiger Betrachtung der Problematik kaum haltbar ist. Womöglich drängen die Anomalien bei der marktorientierten Meinungsforschung an die Oberfläche, so muss im Gegensatz zu Marsh vermutet werden, gerade weil sehr schnell sehr verschiedene Untersuchungen zur Verfügungen stehen, die das Meinungsbild „an sich" zur Erscheinung bringen wollen, während eine

721 In dieselbe Richtung geht auch die Tatsache, dass Reihenfolgen der Fragen selbst einen Einfluss besitzen. Dies stellt wiederum lediglich eine Variante der hier diskutierten Problematik dar (vgl. Bradburn, 1996).
722 Rogers, 1949, S. 186f.
723 Dies notabene gerade auch in jenem Bereich, in dem Verba noch auf Gewissheit über das Wissen hofften, nämlich bei Fragen über soziale Sicherheit (vgl. Verba, 1996, S. 6).
724 Marsh, 1982, S. 131.
725 Marsh, 1982, S. 132.

„sorgfältige wissenschaftliche" Untersuchung Monopolcharakter besitzt, da sie kaum zweimal in kurzen Abständen nacheinander in derselben Weise finanziert wird.[726]

Doch das Problem, das Rogers und Cicourel gleichermaßen benannten, wird selbst im Zentrum der disziplinären Matrix als solches erkannt.[727] In ihrem Methodenbuch, das sich alleine der Problematik der Frageformulierung widmet, benennen Sudman und Bradburn gleich zu Beginn der Arbeit das Problem, dass selbst minimale Veränderungen in der Formulierung der Frage große Differenzen in den Antworten evozieren können, wozu unzählige Beispiele als Illustration gereichen.[728] Im Gegensatz zu bestimmten Antworten, deren Validität genauer diskutiert werden könne, – so etwa wenn sie sich Verhalten oder auf sozialstrukturelle Erhebungen beziehen –, stelle die Frage nach der Validität bestimmter Fragetypen, darunter fallen eben die Meinungsfragen (seien es „opinions", „attitudes", oder „values") die Survey-Technik vor unüberwindbare Schwierigkeiten, so Sudman und Bradburn in aller Klarheit:

726 Mit ausgefeilten Techniken wird versucht in wissenschaftlichen Untersuchungen das Problem der Frageformulierung in den Griff zu bekommen, beispielsweise mit der „split half" (vgl. Bradburn, 1996) oder „split ballot" Technik (Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 192f., Sudman, Bradburn und Schwarz, 1996, S. 263). Mit dieser Technik wird einer Hälfte des Samples die eine Frageformulierung vorgelegt und der zweiten eine andere. Das Problem, auf das Cicourel hinwies, taucht dann auf, wenn die Frageformulierung unterschiedliche Effekte zeigt. Aus der Sichtweise der doppelten Hermeneutik wäre dies nur als „Effekt" der Tatsache zu interpretieren, dass die Frage auf unterschiedlich gedeutetes und strukturiertes Vorwissen trifft, das die Streuung verursacht *und nicht*, dass die unterschiedlichen Frageformulierungen die unterschiedlichen Bedeutungshorizonte *abbilden.* Welches denn nach Massgabe der Meinungsforschung die Frageformulierung mit mehr Richtigkeit sei, ist deshalb auch nicht zu entscheiden: „Nicht immer wird man entscheiden können", so Noelle-Neumann und Petersen über das Verfahren, „welche Frageform die *wirkliche Meinung* der Befragten besser ermittelt (S. 193f; Hervorhebung von mir), und ebenso deutlich: „…welche Frageformulierung die 'bessere' ist, lässt sich nicht endgültig entscheiden" (S. 194).

727 Dies ist nicht nur in der Reflexion der Meinungsforschung bei Fishkin (1995) der Fall, der sie allerdings aufgrund der Problematik erneuern will. Fishkin schweben „deliberative polls" vor: Eine „repräsentative Auswahl" von Bürgern und Bürgerinnen treffen sich mit Fachleuten und politischen Exponenten zu Beratungen und Diskussionen zu dem Thema und fassen, nach einem gemeinsamen Wochenende, ihre Meinung. Wie unschwer zu erkennen ist, stellt dies einen andersgearteten Versuch dar, die Utopie des *New England Town Meetings*, die Fishkin eingehend referiert, auf eine andere Art wiederzubeleben. Inwiefern diese Gruppendiskussionen sich mit den Realitäten „großer Industriegesellschaften" zu verbinden vermögen, um den Bürgern und Bürgerinnen eine „Stimme zu verleihen", wie dies Gallup über eine neue Technologie erreichen wollte, ist nicht Gegenstand dieser Arbeit. Sicher ist es der Versuch, die Anomalien in der Matrix zu überwinden und eine neue Methode an ihre Stelle zu setzen – der paradigmatische Durchbruch dieser Methode, der aufhorchen ließe, hat sich indes offenbar noch nicht eingestellt.

728 Sudman und Bradburn, 1983.

„Direct measurement of the validity of questions is often difficult. For many types of questions, it is impossible."[729] Und gerade Meinungsfragen stoßen hier auf nicht zu überwinden Schwierigkeiten:

> "Even though one may not have a clear idea about validity criteria for attitude questions, it is nonetheless certain that differing ways of asking questions may produce quite different answers and that questions about some attitudes are more susceptible to question-wording differences than others. *We do not know why this is so.* At present we can say only that some attitudes are more variable in their measurement than others."[730]

Das Nicht-Wissen, das hier so offen und präzise artikuliert ist, lässt erahnen, wie wenig alltägliches Meinen und Sprechen, just jene „Welt an sich" sich durch die symbolische Ordnung und Praxis der Meinungsforschung assimilieren lässt: „We do not know why this is so."[731] Ratlos wird jene „Nicht-Assimilierbarkeit" der Diskurse registriert, die 50 Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Meinungsforschung weiterhin besteht, und der Versuch aufgegeben, daraus lösbare Rätsel zu definieren.

Die bemerkenswerte Gewissheit, die massgebliche Autoren wie Sidney Verba und Catherine Marsh äußern,[732] dass der Bedeutungshorizont der sprachlichen Zeichen dennoch quantifiziert werden kann, wenn das Kriterium der „Wissenschaftlichkeit" erfüllt ist, wird erstaunlicherweise von der Meinungsforschungsindustrie selbst, die sich mit der alltäglichen Forschung selbst sehr viel härter konfrontiert sieht, keineswegs vollumfänglich geteilt. Im Jahre 1995 erhielt Daniel Yankelovich den Preis der *World Association of Public Opinion Polls*. In seiner Preisrede nutzt Yankelovich die Gelegenheit, den Zustand der disziplinären Matrix zu beleuchten, oder mit anderen Worten: durch den Preis wurde er befugt, für die Gemeinde selbst zu sprechen.[733] Zunächst artikuliert Yankelovich die bekannte „Utopie" der Meinungsforschung: „Survey research", so Yankelovich, „would strengthen democracy by permitting leaders to understand the mind of the public in all of its subtlety and complexity; it would insure that leaders addressed the real concerns of the electorate, free of bias. The knowledge that good surveys create would set the stage for genuine dialogue between leaders and citi-

729 Sudman und Bradburn, 1983, S. 17.
730 Sudman und Bradburn, 1983, S. 18; Hervorhebung von mir.
731 Die Vorstellung, der Begriff des Nicht-Assimilierbaren ist von Lacan, 1978, S. 61 übernommen.
732 Vgl. die entsprechenden Ausführungen von Verba (1996) und Marsh (1982).
733 Yankelovich, 1996.

zens."[734] Wiederum wird die „Vision" der Meinungsforschung als eine „Lösung" für jenes „Problem", das Gallup mit Bryce aufgeworfen hat, dargestellt. Doch nach der Artikulation dieser damit verbundenen hoffnungsvollen Welt formuliert Yankelovich seine Ernüchterung: „The Fate of the Vision". Als referiere Yankelovich auf Kuhn und wolle die Meinungsforschung insgeheim als „normale Wissenschaft" darstellen, stünde nicht die Konjunktion „despite", formuliert Yankelovich die Einsicht, dass trotz der technischen Verbesserungen letztlich die Ergebnisse der Meinungsforschung immer irreführender geworden seien: „*Despite* the polling profession's greater technical sophistication, polls have grown ever more misleading".[735] Diesem erstaunlichen, aber an dieser Stelle nicht unverständlichen Widerspruch vermag Yankelovich allenfalls noch bittere Ironie abzugewinnen,[736] insbesondere weil die damit produzierten Anomalien nicht nur Erkenntnisprobleme unbekannter Art generieren, sondern auch die oben diskutierte Persistenz der öffentlichen Kritik und des öffentlichen Misstrauens betreffen:

> „We are thus confronted with a bitter irony. In recent years, the profession has made great strides in technical process. But just

734 Yankelovich, 1996, S. 1.

735 Yankelovich, 1996, S. 2. Hervorhebung von mir. Unter anderem zeigt Yankelovich die Fehlinformationen der Polls über Clintons „universal health program", bei dem Clinton fälschlicherweise aufgrund von Meinungsumfragen angenommen hatte, es werde von der Bevölkerung akzeptiert. Immerhin hatten 17 Meinungsumfragen eine durchschnittliche Unterstützung von 71 Prozent signalisiert.

736 Den Zusammenhang zwischen genaueren Messinstrumenten und steigender Unsicherheit, dass das Gemessene sich der Ordnung fügt, erkennt nicht zuletzt auch Singer (1987) in seinem Aufsatz anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens der *Public Opinion Quarterly*, nachdem er die „Falschheit" von Blumers Kritik verkündet hatte. Doch Singer marginalisiert das Problem hin zur Frage des „manipulativen" Gebrauchs von Surveys und eines zunehmenden Widerstandes, sich der Befragungsprozedur zu unterwerfen: „Even as the technological sophistication of surveys increases, the human factor – Ludditism [sic!], if you will –increases as well (…) Statisticians can (and do) attempt to compensate for missing responses and missing cases, but these attempts (…) produce only 'cardboard' cases after all". Abgesehen von der wohl nur schwer als nicht ironisch aufzufassende Tatsache, dass ausgerechnet der „Human Factor" die Meinungsforschungsindustrie daran hindern soll, die Meinungen der Menschen zu erfassen, besteht aufgrund des technologischen Fortschritts nach Singer auch die größere Gefahr der „Manipulation" und der „Qualitätskontrolle". Übersetzt auf die Kuhnsche Perspektive würde dies nichts anderes bedeuten, als dass die technologische Entwicklung, die Verschärfung der Messinstrumente, wenn die Anomalien nicht anerkannt werden, zumindest ein größeres Misstrauen schaffen. Eine ähnlich Beunruhigung in bezug auf den „menschlichen Faktor", der das Funktionieren der Maschinerie offenbar bedroht, findet sich auch bei Noelle-Neumann und Petersen (1996). Eine Kapitelüberschrift lautet dort dementsprechend „Interviewer und Befragte: die schwächsten Glieder in der Kette" (S. 62ff.).

> when it has established the technical capabilities it needs to do truly insightful survey research, it finds itself operating in an environment that threatens its credibility and its claim to be an important field of inquiry. Never has the vision of the founders of survey research faced greater danger."[737]

Der Grund für die Krise, für die Bedrohung der ganzen Welt der Meinungsforschung,[738] wozu einmal mehr die Missgunst gegenüber der Meinungsforschung in der Öffentlichkeit gehört, ist nicht das paradigmatische Stichprobenverfahren, sondern genau jener Ort, an dem die Anomalien, wie gesehen, Einlass finden: nämlich die letztlich nie fixierbare Mehrdeutigkeit der Antworten, die sich weigern, sich auf ein gemeinsames Objekt des Meinens festschreiben zu lassen und deshalb unversehens nicht erklärbare Bedeutungen kreieren.[739]

Yankelovich fragt sich nun folgerichtig, ob die damit verbundene Krise der Meinungsforschung, nämlich dass sie auf eine unmittelbar gegebene und darin identische Bedeutung der Antworten in der Zahlenmatrix angewiesen ist, diese aber letztlich stets im Ungewissen bleibt, dazu führe, dass die symbolische Ordnung und die damit verbundenen „Visionen"[740], welche die Meinungsforschung selbst etabliert hat, nun alsbald verschwinden werden oder aber die Krise dazu führe, dass eine neue, bessere Technologie (also ein „Paradigmenwechsel") sich bald als Alternative anbieten würde. „Of course not", sagt Yankelovich, denn die Surveys hätten gleichsam eine „unvermeidliche" öffentliche Logik

737 Yankelovich, 1996, S. 5.

738 Nicht weniger dramatisch erscheint die Einschätzung von Noelle-Neumann, wie sie im Vorwort zur neuen Auflage ihrer „Einführung in die Methoden der Demoskopie" (1996) zum Ausdruck kommt: „Allensbach im November 1995. Der erste Schnee (…) Es hatte uns die Verzweiflung gepackt. Die Umfrageforschung, das große, im 20. Jahrhundert entwickelte Instrument, um nach der Entdeckung der Natur nun die Natur im Menschen zu entdecken (Ernst Pöppel), machte keine Fortschritte." Einen „Ton äußerster Resignation" nimmt Noelle-Neumann bei ihren Fachkollegen war (S. 11), und Yankelovich' Einschätzung gelte selbstverständlich auch für Deutschland selbst (S. 18).

739 Zwar erhalte eine Tabelle, die in der Öffentlichkeit erscheint und eine Verteilung von Meinung angeben wolle (Yankelovich spricht hier nicht mehr von „öffentlicher Meinung") sogleich den Eindruck der Wissenschaftlichkeit, insbesonders, wenn mit einer rituell artikulierten Fehlerspanne versehen (Yankelovich, 1996, S. 4.), obwohl möglicherweise die „Yeses" und „Noes " allenfalls aufgrund einer Täuschung oder „Enttäuschung" der Bevölkerung über die politischen Verhältnissen und keineswegs aufgrund einer reflektierten Meinung entstanden seien. In dieser Hinsicht könnten Antworten kaum „wörtlich" genommen werden (literally): „Polls that report only what is, in effect, people clearing their throats and venting their anger can seriously mislead" (S. 5).

740 „The vision that Helen Dinerman symbolized" (Yankelovich, 1996, S. 5). Helen Dinerman war eine der früheren amerikanischen Meinungsforscherinnen, die den entsprechenden „Award" gestiftet hatte.

institutionalisiert.[741] Trotz der Anomalien und vielleicht wegen dieser Institutionalisierung sei, so Yankelovich, keine alternative Technologie erkennbar und deshalb allenfalls „damage control" sinnvoll.[742]

6.5. Zwei Fragen an das eigentümliche Funktionieren der Disziplin

Die Meinungsforschung, so lässt sich aus diesen Ausführungen folgern, trägt durchaus Züge einer normalwissenschaftlichen Praxis: sie besitzt eine wissenschaftliche Gemeinde, entsprechende Institutionen, eigene Fachzeitschriften, ein eigenes Lexikon. Besondere Meßvorrichtungen produzieren nicht zuletzt, wie gesehen, auch Anomalien, die sich nicht hin zu einem „Forschungsrätsel" auflösen lassen. Yankelovichs Beobachtung, dass sich die Anomalien gleichzeitig mit der Verschärfung der Techniken der Meinungsforschung vermehren, folgt in dieser Hinsicht durchaus Kuhns Logik der wissenschaftlichen Entwicklung. Allerdings verbleibt diese Evidenz auf der Ebene der bloßen Beobachtung; es ist damit noch nicht ausgeschlossen, dass es sich um eine zufällige Koinzidenz handelt. Um das Funktionieren der disziplinären Matrix zu begreifen und an dieses Funktionieren adäquate Fragen zu stellen, ist deshalb zunächst eine Diskussion vonnöten, auf welche Weise das konkrete Verschärfen der Messinstrumente der Meinungsforschung die Produktion von Anomalien gleichsam aufgrund einer „inneren" Logik verursacht. So lässt sich die von Yankelovich beobachtete ständig voranschreitende Präzisierung der Messinstrumente zunächst in der Tat mittels einschlägiger Untersuchungen nachzeichnen. Der Anteil der offenen Fragen, die zu Beginn der Meinungsforschung noch gleichberechtigt mit den geschlossenen Antwortkategorien koexistierten, hat sich über die Zeit ständig vermindert, wie Smith ermitteln konnte.[743] Die im Gleichzug häufiger angewandte geschlossene Frage darf aber als Versuch interpretiert werden, die Meinungen schärfer und strenger zu erfassen ohne „willkürliche Interpretation" durch die Codierenden. Damit hat sich die Einsicht, dass sich die Bildung von „Meinungen" und damit der „öffentlichen Meinung" in einem Prozess mit mehreren Phasen vollzieht und dabei die „kategorialen Fragen" nur in einer bestimmten Sta-

741 Yankelovich, 1996, S. 5.
742 Yankelovich, 1996, S. 6.
743 Der Anteil der „open ended questions", die etwa die Aufzählung von Namen und Stichworten enthalten, sank von 33 Prozent im Jahre 1936/37 auf 12 Prozent im Jahre 1984/85, während der Anteil der vollständig offenen Fragen von zwölf auf drei Prozent sank (Smith, 1987, S. 105.)

dium der Konsolidierung der „öffentlichen Meinung“ sinnvollerweise anwendbar sind, gleichsam hinter dem Rücken der begründenden Theorie aus der disziplinären Matrix und parallel zu ihrer Konsolidierung entfernt. Den scheinbar präziseren geschlossenen Fragen, die sich mühelos in eine Zahlenmatrix überführen lassen, ist somit das Untersuchungsfeld überlassen – jener Frageform also, in der die Kategorien einer numerischen Matrix bereits enthalten sind, wohingegen in den „*open end questions“* eine dialogische Struktur rudimentär noch vorhanden war.

Doch nicht nur auf diese Weise hat sich die Datenerfassung immer mehr von einem Common-sense-Verständnis einer politischen Konversation entfernt. Wie Smith weiter in seiner Untersuchung zur Entwicklung der Fragestruktur von Surveys in den Jahren 1936 bis 1985 feststellt, hat sich gleichzeitig mit der Zunahme der Fragelänge auch die Frageformulierung von der Alltagssprache („natural language”) immer mehr entfernt und hin zu einer spezialisierten Survey-Sprache gewandelt.[744] Die Konsolidierung der Matrix selbst, ihre fortschreitende Entwicklung hat auf diese Weise dazu geführt, dass die Meinungsforschung ihre zentralen Elemente der Transformation der Sprache zur Zahl immer stärker hat hervortreten lassen,[745] dass das Messinstrument nunmehr gereinigt und geschärft den sprachlichen Tausch „unmittelbarer“ und effizienter in eine Zahlenmatrix zu überführen vermag, ohne vorherige Interpretation des Gesprochenen. Mit der Konsolidierung der Matrix und parallel zu ihrer Institutionalisierung als unabdingbarer Bestandteil des politischen Spiels, konnte mehr Augenmerk auf die unmittelbare Quantifizierung der Sprache gerichtet werden. Die entsprechenden Messinstrumente haben dabei einen gewissen Autonomiestatus errungen, indem sich die Erhebung der „Meinungen“ der Bevölkerung in einer solchen Geschwindigkeit und Unmittelbarkeit vornehmen lässt, dass die damit verbundene Artikulation von Ziffern, Tabellen und Grafiken zu einem politischen Ritual geworden ist, sobald strittige Fragen auftauchen, noch bevor andere Formen der „öffentlichen Meinungsbildung“ stattgefunden haben.[746]

Doch damit ist die Frage noch nicht beantwortet, auf welche Weise diese Verschärfung des Messinstrumentes und die damit verbundene steigende „Trennschärfe“ notwendigerweise auch die Möglichkeit des

744 Smith, 1987, S. 105.
745 Blondiaux, 1998, S. 179.
746 Vgl. zur Analyse der Ergebnisse der Meinungsforschung als Bestandteil des politischen Spiels: Champagne, 1990, 1991, 1995; Neidhardt, 1994; Verba, 1996. Yankelovich (1996) kritisiert denn gerade die permanente Verwendung von Polls zu jedem Zeitpunkt des politischen Prozesses, nämlich die sogenannten *„snap spot“ surveys*.

besseren Erkennens und des nachhaltigeren Auftretens von Anomalien geschaffen hat. Denn wenn auch diese Beobachtung der Logik der wissenschaftlichen Entwicklung folgt, so muss gleichwohl dieselbe Logik auf der Ebene der Meinungsforschung rekonstruierbar bleiben, um nicht bloß bei der Beobachtung einer zufälligen Koinzidenz zwischen Kuhns Theorie und der Entwicklung der Meinungsforschung zu verbleiben. Die Klärung, weshalb die Verschärfung des Messinstrumentes, die sich augenfällig im Wandel der Frageformen und -formulierungen äußert, notwendigerweise die besagten Anomalien produziert, bildet die eine der beiden Fragen, für die sich die weitere Untersuchung interessiert. Hierbei, und dies ist die Schwierigkeit, lässt sich indes *nicht* auf eine Kritik zurückgreifen, die von außen, wie die doppelte Hermeneutik, an die Matrix herantritt und postuliert, das Konzept der Meinung sei ganz einfach falsch. Im Gegenteil, eine solche Untersuchung muss mit Konzepten arbeiten, die selbst die symbolische Ordnung der Meinungsforschung nicht von vornherein als falsch negieren, sondern als Bestandteil der Produktion einer bestimmten Wissensform beurteilen: erst damit kann das Auftauchen und die Verarbeitung der Anomalien als „Nebenfolge" selbst verstanden werden.

Die Verschärfung des Messinstrumentes impliziert aber, wie gesehen, nicht nur Anomalien, sondern regelmäßig auch Kritik, die, weil die Meinungsforschung sich als Matrix nicht vollständig zu schließen vermag, sich auch in der Öffentlichkeit und anderen Fachrichtungen äußert. In der Tat wird auf der Ebene der wissenschaftlichen und methodischen Diskussion, wie gezeigt, mit einer gewissen Regelmäßigkeit angezweifelt, dass die Meinungsforschung überhaupt fähig sei, „Meinungen" zu messen. Die Frage nach der Validität der Messergebnisse, so legt die einschlägige methodische Diskussion nähe, lässt sich letztlich denn auch nie mit dem Instrumentarium selbst „beweisen." Damit sieht sich aber die ganze symbolische Welt der Meinungsforschung, die sich als solche sehr wohl stimmig generiert hat, schnell radikalem wissenschaftlichem Zweifel ausgesetzt. So bestehen nicht nur auf der Ebene der wissenschaftlichen Diskussionen radikale Bedenken an der Meinungsforschung selbst, sondern auch in öffentlichen Diskussion wird das Instrumentarium gleichsam rituell grundsätzlich hinterfragt, kaum ist der Anomalien bekannt geworden.[747]

[747] Vgl. Champagne, 1990, 1995; Brettschneider, 1996. An der „Skepsis" gegenüber der Meinungsforschung, so Noelle-Neumann und Petersen (1996, S. 23) habe sich über die Zeit nichts geändert. Sie äußere sich insbesondere dann, wenn Anomalien in Hinsicht auf Wahlprognosen evident werden: „Weicht eine Wahlprognose auch nur minimal vom Wahlergebnis ab, kann man voraussagen, dass am Tag darauf die Schlagzeilen lauten: 'Niederlage der Meinungsforschung, totales Versagen, sie sind die eigentlichen Verlierer der Wahl.'"

Naheliegenderweise stellt sich hierbei ebenfalls die Frage, ob die Hartnäckigkeit der Kritik nicht gleichermaßen einer bestimmten Logik folgt wie das Auftauchen der Anomalien. Diese Vermutung bedarf zunächst Ausführungen, die wiederum zurück in die Wissenschaftstheorie führen, bevor sie als Frage an die weitere Untersuchung formuliert werden kann. Für Bachelard, der eine reine „Beobachtungssprache" als ebenso illusorisch betrachtet wie Kuhn und Popper,[748] haben wissenschaftliche Größen und Messungen zuweilen die Eigenschaft, die „bizarrsten geometrischen und die phantastischsten quantitativen Bestimmungen" zu erreichen.[749] Der Grund, weshalb die Zahlen, welche die Messinstrumente herstellen, mitunter diese unangenehme Eigenschaft aufweisen, liegt darin, dass ein vermeintlicher „Realismus", der sich nach Bachelard hartnäckig hält, an der unmittelbaren Gegenwärtigkeit eines Gegenstandes festhält und dabei ein notwendiges Postulat des Erkennens vergisst, nämlich dass sich die Messung nur *in Relation* zum Messinstrument selbst interpretieren lässt.[750] Indem aber, durchaus in Einklang mit Kuhns Ausführungen, das Objekt einer Wissenschaft „immer in gewisser Weise ein *neuer* Gegenstand ist", sind die Messungen, die nicht in Bezug zum Messinstrument gedacht sind, „beinahe unausweichlich untauglich" und produzieren Wissen, das ohne Begründung frei zu flottieren beginnt.[751] Das Eigentümliche, das Bachelard hier als Wissenschaftshistoriker aber beobachtet, ist, dass die entsprechenden Ziffernreihen nicht einfach bloß ungenau oder rudimentär bleiben, sondern im Gegenteil, gerade weil die Unmittelbarkeit des Gegenstandes nicht gegeben ist, die Messungen auch dazu tendieren, auf irrationale Weise gleichsam zu exakt auszufallen, um mit dieser Überexaktheit das einzufangen, was als solches sich einer unmittelbaren Repräsentation, einer unmittelbaren Messung entzieht. Dieser „Aufstand der Zahlen",[752] für den Bachelard die verschiedensten alltäglich anmutenden Beispiele anführt,[753] ist für das Verständnis der Problematik der Meinungsforschung gerade deshalb so wichtig, weil die Ergebnisse der Meinungsforschung selbst, die „aufgezählten Meinungen", stets in einen öffentlichen Diskurs zurückgegeben werden, dessen Kriterien des Spre-

748 Vgl. Bachelard, 1987, S 306, S. 308.
749 Bachelard, 1987, S. 306.
750 Bachelard, 1987, S. 307.
751 Bachelard, 1987, S. 306.
752 Bachelard, 1987, S. 308.
753 Ein unerschöpflicher Fundus für die Betrachtungen zum Aufstand der Zahlen sind für Bachelard, den ehemaligen Physiklehrer an einem Gymnasium, Physikprüfungen, bei denen die geplagten Schüler in übertriebener Exaktheit Rechnungen zu lösen versuchen „ohne Rücksicht auf Fehlerspielräume" (1987, S. 309). Jene Fehlerspielräume fallen auch dann dahin, wenn Medien Unterschiede in der Entwicklung von Bevölkerungsmeinungen von nur einem Prozent bei tausend Befragten interpretieren.

chens und des Meinens evidenterweise nicht in Relation zu dem inzwischen komplexen Instrumentarium der Meinungsforschungsindustrie stehen, dem die Ergebnisse entstammen – sonst zeigten sich die Zahlenreihen wohl kaum marktfähig. Dasselbe gilt auch für die Wahrnehmung der Ergebnisse der Meinungsforschung durch andere wissenschaftliche Öffentlichkeiten. Auch hier werden notwendigerweise die Zahlen und Ziffernreihen wie gesehen in eine andere diskursive Ordnung eingebaut mit einem anderen Verständnis von „Meinen" und „Interpretieren" versehen, das notwendigerweise nicht in Relation zu den Messinstrumente selbst stehen kann. Der Grund hierfür ist jeweils derselbe: Zu sehr sind Begriffe wie diejenige der „öffentlichen Meinung" und verwandte Begriffe, welche die Ergebnisse bezeichnen in intertextuelle Strukturen eingelagert, als dass sie sich alleine auf das Messinstrument beziehen ließen. Dieser Umstand wird, wiederum einer bestimmten (und diskutierten) Logik folgend, von den einschlägigen Einführungsbüchern in die Meinungsforschung und von der Geschichtsschreibung der disziplinären Matrix selbst, eifrig gefördert, die die Meinungsforschung in die Tradition der „öffentlichen Meinung" und der demokratischen Debatten stellen wollen.[754] Die Inkommensurabilität der zugrundeliegenden Vorstellungen führt auf diese Weise mit einer gewissen fatalen Notwendigkeit dazu, dass Aussagen über kommagenau vermessene „Meinungen" der Bevölkerung, allenfalls versehen mit einer geradezu rituellen Verwendung von (falsch berechneten) Stichprobenfehlern keineswegs in bezug zur Messtechnik diskutiert werden,[755] sondern in einen frei schwebenden Bedeutungshorizont eintreten, der wie auch immer interpretiert werden kann. Die schönen Tabellen und Grafiken wehren sich, in den Worten Bachelards, dagegen, „sich in klare diskursive Form" bringen zu lassen, die sich der „unmittelbarsten Anschauung darbietet".[756]

So beginnt der Tanz und Aufstand der Zahlen regelmäßig dann, wenn die Werte verschiedener Meinungsforschungsinstitute um die adäquatere Erfassung dessen ringen, was sich nur in Kategorien der Meinungsforschung selbst erfassen lässt, wenn Fehlprognosen auftauchen; der Öffentlichkeit nicht einleuchtende Verfahren offenbar werden, oder aber, wie schon bei Rogers, wenn die Anomalien selbst breiter bekannt werden. Will sich die Meinungsforschung indes auf ihre „Wis-

754 Beileibe ist dies nicht nur bei Gallup der Fall. Diesbezüglich Bedeutung in der Geschichte der Matrix haben vor allem Lazarsfeld (1948) und Noelle-Neumann (1979) erlangt. Die Idee, dass die Meinungsforschung etwas mit „öffentlicher Meinung" zu tun haben könnte, artikulieren auch Fishkin (1995), Crespi (1989) und Blondiaux (1998).

755 Vgl. Yankelovich, 1996, S. 3.

756 Bachelard, 1987, S. 307.

senschaftlichkeit“ zurückziehen, sobald ihre Ergebnisse in Kritik geraten, könnte sich dies durchaus als Flucht vom Regen in die Traufe erweisen, wartet doch dort, weil sich in den Sozialwissenschaften kein einheitliches Paradigma herausbilden konnte, wiederum die Kritik der anderen Fachrichtungen: die „Wissenschaftlichkeit“ der Meinungsforschung ist ein trügerischer Anker ihrer Position in der Öffentlichkeit, wenn im wissenschaftlichen Hafen selbst eine gar steifer kritischer Wind weht.

Aus dieser Persistenz der Kritik, die in engem und noch ungeklärten Zusammenhang mit der Persistenz der Anomalien steht, ergibt sich indes eine zweite Frage an die weitere Untersuchung: weshalb weist einerseits die Meinungsforschung, wie gezeigt alle institutionellen und technischen Korrelate einer reifen Wissenschaft auf (ein paradigmatisches Beispiel, eine Wissenschaft treibende Gemeinde, ein eigenes technisches Instrumentarium und eine spezifische symbolische Ordnung), vermag aber andererseits einen paradigmatischen Status nicht zu erreichen, sondern sieht sich immer noch konkurrierenden inkommensurablen Ordnungen ausgesetzt? Kuhn selbst hat zwar dargelegt, weshalb sich die Sozialwissenschaften nicht als reife Wissenschaften zu konstituieren vermögen, zu sehr seien sie an Problematiken orientiert, die von „außen“ an die Matrix herangetragen werden, zu wenig könne sich der wissenschaftliche Diskurs schließen, als dass das Paradigma bindende Kraft erreichen könne, zu sehr wird die Matrix mit Problemen belastet, die sich mit ihrer Begrifflichkeit und ihrem Instrumentarium nicht lösen lässt, zu sehr sind damit permanente Debatten über die Grundprinzipien stets gegenwärtig.[757] Doch diese Einsicht, dass sozialwissenschaftliche Disziplinen ihre Rätsel nicht weitgehend selbst definieren können, steht die Beobachtung gegenüber, dass Meinungsforschung *dennoch* als wissenschaftliche Matrix funktioniert, dennoch ihre „eigenen“ Untersuchungsgegenstände zu kreieren vermag, selbst in der allseits wahrgenommenen Krise auch neue Versuche zur Etablierung eines Paradigmas auftauchen.[758] Mit anderen Worten, die Meinungsforschung scheint in der Wissenschaftslogik Kuhns einen nicht vorhergesehenen Fall darzustellen: sie funktioniert als wissenschaftliche Matrix, ohne die dafür an sich notwendige Schließung des Wissens vornehmen zu können. Ob diese Evidenz in einer Weise zu begreifen ist, die nicht plan auf eine Kritik

757 Vgl. Kuhns (1996) Ausführungen zur Sozialwissenschaft in der „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ auf den Seiten 30, 35, 51, 171, 175, 176.

758 Vornehmlich seien hier die „deliberative polls“ zu nennen, die Fishkin (1995), durchaus in der Tradition der Meinungsforschung, als grundsätzliche Neuerung konzipiert, welche die Anomalien der quantitativen Meinungsforschung überwinden sollen. Noelle-Neumann und Petersen (1996) haben sich auch auf die Suche nach neuen Möglichkeiten der Meinungsforschung begeben.

der Meinungsforschung hinausläuft oder auf ihre tumbe, fraglose Anerkennung, sondern ob im Gegenteil diese Ambivalenzen sich selbst als Bestandteil einer bestimmten sozialen und symbolischen Ordnung betrachten lassen, dies stellt die zweite noch zu untersuchende Frage dar. Mit anderen Worten: der letzte Teil der Untersuchung fragt gerade, ob nicht die Ambivalenz des Instrumentariums selbst jenes „Phänomen" ist, das noch der Erklärung harrt und nicht die Frage der Wissenschaftlichkeit der Methode und der Richtigkeit oder Falschheit ihrer Ergebnisse.

7. Eine Archäologie des Zählens und Tabellierens

7.1. Die Verkettung von Meinungsforschung und Kritik

Sowohl die oben geschilderte Kritik wie die Begründung der Meinungsforschung weisen eine inhärente Gemeinsamkeit auf: Sie halten an der zunächst einleuchtenden Vorstellung fest, Meinungsforschung stehe mit dem alltäglichen Begriff der „Meinung" unmittelbar noch in Verbindung, im Richtigen wie im Falschen.[759] Es ist der Kontext des „Meinens" und der „öffentlichen Meinung", an dem die entsprechende Industrie zu bemessen sei. Je nachdem stellt die Meinungsforschung damit letztlich sinnlose Artefakte her, die mit dem Verständnis der Meinungsbildung nicht im geringsten etwas zu tun haben oder aber die Methode

[759] Hier ist indes auch noch eine dritte Variante zu erwähnen: die Ergebnisse der Meinungsforschung werden in ihrer Faktizität gleichsam als solche akzeptiert, obwohl sie, bei genauer Betrachtung in wissenschaftlicher Hinsicht durchwegs problematisch sind. So sieht Niklas Luhmann die Meinungsforschung im Kontext des Begriffs der „öffentlichen Meinung" (1993) als eine bestimmte Äußerungsform der „öffentlichen Meinung" unter anderen. Allerdings verwendet er einen Begriff der „öffentlichen Meinung", der seiner Theorie des politischen Systems eigen ist. Zunächst möchte Luhmann diesen Begriff der „öffentlichen Meinung" aus der klassischen Tradition, wohl die „alteuropäische", radikal herauszulösen, um ihn für eine sozialwissenschaftliche Betrachtung zugänglich zu machen (1992, S. 172). Die „öffentliche Meinung" wird in dieser Hinsicht zu einem „Sensor" für das politische System, zu einer Möglichkeit, zu beobachten wie es selbst beobachtet (1992, S. 180). Diese „Beobachtung zweiter Ordnung" (1993), welche die „direkte Beobachtung" der „Umwelt" eigentlich substituiert, beruht auf Informationen gleich welcher Art: es sind „Meldungen", „Kommentierungen" in „Presse" und „Funk", „Zahlen" und „Kurse" (1992, S. 179 f.) und natürlich auch die Tabellen der Meinungsforschung (1971, S. 10). Letztlich kommt es offenbar nicht darauf an, was auf welche Weise als „öffentliche Meinung" gilt, sofern es als „öffentliche Meinung" überhaupt gelten kann. Im Falle der Meinungsforschung, die „Meinung" durch „Antworten" ersetzt, bleibt letztlich bloß noch die „Erinnerung" an den „klassischen Begriff" (1971, S. 10). Die Meinungsforschung ist eine „Technologie" und eine „Konstruktion", deren Bedeutung nur noch darin liegt, dass sie andere „Konstruktionsweisen", die, weshalb auch immer, als „öffentliche Meinung" gelten, in „Schach" zu halten vermag (1993, S. 8). Diese Perspektive, die sich beherzt gegen eine „ontologische Metaphysik" (1993, S. 8) richtet, also die Erkenntnistheorie *vor* Kant, hat den Vorteil nicht falsch sein zu können. Die Frage auf welche Weise überhaupt konstruiert wird, mit welchen Bestandteilen, unter welchen Voraussetzungen, fällt so dahin, ebenso die Möglichkeit Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen in der Konstruktion selbst zu erfassen und zu begreifen.

erfasst die Meinungen zwar nicht perfekt, aber doch hinlänglich genug, so dass sie bedeutungsvolle Informationen zu produzieren vermag, die ohne sie nicht bestanden hätten. Diese Auffassungen beziehen sich indes auf die Einschätzung der Qualität, des Werts und des Sinns der Meinungsforschung und weniger auf das Verstehen der entsprechenden Institution und einer bestimmten Technologie der Wissensproduktion als selbst zu erklärendes Phänomen.

Denn ironischerweise folgen diese Einschätzungen letztlich, sei es in anerkennender oder in negierender Absicht, stets der Geschichtsschreibung der Meinungsforschung, die sich selbst in die ehrwürdige Tradition des politischen „Meinens" stellt und hierbei das Instrumentarium auf die Geschichte der „öffentlichen Meinung" bezieht. Nicht nur, dass diese Auseinandersetzungen damit die symbolische Ordnung der Disziplin letztlich festigen, sei es auch nur im Negativen, sie beurteilen auch das Wissen, das die Industrie liefert, notwendigerweise aus der Binnenperspektive der disziplinären Matrix selbst. Was die Wissenschaftstheorien Bachelards wie Kuhns indes lehren, ist gerade eine Skepsis gegenüber der wissenschaftsimmanenten Historik und damit gegenüber der Übernahme der Begrifflichkeit der Wissenschaft selbst; beide warnen davor, die Tradition der Disziplin als unmittelbar gegeben zu erfassen und beide legen das Augenmerk auf die diskontinuierlichen Entwicklung der Wissensformen selbst, die eine Geschichtslinie als solche hinterfragt.

Mit anderen Worten: die Praxis, dass die Meinungsforschung, sei es in befürwortender oder kritischer Absicht, stets in der Tradition der „öffentlichen Meinung" gedacht wird, also auf jene Geschichte bezogen bleibt, die sie selbst schreibt, schließt beinahe kategorial aus, dass die Produktion des Wissens in einem ganz anderen Zusammenhang steht. Dieses kategoriale Ausschließen könnte sich indessen auch als hinderlich erweisen, soll die Institution und ihr Wissen verstanden und ihre Ambivalenzen ins Auge gefasst werden. Denn wenn davon ausgegangen wird, dass die disziplinäre Matrix der Meinungsforschung sich nicht vollständig hat schließen können, sich immer mit anderen (inkommensurablen) Auffassungen, was politisches Meinen bedeutet, konfrontiert sieht, dann erweist sich auch als wenig plausibel, dass sie die Begründung des so oft nachgefragten Wissens gleichsam aus sich selbst schöpft. Mit anderen Worten: soll die Institution untersucht werden, ohne sogleich – in Anlehnung an Bachelard – in jene Fallen der Begriffsgeschichte zu geraten, welche die Geschichtsschreibung der Disziplin selbst legt, dann muss sie auch die Hypothese prüfen, dass die Disziplin sich letztlich auf andere Wissensformen stützt, die allerdings nicht explizit erscheinen. Dies würde zumindest erklären, weshalb die Fabriken des Zählens und Tabellierens sich bislang noch nicht als Potemkin-

sche Konstruktionen erwiesen haben, die bloß willkürlich Zahlenreihen produzieren, aber beim nächsten heftigen Windstoß der Kritik zusammenbrechen, sondern im Gegenteil gegenüber Kritik ganz augenscheinlich standhalten und womöglich gar – dies bildet eine noch zur verfolgende Vermutung – auf die Kritik als Bestandteil ihres Bestehens angewiesen sind.

Gerade die einem Personenkult frönende Geschichtsschreibung der Meinungsforschung, die sich auf den großen Erfinder Gallup beruft, nährt den Verdacht, dass die Begründung der Meinungsforschung sich nicht alleine in der Messung der „öffentliche Meinung" finden kann; der Name bezeichnet hier, so die Vermutung, gleichsam die leeren Stellen des disziplinären Lexikons selbst. Denn ließe sich Gallups Arbeit auf bestimmte, evidente, klar ausformulierte Grundlagen (der Sozialwissenschaften oder des Wissenschaftlichen selbst) unmittelbar rückführen, hätte – so lässt sich aufgrund Kuhns Überlegungen folgern – seine Person (und diejenige Bryce') kaum eine so große Prominenz: Gerade indem Paradigmata sich nie restlos in sich selbst begründen lassen und notwendigerweise „unvollständig" bleiben,[760] außer sie verfügten die Möglichkeiten einer sehr reifen Wissenschaften, sucht, so die Überlegung, das nicht Aufgehobene nach einer Bezeichnung: die „Erfindung des Dr. Gallup" gerät zu einer polyphonen Chiffre, die – indem sie stets ein anderes Bedeutungsfeld zu bezeichnen vermag, sobald sich eines als wenig verwendbar erweist – gleichsam Züge eines „Mythos" des sozialwissenschaftlichen „Alltags" annimmt.[761]

760 Kuhn, 1996, S. 38f.

761 Wenn davon ausgegangen wird, dass der Topos „George H. Gallup" auch etwas anderes bezeichnet als das Leben einer „wirklichen Person", nämlich eine bestimmte Art Wissen zu produzieren und mit Wissen umzugehen, die sich mit seinem Namen verbindet, lässt sich, in Verbindung mit Kuhns Überlegungen zum „unvollständigen Beispiel" durchaus Barthes Begriff des „Mythos des Alltags" heranziehen. Das heißt, der Name „Gallup" dient dem Mythos gleichsam als Rohstoff, den er mit einem neuen zusätzlichen Inhalt (Bedeuteten) versieht und somit zu einem neuen Zeichen, dem Mythos zusammenfügt. Doch dieses neue Bedeutungsfeld ist keineswegs deutlich bezeichnet, im Gegenteil, es ist „konfus, aus unbestimmten Assoziationen gebildet". Barthes betont in diesem Zusammenhang „das Offensein dieses Wissens" als eine „formlose, instabile, nebulöse Kondensation" (1964, S. 99). Das Eigentümliche an der mythologischen Konstruktion zeigt sich aber darin, dass seine beiden Bedeutungsebenen stets präsent sind, die Konzentration je nachdem mal auf diese, mal auf jene Ebene gelenkt werden kann (wie beim Blick aus dem Auto auf die Scheibe oder die Landschaft, so Barthes), weswegen ein Widerspruch, der sich zwischen den beiden Bedeutungsebenen auftun könnte, gar nicht erst zu entstehen vermag: je nachdem lässt sich bei der Diskussion von Gallups Innovation zwischen der Biographie, der verwendeten popular-demokratischen Theorie, des Forschungsumfeldes und der Technologie, welche die Meinungsforschung begründet, hin und her wechseln.

Um sich indes nicht abermals der Gefahr auszusetzen, sich in einer letztlich nicht-beantwortbaren Diskussion zu verfangen, nämlich ob Meinungsforschung in bestimmten Phasen der öffentlichen Diskussion fähig sei, präexistierende Meinungen von Staatsbürgern und Staatsbürgerinnen zu erfassen und zu repräsentieren, muss von dem Begriff der „Meinung" und damit verbunden von der Problematik der Erfassbarkeit von Meinung über das Instrumentarium der Meinungsforschung Abschied genommen werden – so die These dieser Arbeit.[762] Erst dann lässt sich auf jene Elemente zurückgreifen, welche die Meinungsforschungsindustrie unumgänglich und nicht bestreitbar verwendet, sofern sie in juristischer Hinsicht korrekt funktioniert, um überhaupt Wissen präsentieren zu können; erst damit kann eine Befangenheit im Streit der inkommensurablen Ordnungen vermieden werden und erst damit lassen sich die Fallen der Geschichtsschreibung und Sprache umgehen, welche die Meinungsforschung selbst etabliert hat.

Dass eine Benennung von solchen Elementen gleichsam jenseits der Inkommensurabilitäten nicht per se einen unfruchtbaren Versuch darstellen muss, ist selbst schon im Begriff der Inkommensurabilität enthalten: Inkommensurabilität ist immer nur lokal, bezieht sich stets auf einen *nicht* übersetzbaren Rest von Begriffen, eine Vorstellung, die gleichzeitig die partikulare Übersetzbarkeit ebenso beinhaltet. So muss darüber hinaus immer auch, damit sich überhaupt Debatten installieren können, ein unumstrittener Bezugspunkt erkennbar sein, von dem aus die sprachlichen Zeichen in die unterschiedlichen, inkommensurablen symbolische Ordnungen oder „Welten" verweisen. Wenn vor der kopernikanischen Revolution der Mond als Planet galt und die Erde dagegen nicht, um danach einem System von Bedeutungen Platz zu machen, bei der nunmehr die Erde als Planet gilt und der Mond nicht mehr, dann wird zwar evident, dass eine theorieneutrale Beschreibung eines Planeten nicht existiert, unmöglich ist und die beiden Ansätze hinsichtlich ihrer Theorie und ihres Begriffs des Planeten schlicht inkommensurabel sind,[763] was aber keineswegs heißt, dass sie unvergleichbar bleiben:[764] denn letztendlich beschäftigen sie sich beide mit der Beschreibung von Himmelskörpern – hierin erweist sich eine Inkommensurabilität stets als nur bedingt.

---

762 Dies bedeutet allerdings ganz und gar nicht, dass damit verneint wäre, dass es unter Umständen dienlich und sinnvoll ist, Ergebnisse der Meinungsforschung als Abbild der Einstellungen oder Meinungen in der Bevölkerung aufzufassen.

763 Vgl. hinsichtlich dieses Beispiels Kuhn, 1979, S. 416: „There is no neutral language into which both of the theories as well as the relevant data may be translated for purposes of comparison".

764 Kuhn, 1979, S. 416.

Übertragen auf die Problematik der Meinungsforschung lassen diese Überlegungen folgern, dass die Meinungsforschung wie ihre Kritik inkommensurable Begriffe der „Meinung" etablieren und die Theorien wiederum nicht aufgrund eines Begriffs der Meinung selbst verglichen werden können, dass aber dennoch die Möglichkeit der Vergleichbarkeit aufgrund eines bestimmten Bezugspunktes existiert. Dieser Bezugspunkt ist, so trivial es zunächst klingen mag, nichts anderes als auf der tiefsten Ebene der Wissensproduktion der Disziplin angesiedelt: nämlich in der symbolischen Transformation der Sprache zur Zahl und im praktischen Bereich des *Zählens* von *Aussagen,* in jenem Ineinandergreifen zweier Ebene, der Praxis und des Symbolischen also, die letztlich dem Wissen der Meinungsforschung, wie auch immer interpretiert, zugrunde liegen.[765] Damit wäre ein Ort erreicht, so die These, der gleichsam das integrierende Gemeinsame der verfänglichen Debatten

765 Diese Differenzierung ist insofern bedeutsam, als sie zu unterscheiden vermag zwischen der symbolischen Ordnung, innerhalb oder „aufgrund" derer das Wissen produziert wird und damit in Lehrbüchern und den Köpfen der Forschenden präsent ist, und jener Praxis, die das Wissen der Meinungsforschung immer wieder variierend erst generiert und damit auch die symbolische Ordnung reproduziert. Die Differenzierung geht auf die Arbeit Ferdinand de Saussures (1967) zurück. Das, was im Deutschen gemeinhin als „Sprache" bezeichnet wird, unterteilt Saussure in *langage*, *langue* und *parole*. Indem Saussure eine Theorie der Zeichen als Sozialwissenschaft im breiteren Sinne sich eröffnen wollte (S. 19f.), ist die Übernahme einer generellen Sprachtheorie nicht ungerechtfertigt. Die Wiedergabe dieser begrifflichen Differenzierung in die deutsche Sprache ist nicht einfach. Als *langage* lässt sich die Gesamtheit der sprachlichen Äußerungen bezeichnen, die eine Sprachgemeinschaft produziert oder genereller: das menschliche Sprachvermögen überhaupt. In dieser Gesamtheit erkennt Saussure aber eine individuelle wie auch eine soziale Seite, die er sich zu trennen genötigt sieht, um eine Wissenschaft der Sprache überhaupt definieren zu können. Die konkrete Sprachtätigkeit (*parole*) ist lediglich der individuelle Aspekt dessen, was für eine gelungene Kommunikation notwendig ist, es ist der konkrete Sprechakt, der aufgrund der Sprache erst formulierbar ist. Doch das individuelle Sprechen ist angewiesen auf eine Gesamtheit von Vorstellungen und Zeichen, sprachlichen Gewohnheiten und Konventionen, auf welche die sprechenden Individuen zurückgreifen können, die es ihnen überhaupt erst ermöglichen, sich zu verstehen, sich verständlich zu machen. Dieser intersubjektive oder soziale Aspekt des menschlichen Sprachvermögens bezeichnet Saussure als *langue*. Die beiden Kategorien, die Saussure im menschlichen Sprachvermögen entdeckt, lassen sich zwar nur analytisch getrennt betrachten, bedingen sie sich aber dennoch wechselseitig, sind miteinander verwoben: „Die Sprache ist erforderlich, damit das Sprechen verständlich sei und seine Zwecke erfülle. Das Sprechen aber ist erforderlich, damit die Sprache sich bilde" (S. 22). Übertragen auf das Feld der Meinungsforschung lässt sich das Wissen im Sinne einer *langage*, aufgrund derer die Matrix operiert und das es beständig produziert, analytisch trennen in eine symbolische Ordnung, die gleichsam die Sprache im Sinne einer *langue* darstellt, welche die Transformation von sprachlichen zu numerischen Zeichen erst sinnvoll ermöglichen und in eine konkrete Praxis der Untersuchung (im Sinne einer *parole*), welche über das Zählen von Aussagen erst einen neuen „Sprechakt" der Industrie ermöglicht, der alsbald in die Öffentlichkeit eingespeist wird.

des Messens und des Begriffs der Meinung bezeichnet, jene Basis, von der aus sich die Inkommensurabilitäten erst entwickeln können. Erst mit einer Diskussion des Wissens als eine Kombination der Praxis des Zählens von Aussagens und der damit verbunden Transformation der Sprache zu Zahl, lässt sich die aufgerissene Problematik angehen, kann die Persistenz der Kritik, der Anomalien und gleichzeitig das ungebremste Funktionieren einer Maschinerie verstanden werden, die selbst von ihren Ingenieuren zuweilen kritisch bis verzweifelt beurteilt wird.

7.2. Der notwendige Abschied vom Konstrukt der „Meinung“

7.2.1. Meinungsforschung, befreit von ihren Voraussetzungen: Jürgen Habermas

In zwei bekannten Arbeiten, welche die Meinungsforschung analysieren, ist die These bereits angelegt, dass von der Vorstellung der (öffentlichen) „Meinung“ Abschied genommen werden müsse, um das Instrumentarium adäquat fassen zu können, nämlich in Habermas' klassischer, 1962 das erste Mal erschienen Arbeit über den „Strukturwandel der Öffentlichkeit“[766] und in Bourdieus Studie über die Meinungsforschung die ebenfalls in einer breiteren Sozialtheorie verwurzelt ist.[767] Beide Arbeiten sehen die Meinungsforschung selbst als Ausdruck breiterer politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse, und sie „befreien“ die Meinungsforschung von der Konzeption der „öffentlichen Meinung“ – allerdings nur insoweit, als dies zur Kritik der politischen Öffentlichkeit und der Vorstellung der „öffentlichen Meinung“ gereicht. Das Verbleibende, das damit Freigelegte der Meinungsforschung selbst, nämlich die industrielle Verarbeitung des Aussagens und Zählens harrt als solches noch der Diskussion.

Doch schon Jürgen Habermas entläßt in seiner historischen Untersuchung die Meinungsforschungsindustrie aus dem unmittelbaren Zusammenhang des politischen Meinens und der „öffentlichen Meinung“,

766 Habermas, 1990.

767 Der entsprechende Aufsatz „Die öffentliche Meinung existiert nicht“ erschien auf deutsch erstmals 1987. Die konkrete Diskussion um die Meinungsforschung wird indes auch in einer breiteren soziologischen Perspektive aufgehoben in den 1987 auf deutsch erschienen „feinen Unterschiede“ vornehmlich auf den Seiten 642 bis 707 und in den „Méditations pascaliennes“ (1997) auf den Seiten 74 bis 99.

indem die Meinungsforschung selbst als Bestandteil eines Vorgangs erscheint, der jenen Kontext, innerhalb dessen die „öffentlichen Meinung“ noch Sinn und Bedeutung trug, zersetzt. Das Ergebnis dieser Entwicklung, so Habermas bereits in der Einleitung, ist die Unmöglichkeit eine Kategorie wie die „öffentliche Meinung“ konzeptionell zu klären, eine Unmöglichkeit, die sich gerade an jener „Disziplin“ „rächt“, welche die „öffentliche Meinung“ zu ihrem „Gegenstand“ gemacht hat: „unter dem Zugriff der empirischen Techniken“ so die Konsequenz „hat sich das, was die public opinion research eigentlich fassen wollte, als unfassbare Größe aufgelöst“.[768] Dieser Prozess, innerhalb dessen die Vorstellung der „öffentlichen Meinung“ eigentlich zerfällt, erscheint bei Habermas bekanntlich als ein für die Gesellschaftsdiagnose massgeblicher „Strukturwandel der Öffentlichkeit“. Die damit einhergehenden unterschiedlichen Ausformungen politischer Öffentlichkeiten über die Zeit bemißt Habermas dabei an einem Ideal der „hellenischen Öffentlichkeit“, das ihm vornehmlich als kontrafaktische Instanz zur Beurteilung von Verhältnissen dient, darüber hinaus aber auch als wirksames „Organisationsprinzip unserer politischen Ordnung“[769] zu verstehen ist. Von den griechischen Schriften noch „stilisiert“ überliefert, vermag dieses Ideal immer noch ein „ideologisches Muster“ zu liefern, das seine „eigentümliche normative Kraft“ bis in die Gegenwart trägt.[770] Das öffentliche Leben der griechischen Stadtstaaten, als dessen vornehmster Schauplatz die *agora* gilt, ist jener Bereich, in dem jenseits der von Notwendigkeiten und Vergänglichkeiten beherrschten Privatsphäre, „die Dinge“ erst zur „Sprache“ kommen,[771] ein Diskurs über die öffentliche Sache unter Gleichgestellen erst als verwirklichbar erscheint. In den dabei stattfindenden Debatten obsiegt alleine das bessere Argument und gereicht demjenigen, der es entwickelt hat, zu Ehren.[772]

768 Habermas, 1990, S. 54.
769 Habermas, 1990, S. 57.
770 Habermas, 1990, S. 57.
771 Habermas, 1990, S. 57.
772 Die breitere Geschichte kann hier nur summarisch referiert werden. Die bindende Kraft der hellenischen Öffentlichkeit verblasste, so Habermas, im europäischen „Mittelalter“: das generierende Prinzip der Trennung zwischen Öffentlichem und Privatem schwand, vor dem Hintergrund der Tatsache, dass „Grundherrschaft und Lehnherrschaft“ des Mittelalters es verboten, Privatpersonen aus den privaten Herrschaftsverhältnissen heraustreten und an einer Sphäre des öffentlichen Lebens der Gleichgestellten teilnehmen zu lassen. In der „Öffentlichkeit“ erschien lediglich die „Repräsentation der Herrschaft“ (vgl. die Darlegung Habermas, 1990, Kapitel 1 § 2); das Modell der „repräsentativen Öffentlichkeit“ blieb damit vornehmlich an Personen gebunden, an ihren Habitus, an ihren Kodex, an ihren Insignien. Die normative Kraft des hellenischen Ideals tauchte erst in der „bürgerlichen Öffentlichkeit“ wieder auf, die sich im Gleichzug zu dem sich ausbreitenden Finanz- und Handelskapitalismus

Mit der Installation des modernen Rechtssaates und der demokratischen Partizipationsrechte erfahren, ausgehend von massgeblichen ökonomischen Transformationen und einer kommunikationstechnischen Revolution, durchaus grundlegende Ideen einer debattierenden Öffentlichkeit eine Verwirklichung. Allerdings, wie Habermas ausführt, zeigt sich diese Verwirklichung als Ganzes widerspruchsvoll. Mit der Installation der „bürgerlichen Öffentlichkeit" als nunmehr rationale Herrschaftsform ist damit auch zugleich ihre durch diese Widersprüche initiierte Auflösung eingeleitet, weil das öffentliche Räsonieren über politische Probleme auf einem Modell der Gesellschaft beruht, dem die gesellschaftliche Realität des aufbrechenden Kapitalismus nicht zu folgen vermag. Denn die Voraussetzungen des rationalen Disputs und damit der Öffentlichkeit, die in der Institutionalisierung der bürgerlichen Öffentlichkeit Bedeutung erlangen, sind untrennbar mit einer soziologischen Voraussetzung verbunden, nämlich mit der „Qualifikation der Privatautonomie, die den gebildeten und besitzenden Mann ausma-

entwickelte und aufgrund zunehmenden Waren- und Nachrichtenverkehrs nach Kommunikation und Information verlangte (S. 70). Dieses Begehren schlug sich dahingehend nieder, dass die entstehenden Nationalstaaten sich gleichzeitig auch als eine neue Form von Kommunikationsräumen generierten, in denen ein neues Medium, die Zeitung, dem neuen Informationsbedürfnis entgegenzukommen vermochte und *Publizität* schuf. Indes beteiligten sich an dieser neuen Form der Öffentlichkeit evidenterweise nicht das ganze Staatsvolk, sondern die Publizität blieb vornehmlich auf jene neue Schicht beschränkt, die im Gleichzug mit den erwachenden kapitalistischen Märkte entstand, nämlich auf das „Bürgertum" (S. 81f.). Erst über die neue Form der Kommunikation generierte sich das Bürgertum indes auch als *Publikum*, das mit seiner steigenden ökonomischen Macht auch zum Adressaten staatlicher Herrschaft gerät. Als Konsequenz der neuen Kommunikationsstrukturen ergab sich auch, dass die sich „veröffentlichende" Staatsgewalt von dem neuen Publikum nicht mehr nur bloß rezipierte wurde, sondern auch diskutiert und kritisiert zu werden begann. Die bürgerliche Öffentlichkeit war bald nicht einfach mehr nur Ansprechpartner der staatlichen Gewalt, sondern eine dem Staat gegenüberstehende diskutierende und kritisierende Sphäre, und es ist genau jenes diskursive Umfeld, getragen und initiiert von sozialen und ökonomischen Entwicklungen, in dem auch die Vorstellung der „öffentlichen Meinung" sich zu bilden begann als Ausdruck des neuen Selbstverständnisses dieses Publikums gegenüber staatlicher Herrschaft (S. 85). Die Entwicklung der bürgerlichen Öffentlichkeit, die staatliche Herrschaft rezipierende und kritisierende Sphäre, stattfindend in urbanen Zentren, in Salons, Caféhäusern und Clubs, trug unweigerlich ein Moment in sich, das nach politischer Veränderung strebte, aber nicht bloß dergestalt, dass nun eine neue Klasse lediglich die Macht ergreifen wollte. Die neuen Ansprüche „unterlaufen vielmehr das Prinzip der bestehenden Herrschaft", indem von nun an politische Entscheidungen einem rationalen Diskurs unterworfen sein sollten, der erst ihre Legitimation nach „Maßstäben" der „Vernunft" ermöglichte (S. 87). Das Veränderungsstreben der neuen Klasse und ihrer Ideale, die sich an einer bürgerlichen Öffentlichkeit orientieren, zeigen in der Folge bekanntermaßen durchaus ihre politische Wirkung in der Geschichte der europäischen Nationalstaaten.

chen“,[773] Voraussetzungen, die als solche nur bei einer schmalen Schicht gegeben sind. Das Ideal einer institutionalisierten „bürgerlichen Öffentlichkeit“ tritt damit in Widerspruch zu einer Gesellschaft, deren Realität nicht alleine von den besitzenden und vermögenden Privatleuten bestimmt wird, sondern auch vom breiten „Volk“ [774], von den „besitzlosen und ungebildeten Massen“,[775] die genau die Voraussetzungen für die Verwirklichung des Ideals nicht teilen. Die Folge davon ist, dass die neu auftauchenden ökonomischen Konflikte der sich ausbreitenden Industrialisierung nun nicht mehr nur im Bereich des Privaten verbleiben, sondern gerade auch in die potentiell offene politische Öffentlichkeit drängen. Die Politisierung der Sozialsphäre führt als Konsequenz letztlich zu einem Zerfall der etablierten und unumgänglichen Differenzierung zwischen „privat“ und „öffentlich“ und damit auch der Basis der Öffentlichkeit selbst: sie „scheint in dem Masse die Kraft ihres Prinzips, kritische Publizität zu verlieren, indem sie sich als Sphäre ausdehnt und noch den privaten Bereich aushöhlt“.[776] Damit einhergehend verschwindet das kritisch rezipierende Publikum in einer diffusen, Massenkultur konsumierenden Masse, der Informationen nach Massgaben der Wirkung, die sie zu erheischen vermögen, dargeboten werden; ein Vorgang, der, je mehr das Publikum zur Kundschaft von Medienereignissen wird, wiederum dialektisch die elitäre Abschottung der Sphären des Bildungsbürgertums evoziert, während Politisches in der Öffentlichkeit nach Massgabe des guten Verkaufs angeboten werden muss. Letztlich erlebt die bürgerliche Öffentlichkeit damit eine Refeudalisierung, genau im „Maße ihrer Gestaltung durch public relation“: „Die ‘Angebotsträger’ entfalten repräsentativen Aufwand vor folgebereiten Kunden. Eine Publizität ahmt nur jene Aura eines persönlichen Prestiges und übernatürlicher Autorität nach, die die repräsentative Öffentlichkeit des Mittelalters, fern der hellenistischen Ideale, einmal verliehen hat.“[777] Konsequenz dieser nach marktwirtschaftlichen Kriterien transformierten Öffentlichkeit, in der notwendigerweise alles „Warencharakter“ erhält, so auch die „Meinungen“, ist, dass die Entscheidungsfindung selbst wieder aus der Sphäre des Öffentlichen abgezogen wird und hinter den Kulissen der Öffentlichkeit sich ausbreitet,[778] einer Öffentlichkeit, welche die Voraussetzungen des rationalen Disputs ohnehin nicht mehr zu tragen vermöchte, weil sie von den sich multiplizierenden Interessenlagen in modernen Gesellschaften schlicht überfordert wäre. So „ergibt“ sich

773 Habermas, 1990, S. 157.
774 Habermas, 1990, S. 155.
775 Habermas, 1990, S. 217.
776 Habermas, 1990, S. 224.
777 Habermas, 1990, S. 292.
778 Habermas, 1990, S. 297.

Öffentlichkeit nicht mehr gleichsam aus sich selbst heraus, sondern lässt sich nur noch durch Arbeit herstellen, vielleicht eher: inszenieren. Die Agenten des politischen Disputs sehen sich gezwungen, „die Wahlentscheidungen publizistisch in Analogie zum Reklamedruck auf Kaufentscheidungen zu beeinflussen – es entsteht das Gewerbe des politischen Marketing", eines politischen Marketing, betrieben von „parteipolitisch neutralen Werbefachleuten", die „Politik unpolitisch (…) verkaufen",[779] damit eine „Öffentlichkeit" eigentlich inszenieren, die längst nicht mehr als „abschließender Akt eines kontinuierlichen öffentlichen Streites von Argumenten" gelten kann.[780] Die Folge dieser breiteren „Entwicklungslinie des Zerfalls bürgerlicher Öffentlichkeit"[781] ist ein eigentliches Auseinanderfallen zwischen bloß „hergestellter Öffentlichkeit" und dem, was Habermas nunmehr „nicht-öffentliche Meinung" der Bevölkerung nennt, die im Wahlverhalten zum Ausdruck kommt.[782] Der immer wieder inszenierten Öffentlichkeit steht indes keineswegs dumpfe Bewusstlosigkeit seitens der breiten Bevölkerung gegenüber, sondern eine bestimmten Haltung, die Habermas immerhin als „nicht-öffentliche" Meinung bezeichnet, eine „Meinung" also, die der Öffentlichkeit gleichsam verwehrt ist und die auf diese Weise als isoliertes, „sozialpsychologisch aufgelöstes"[783] Etwas – Habermas Begrifflichkeit verwehrt hier eine konkrete Benennung – noch in der Lebenswelt der einzelnen Individuen geistert und um ihre Existenz ringt, bar jeglicher Umstände, die sie zur selbstbewusst geäußerten Meinung eines Staatsbürgers erheben könnte.

In diesen Prozess der Transformation und des Zerfalls ist die Entstehung der einungsforschung eigentlich eingelagert: selbst Bryce' Arbeit ist für Habermas bereits Bestandteil dieses Prozess der „sozialpsychologischen Auflösung" des Begriffs der „öffentlichen Meinung".[784] Die Bedeutung der Meinungsforschung ist indes anerkannt: Nicht nur ermöglicht die „wissenschaftliche Entwicklung der empirischen Techniken von Markt- und Meinungsforschung" die Vermarktung „unpolitischer" Politik, welche die Staatsbürgerschaft zu bloßen Konsumenten degradiert;[785] auch lassen sich über die Meinungsforschung die als „Publikum desintegrierten Staatsbürger" für die Legitimation politischer Entscheidungen „mediatisieren".[786] Doch vermögen die Zahlenreihen der Umfragen, wie notabene jene der Wahlen, keineswegs mehr das zu

779 Habermas, 1990, S. 319.
780 Habermas, 1990, S. 313f.
781 Insbesondere Habermas, 1990, S. 54ff.
782 Habermas, 1990, Kapitel VI § 22.
783 Habermas, 1990, S. 347.
784 Habermas, 1990, S. 348.
785 Habermas, 1990, S. 319.
786 Habermas, 1990, S. 325.

vergegenständlichen, was einstmals als „öffentliche Meinung“ galt: der Kontext, nämlich die deliberative Öffentlichkeit, welche die „öffentliche Meinung“ zur Erscheinung gebracht hat, bleibt zerstört. Die von den Wahlen und der Meinungsforschung erfassten Äußerungen „ergeben“ so folgerichtig „auch in ihrer Addition keine „öffentliche Meinung“, gerade weil:

> „… beide Bedingungen nicht erfüllt sind: die informellen Meinungen bilden sich weder rational, nämlich in bewusster Auseinandersetzung mit erkennbaren Sachverhalten (vielmehr korrespondieren die öffentlich dargebotenen Symbole mit vielfach unbewussten, dem einzelnen in ihrer Mechanik verborgenen Prozessen); noch bilden sie sich diskutant, nämlich im Für und Wider eines öffentlich geführten Gesprächs (vielmehr bleiben die Reaktionen, obschon durch Gruppenmeinungen vielfach vermittelt, in dem Sinne privat, dass sie nicht der Korrektur im Rahmen eines räsonierenden Publikums ausgesetzt sind).“[787]

Der Auseinandersetzung zwischen Gallup und Rogers hat damit Habermas einen gesellschaftstheoretischen Rahmen gegeben. Denn die Auseinandersetzung zwischen Gallup und Rogers trägt, in den Kategorien Habermas' gedacht, Züge eines Phänomens der zerfallenden Öffentlichkeit selbst: Indem der sozio-historische Kontext der „öffentlichen Meinung“ selbst schlicht entschwunden ist, gerät der Disput über die „öffentliche Meinung“ selbst zu einer Auseinandersetzung, ob sämtliche Bevölkerungsschichten, welche die Meinungsforschung repräsentativ erfassen will, zu einer Meinungsbildung fähig seien oder nicht, die gleichgewichtig aufsummiert werden kann. Bezeichnenderweise flackert dabei gerade die Utopie einer demokratischen Öffentlichkeit noch in Gestalt des *New England Town Meeting* auf. Doch die neuerliche Versammlung der „Nation“ über neue Medien und Technologien in einem technisch geläuterten Kommunikationsraum, den Gallup im Entstehen begriffen sah, erweise sich als Veranstaltung, die mit einer Vielzahl von Apparaten zwar unzählige Stimmen künstlich zu produzieren vermöchte, doch wäre in dem Gewirr der Geräusche wohl kein Räsonnement auszumachen, das wohlgeformte Argumente gegeneinander abwägen könnte.

An einer solchen negierenden Einschätzung der Meinungsforschung hält Habermas auch später, obwohl in der Schärfe der Diagnose wesentlich abgeschwächt, im wesentlichen noch fest. In seiner Arbeit „Faktizität und Geltung“ räumt er der Meinungsforschung nur eine allenfalls,

787 Habermas, 1990, S. 325.

zeitlich beschränkte Möglichkeit ein, eine „öffentliche Meinung" zu artikulieren und selbst dann nur als Bestandteil eines breiteren öffentlichen Diskurses: Weder ist „eine öffentliche Meinung […] etwa im statistischen Sinne repräsentativ", schreibt Habermas, gleichsam seine frühere Arbeit paraphrasierend, noch ist sie:

> „… ein Aggregat einzeln abgefragter und privat geäußerter individueller Meinungen; insofern darf sie nicht mit Resultaten der Umfrageforschung verwechselt werden. Die politische Meinungsforschung liefert nur ein gewisses Spiegelbild der „öffentlichen Meinung", wenn der Erhebung eine themenspezifische Meinungsbildung in einer mobilisierten Öffentlichkeit bereits vorangegangen ist."[788]

Die Problematik einer solchen abgeschwächten Diagnose, die an ursprüngliche Legitimationen der Meinungsforschung selbst erinnert, ist evident und an dieser Stelle bereits diskutiert worden: auf welche Weise kann davon ausgegangen werden, dass eine öffentliche, präziser: eine verbreitete individuelle Meinungsbildung stattgefunden hat, wenn nicht letztlich über das kritisierte Instrumentarium selbst? Woran bemißt sich der Zustand der Öffentlichkeit, so dass die Ergebnisse Geltung erlangen können?[789]

---

788 Habermas, 1992, S. 438.

789 In eine ähnliche Problematik verstrickt sich (bewusst?) Adornos (1979) Einschätzung der Meinungsforschung, die ebenfalls in Habermas' „Strukturwandel der Öffentlichkeit" gründet. Auch Adorno bezweifelt den Sinn einer operationalen Festlegung dessen, was „Meinung" und „öffentliche Meinung" ist: Die „Vagheit" der Begriffe ist nicht durch „exakte Verbaldefinitionen zu berichtigen", der „öffentlichen Meinung" bleibe nämlich stets ein „polemisches Wesen" inhärent (S. 533). Doch die Meinungsforschung selbst schätzt Adorno, so sehr es erstaunen mag, keineswegs negativ ein. Nicht nur könne Meinungsforschung in Erfahrung bringen, wo der Informationsstand gegeben sei für die Bildung einer tatsächlichen „öffentlichen Meinung". Auch ermögliche die Meinungsforschung Transparenz über den „Bewusstseinszustand" der Befragten (S. 536). Insofern gibt es eine „sinnvolle Erforschung der öffentlichen Meinung" (S. 536), eine Aussage, die sich in die oben geschilderten Aporien unweigerlich verstrickt. Alles in allem zeigt sich jedoch Adorno dialektisch in seiner Haltung gegenüber der Meinungsforschung. In der ersten Stunde der deutschen Meinungsforschung, in den fünfziger Jahren, erklärte Adorno in einer einschlägigen Debatte eines Kongresses in Weinheim 1951, der die politische Bedeutung der Meinungsforschung diskutierte und zu dem Gallup ein Grußtelegramm schickte (Wiggershaus, 1988, S. 504), dass das vielgeschätzte Ernstnehmen der Individuen als Staatsbürger durch die Meinungsforschung einerseits dazu angetan sei zu glorifizieren, was den Menschen angetan werde, andererseits aber verschiebe, wer die empirische Sozialforschung als zu grob, mechanisch und ungeistig darlege, die „Verantwortung vom Gegenstand der Soziologie auf die Soziologie selbst." Letztlich sei „die viel gescholtene Inhumanität der empirischen Methode" immer noch „humaner als die Humanisierung des Unmenschlichen" (Rede, zitiert nach Wiggershaus, 1988, S. 505).

Immerhin, in der Diagnose, dass die Ergebnisse der Meinungsforschung jenseits des bedeutungsgenerierenden Kontextes der „öffentlichen Meinung“ stehen, hatte selbst Luhmann Habermas recht gegeben: „'Öffentliche Meinung' ist heute ein Begriff, dessen Gegenstand fraglich geworden – vielleicht gar nicht vorhanden ist“, so folgt Luhmann explizit Habermas. Darüber hinaus hat, so Luhmann: „zur Auflösung des Gegenstandes […], und das ist bezeichnend, gerade die Absicht auf empirische Erforschung der 'öffentlichen Meinung' beigetragen.“[790] Was von der Meinungsforschung übrigbleibt, sind die Substitute des Begriffs der „öffentliche Meinung“, wobei Luhmann damit nichts anderes als das diskutierte Umschreiben des staatsbürgerlichen Lexikons durch die disziplinäre Matrix bezeichnet: „Die empirische Forschung hat für beide Begriffsmerkmale Substitute einführen müssen. Das Merkmal der Meinung ersetzt sie durch Antworten, die aus Anlass von Befragungsaktionen gegeben werden.“[791] Die Frage bleibt, welche Aussagen die Zahlenwerte noch vergegenständlichen, wenn das sie umfassende Konstrukt der „öffentliche Meinung“ sinnlos geworden ist. Während Luhmann die Zahlenwerte als eine Äußerung von „Information“ unter vielen auffaßt, die dem politischen System zu einer Beobachtung zweiter Ordnung gereichen, ohne sich um ihre Spezifika zu kümmern,[792] stellt der frühe Habermas diese Frage gar nicht mehr: die Meinungsforschung erschöpft sich weitgehend in Wertlosigkeit, allenfalls dazu angetan, über eine Kritik das Kontrafaktische noch zu artikulieren.

Die Zahlen und Tabellen der Meinungsforschung, ihres historischen und soziologischen Sinns entkleidet, stehen in dieser Betrachtungsweise als solche gleichermaßen verloren wie bedeutungslos da, und dies ganz im eigentlichen Sinne der Worte. Hierin müssen die Arbeiten Pierre Bourdieus aufhorchen lassen, der sich der Ergebnisse der Meinungsforschung und des Versuchs, diese als „öffentliche Meinung“ gelten zu lassen, als relevanten soziologischen Gegenstand annimmt, ohne auf die Konstruktion der „öffentlichen Meinung“ selbst unmittelbar zurückgreifen zu müssen.

790 Luhmann, 1971, S. 10. Darauf habe Habermas in seinem „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ „seit langem, aber ohne nachhaltigen Erfolg hingewiesen“ (S. 30, Fußnote Nummer 5).

791 Luhmann, 1971, S. 10.

792 Vgl. zur damit implizierten „konstruktivistischen“ Wende in der Verwendung des Begriffs der „öffentlichen Meinung“ in einer Systemtheorie des Politischen die Fussnote 759 in dieser Arbeit.

7.2.2. Die Ergebnisse der Meinungsforschung als soziologischer Gegenstand: Pierre Bourdieu

Eingehend beschäftigt hat sich auch Pierre Bourdieu mit der Meinungsforschung, und dies sowohl um ihre Funktion in der politischen Gesellschaft zu verstehen als auch deren Ergebnisse für eine soziologische Analyse dienlich zu machen.[793] Pierre Bourdieu stellt sich der Ambivalenz der Meinungsforschung dahingehend, dass er sie, wie Habermas, von dem Konzept der „öffentlichen Meinung" eigentlich befreit: ihre Ergebnisse, ihr symbolischer Output erscheinen aber nunmehr nicht nur als wertlose Ziffernreihen oder aber als Konstruktion unter vielen, sondern sie werden gerade in ihrer Problematik, nicht erfassen zu können, was sie wollen, nämlich die „öffentliche Meinung", selbst als soziologischer Gegenstand betrachtet. Auf diese Weise, und dies bezeichnet den Gegensatz zu Cicourels Auffassung, zeigen sie sich einer wissenschaftlichen Betrachtung als durchaus würdig: die Meinungsforschung selbst gilt für Bourdieu als eine eigentliche „Wissenschaft ohne Wissenschaftler," die sozialwissenschaftlich relevantes Material erarbeitet.[794] Da aber, und hier spricht Bourdieu mit Bachelard, „die primären Wahrheiten die primären Irrtümer sind",[795] muss, um die Ergebnisse der Meinungsforschung einem soziologischen Blick zugänglich zu machen, vorerst jener Zusammenhang durchbrochen sein, innerhalb dessen die Daten ihren anscheinend unmittelbaren Sinn erhalten, nämlich als „öffentliche Meinung" zu gelten. Bourdieu trennt den Konnex der Daten der Meinungsforschung von der Vorstellung der „öffentlichen Meinung" systematisch, genauer: aufgrund dreier „Postulate". Allerdings erscheinen die ersten beiden seit Rogers Diskussion keineswegs als neu. Das erste Postulat besagt, dass nicht „jeder Mensch eine Meinung ha-

793 Als weitere prägnante soziologische Kritik wären die methodischen Ausführungen von Elias und Scotson (1990, S. 66ff.) in ihrer 1965 erstmals erschienen Studie zu "Etablierte und Außenseiter" in einer englischen Vorortsgemeinde zu nennen. Indem die Gesellschaft in der Meinungsforschung auf eine "strukturlose Population" reduziert wird, verliert sie alle soziologischen Eigenschaften, Macht- und Kommunikationsverhältnisse, just alles das, was das Konzept der Figuration bezeichnen will, geht verloren.

794 Bourdieu, 1992, S. 211.

795 Bourdieu, 1992, S. 208. Zwar gleichen sich die Intentionen von Bourdieu und Adornos (1979) Bemerkungen zur Meinungsforschung in dieser Hinsicht verblüffend. Doch Adorno verbleibt in Zusammenhang einer „sinnvollen Erforschung" der „öffentlichen Meinung" (S. 536) beim begrifflichen Instrumentarium der Meinungsforschung selbst, das sich den Konzepten einer Öffentlichkeit und „öffentlichen Meinung" bedient, die zuvor gerade mit Habermas als zerfallen dargestellt worden waren. In dieser Hinsicht erweist sich Bourdieus Versuch der Rettung des symbolischen „outputs" der Meinungsforschung, indem er sie in einen anderen begrifflichen Kontext setzt, um sie zu verstehen, als um einiges radikaler und konsequenter.

ben“ könne, oder „die Produktion einer Meinung nicht in jedermanns Reichweite“ läge, weil schlicht die Möglichkeiten und die Kompetenz hierfür fehlen.[796] Das zweite Postulat stellt die Gleichwertigkeit der Meinungen, die zu einer Kennzahl aufsummiert werden, radikal in Frage, und die Kombination dieser beiden Tatsachen ist der Grund dafür, dass hinsichtlich der Repräsentation einer „öffentlichen Meinung“ die Meinungsforschung nur „sinnloser Artefakte“ beiträgt.[797] Wie schon Rogers führt auch Bourdieu das dennoch stattfindende Verleihen von Sinn an diese Zahlen auf eine verfehlte politische Theorie zurück,[798] die Bourdieu im entsprechende Aufsatz als ein „naiv-demokratisches Empfinden“ desavouiert.[799]

Das dritte Postulat hingegen weist bereits in einem gewissen Sinne über diese „politische Kritik“ hinaus: der „simple Tatbestand, dass allen Leuten dieselbe Frage gestellt“ werde, impliziere auch einen „Konsensus über die Probleme“, ein „Einverständnis über die frag-würdigen Fragen.“[800] Während Rogers bereits die Synchronisierung von Differenzen in einem Meinungsfeld mit Personen als eine (falsche) Strukturierungsleistung bezeichnete, beruhend auf der Ideologie einer bestimmten politischen Ordnung, so fügt nun Bourdieu eine darüber hinaus weisende Kritik hinzu: die Befragung unterstellt, dass die Probleme, über die „Meinungen“ abgefragt werden, für alle Befragten respektive jene „Population“, die sie repräsentieren sollen, gleichermaßen und in derselben Weise Geltung besitzen.[801] Auf diese Weise beruhen Probleme und Fragen der Meinungsforschung selbst auf einer eigentlichen Synchronisierungsleistung, die eine homogene, mit Belangen des öffentlichen Lebens beschäftigte politische Gesellschaft aufgrund der Annahme, die erfragten Gegenstände beträfen alle Befragten, eigentlich suggeriert. Die „wissenschaftliche Analyse von Meinungsumfragen“ zeige hingegen, „dass es praktisch kein Problem gibt, „das für alle gilt; und keine Frage, die nicht abhängig von den Interessen der Leute, denen man sie stellt, uminterpretiert wird“; damit impliziert sei das „Gebot, sich zu fragen, auf welche Frage die verschiedenen Kategorien von Befragten eigentlich zu antworten meinten.“[802]

796 Bourdieu, 1993, S. 212.
797 Bourdieu, 1993, S. 212.
798 Bourdieu, 1987, S. 622. Hier greift Bourdieu aufgrund einer Genealogie des Begriffs der „Meinung“ auf ähnliche Kategorien einer bürgerlichen Öffentlichkeit zurück wie Habermas. Vgl. insbesondere auch zur Kritik der „Idee“ einer „persönlichen Meinungen“ die Seiten 648ff.
799 Bourdieu, 1993, S. 212.
800 Bourdieu, 1993, S. 212.
801 Bourdieu, 1993, S. 212.
802 Bourdieu, 1993, S. 215.

Hierin ist also ebenfalls der Grundgedanke der „doppelten Hermeneutik“ präsent, nämlich dass die einzelnen Zeichen des sprachlichen Tauschs auf unterschiedliche Felder von Sinn (und hier auch: „Interessen“) treffen, die ihnen unter Umständen divergierende Bedeutung verleihen. Aber diese Kritik wird gleichsam von den Konsequenzen dieser falschen Praxis her bedacht, eine Vorgehensweise, die eine ganz andere Betrachtungsweise zu erschließen vermag. Das Ergebnis nämlich, dass die daraus resultierenden Antworten aufsummiert in der Öffentlichkeit präsentiert werden, ist ein eigentlicher „Konsensuseffekt“, mit anderen Worten das Unterstellen eines (imaginären) Konsenses nicht über die konkrete Einstellung zum fraglichen Problem, sondern zu seiner Problemhaftigkeit als solcher.[803] Dieser Konsenseffekt, der letztlich der Künstlichkeit der „öffentlichen Meinung“ zugrundeliegt, hat aber selbst eine Funktion im politischen Feld: die „öffentliche Meinung“, die auf den Titelseiten der Zeitungen „in Form von Prozentzahlen“ zu Wort kommt, ist nicht nur bloßes „Artefakt“, sie hat darüber hinaus die „Funktion“ zu „verschleiern“, nämlich dass der „Meinungsstand zu einem gegebenen Zeitpunkt ein System von Macht- und Spannungsverhältnissen darstellt und dass zur Wiedergabe des Meinungsstandes nichts weniger geeignet ist als eine Prozentangabe.“[804] Weshalb ergibt sich dieser Verschleierungs- und Konsenseffekt gerade über die Darstellung von Prozentwerten? Weil, so Bourdieu, die einfachen Häufigkeitsauszählungen der Meinungsforschung letztlich zwei Antwortdimensionen vergegenständlichen, die aber nicht als solche erscheinen: nämlich die Differenzierung der Haltung gegenüber einer Problematik und die Wahrscheinlichkeit, überhaupt eine „Meinung“ formulieren zu können, sei es als Zustimmung oder als Ablehnung.[805] Indes, der Umstand, dass die Nicht-Antworten nicht zufällig über die erfasste Population verteilt sind, sondern bestimmte soziale Merkmale die Wahrscheinlichkeit einer Antwortverweigerung erhöhen, wird im sozialwissenschaftlichen Feld mindestens seit den sechziger Jahre diskutiert,[806] ebenso wie die Tatsache, dass Nicht-Antworten unter Umständen interessante Hinweise enthalten.[807]

---

803 Bourdieu, 1993, S. 214.

804 Bourdieu, 1993, S. 214. Eine kritische Lektüre müsste aber anmerken, dass der System- oder eher: der Feldbegriff, der hier zum Zuge kommt, ebenfalls eine Homogenität unterstellt: vielleicht würde eine eingehendere Diskussion zeigen, dass eine Ontologie die andere abgelöst hat. (Vgl. auch die Ausführungen zur breiteren Theorie des politischen Feldes in Fussnote 808 auf Seite 275).

805 Bourdieu, 1993, S. 215, 1987, S. 624.

806 Vgl. hierzu zusammenfassend Reuband (1990) und auch Faulkenberry und Mason (1978).

807 Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 588.

Worin sich Bourdieus Betrachtung von dem an sich bekannten und diskutierten Tatbestand indes unterscheidet, ist, dass die „Produktion von Antworten“ selbst in einen breiteren sozialen Raum eingelagert ist und deshalb als solche weder willfährig noch „falsch“ sein kann, aber dennoch im Sinne einer sozialen Logik der Produktion symbolischer Güter verstanden werden muss.[808] Dass schlussendlich überhaupt Ant-

808 Wiederum ist diese Kritik in eine breitere Theorie des Sozialen eingelagert, die sie erst als „sinnvoll“ erscheinen lässt und hier, zwecks Verständnis des zugrundeliegenden Lexikons zumindest skizziert werden soll. Bourdieus Ansatz begreift das politische Feld – wie andere soziale Felder, etwa das religiöse oder kulturelle – als eine relativ autonome, sich fortschreitend autonomisierende Sphäre mit einer eigenen „internen Logik“ (1985, S. 11, 1986, S. 191), die sowohl Institutionen, Akteure wie auch Diskurse umfaßt. Das politische Feld erweist sich zwar in seiner Struktur als weitgehend autonom, doch steht es als Bestandteil der breiteren sozialen Räumen, zu den anderen sozialen Felder in vielfältiger Verbindung. Aber diese Felder sind auf ähnliche Weise strukturiert, vornehmlich über die Verteilung verschiedener Kapitalsorten auf Positionen, weshalb diese Strukturen in mannigfacher Weise miteinander korrespondieren und sich gegenseitig reproduzieren (69f.) und im gewissen Sinne auch einer gemeinsamen Logik gehorchen: nicht umsonst parallelisiert Bourdieu die Kunst und die Kunst der Politik immer wieder (1987, 1993). Das politische Feld nun ist der Ort, wo in einem Konkurrenzverhältnis zueinander stehende Akteure politische Güter wie Probleme, Programme, Konzepte, Ereignisse produzieren, die wiederum der konsumierenden Staatsbürgerschaft zur Auswahl stehen (1991c, S. 490). Zwischen politischem Feld und repräsentiertem Raum besteht damit ein Austauschverhältnis des Angebots und der Nachfrage. Doch diese Trennung zwischen politischer Kompetenz und Inkompetenz, Produktion und Konsum – und damit wendet sich Bourdieu gegen all jene Elitentheorien, welche die politische Arbeitsteilung als eine in modernen Gesellschaften „natürliche“ hinnehmen – ergibt sich nicht aus einer politischen Arbeitsteilung aufgrund funktionaler Bedürfnisse einer Gesellschaft, sondern ist das Ergebnis einer Strategie der Aneignung politischen Macht, die eine Teilung der Bevölkerung in politische Professionelle und Laien, Produzenten und bloße Konsumenten zur Folge hat (1991c, S. 490). Die Besonderheit des politischen Feldes liegt nun darin, dass selbst die aufgrund der Monopolisierung Ausgeschlossenen wiederum im Feld repräsentiert werden sollen, um die Logik von „Angebot“ und „Nachfrage“ demokratischer politischer Institutionen aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig impliziert aber der Mechanismus der Repräsentation die Abwesenheit des oder der Repräsentierten selbst: in der Re-präsentation wird gleichzeitig auch der Ausschluss mit produziert. Die Tatsache, dass jemand als Repräsentant *von etwas* gelten kann, bedeutet, dass das „Für-jemandensprechen“ eine gewisse soziale Nähe signalisieren soll, indessen gerade aber auf Institutionen angewiesen ist, welche die Teilung „Sprechende“ und „Schweigende“ erst herstellt. Diesen Zusammenhang bezeichnet Bourdieu als „politischen Fetischismus“: „Politische Fetische, das sind Menschen, Dinge, Wesen, die ein Eigendasein zu führen scheinen, wo doch soziale Akteure ihnen dieses Dasein erst geschenkt haben, sind die von ihren eigenen Schöpfern verehrte Schöpfungen“ (1986, S. 185). Ein Vorgang, der bestimmten Politikern letztendlich ein eigentümliches Charisma, eine quasi-religiöse Weise verleiht, wenn sie vom „Volk“ sprechen, das sie nun endlich vertreten, nachdem es so lange ohne (politische) Sprache war. Es handelt sich bei diesem Vorgang aber auch um eine Enteignung des Sprechens, um einen Akt der *symbolischen Macht*, der aber wiederum nur über einen Tausch funktioniert, d.h. die Anerkennung der Rep-

worten produziert werden, beruht zunächst einmal auf dem Funktionieren einer generellen „politischen Arbeitsteilung“[809] und andererseits aufgrund der Tatsache, dass soziale Strukturen bei Individuen eigentlich „inkorperiert“ sind[810] und ihren Ausdruck auch ohne unmittelbare Reflexion finden, die dem Konstrukt der Meinung zugrunde liegt. Die Kompetenz, selbst eine „Meinung“ zu äußern im Gegensatz zur Delegation der Meinungsbildung an „kompetentere“ Personen, resultiert letztlich aus einem systematischen Zusammenhang: „auf der einen Seite“ stehen „jene, die zugeben, dass Politik nicht ihre Sache ist und die in Ermangelung realer Mittel zur Ausübung der ihnen zuerkannten formalen Rechte diese abgebe“ und „auf der anderen Seite: jene die sich berechtigt fühlen, ihren Anspruch auf ‘persönliche Meinung’ oder gar autorisierte, handlungsstimulierende Meinung, Monopol der Kompetenten“ überhaupt anzumelden.[811] Hierbei handelt es sich um zwei alltägliche und sich „ergänzende Vorstellungen von politischer Arbeitsteilung“, denen wiederum als systematischer Zusammenhang eine Funktion zukommt, nämlich „auf der Ebene der Einstellungen, praktischen Handlungen und Diskurse die objektive Trennung der politischen ‘Machtinstanzen’ (…) [zu] reproduzieren und darin zur Reproduktion dieser Trennung beitragen“; einer Trennung und eines „Ausleseprinzips“, mittels dessen nicht nur die ungleiche Teilnahme an der „Wahldemokratie ihre Begründung und Legitimation erfährt“, sondern auch die „*Teilung der politischen Arbeit als Ganze.*“[812] Oder in der Denkweise eines „Strukturwandels der Öffentlichkeit“: die widerspruchsvolle Institutionalisierung der Ideale der „bürgerlichen Öffentlichkeit“ installiert nach dieser Sichtweise gleichsam auch die Bedingungen der Reproduktion des Widerspruchs selbst, eine Auffassung, die wiederum über die Diagnostizierung des Zerfalls hinausginge.

Um diese Einsicht für eine konkrete soziologische Analyse der Zahlenreihen der Meinungsforschung selbst dienlich zu machen, konstruiert Bourdieu idealtypisch eine Instanz, die all die Antworten, die offenbar nicht aufgrund einer politischen Axiomatik, einer genuin, sich zu einer „Gesamtkonzeption“ verdichtenden „politischen Meinung“ formuliert sind,[813] dennoch in ihrer sozialen Logik zu begreifen vermag. Und diese

räsentierten voraussetzt (1986, S. 185, S. 188). Gerade diese Logik der Repräsentation, die Arbeitsteiligkeit des politischen Sprechens ist jener breitere Hintergrund, der die Repräsentation einer „öffentlichen Meinung“ durch die Meinungsforschung, die eine „persönliche“ politische Meinung voraussetzt, beinahe kategorial ausschließt.

809 Bourdieu, 1987, S. 648.
810 Bourdieu, 1987, S. 641, S. 669, S. 686.
811 Bourdieu, 1987, S. 647f.
812 Bourdieu, 1987, S. 648.
813 Bourdieu, 1987, S. 658f.

Instanz generiert Antworten, die ungeachtet ihrer politischen „Unzulänglichkeit“ in der „Axiomatik“ wie der „Methode“ Ausdruck einer in sich rational verständlichen Ordnung sind, auch wenn es nicht diejenige eines kohärenten politischen Diskurses ist. Dieses „Produktionsprinzip“ von Antworten bezeichnet Bourdieu als „Klassenethos“. Unter „Klassenethos“ versteht Bourdieu, „eine als solche nicht konstituierte Erzeugungsformel, die auf alle Probleme des Alltags in sich objektiv kohärente und mit den praktischen Postulaten eines praktischen Verständnisses zur Welt kompatible Antworten zu geben erlaubt.“[814] Es ist dieser als solcher nicht bewusste „Klassenethos“, tief in die sozialen Lebenswelten eingeschrieben und als solcher auch als kollektiv „Unbewusstes“ funktionierend, dem sich Bourdieu in der Untersuchung der „feinen Unterschiede“ widmet und der auch jene Unstimmigkeiten und Widersprüchlichkeiten der Ergebnisse der Meinungsforschung fassen soll, die seit Rogers diagnostiziert werden und letztlich auf der irrigen Konzeption der „Meinung“ beruhen:[815] denn der Klassenethos reagiert selbst auf „winzig und scheinbar unbedeutende Kleinigkeiten, die gerade bei der herkömmlichen – zwecks Schnelligkeit und Standardisierung der Erhebungsverfahren gemeinhin aufs gröbste vereinfachten – Aufnahmetechnik mehr oder weniger ganz unter den Tisch fallen.“[816] Dies würde nichts anderes bedeuten, als dass Bourdieu auch in Anspruch nehmen könnte, jene Anomalien, welche die Disziplin vor unüberwindbare Probleme hinsichtlich der Validität von Meinungsfragen stellt, in ihrer Systematik begreifen zu können: denn auch die subtilste Umformulierung, das Einführen eines anderen Begriffs, der möglicherweise unterschiedliche Assoziationen hevorruft, vermöchte aufgrund dieses Ansatzes innerhalb eines anderen Klassenhabitus, zu dessen Funktionieren diese Anomalie möglicherweise interessante Hinweise gäbe, unterschiedliche „Antworten“ zu produzieren.[817]

Während also auf der Ebene der politischen Meinung, die Ergebnisse der Meinungsforschung nur als „Sinnentstellung“ und „Sinnverkehrung“ sich begreifen lassen,[818] ist die Produktion von Antworten als ein sozialer Vorgang durchaus noch in den Ziffern ablesbar und verweist letztlich nachhaltig auf die symbolische (und letztlich auch materielle) Reproduktion der Gesellschaft, der sich Bourdieus breitere Arbeit insgesamt widmet. Die sprachlichen Äußerungen, in Ziffern gefasst, enthalten einen eigentlichen Subtext, den Bourdieus Theorie ent-ziffern will

814 Bourdieu, 1987, S. 655.
815 Dies zeigt Bourdieu (1987) auf den Seiten 660ff.
816 Bourdieu, 1987, S. 660.
817 Hinsichtlich der Frageformulierung fehlen meines Wissens leider solche Untersuchungen (obwohl Evidenzen hierfür durchaus vorhanden sind).
818 Bourdieu, 1987, S. 671f.

und der als solcher bereits mit Sinn aufgeladen ist, indem er auf ein Erzeugungsprinzip verweist, das in sich „objektiv kohärent" ist, aber nicht im Sinne einer „Meinung" der Meinungsforschung, also „eines diskursiven Systems durchdachter politischer Meinungen selbst."[819] Bourdieu vermag sich auf diese Weise über die soziologische Reflexion der Meinungsforschung gleich zwei Gegenstände der Gesellschaftsanalyse zu sichern: auf der Ebene der Verwendungsweise und des beabsichtigten Sinns der Zahlenreihen ermöglicht die soziologische Analyse der Ergebnisse, die „öffentliche Meinung" der Meinungsforschung ideologiekritisch zu diskutieren; [820] auf der Ebene der „Produktion" von Antworten selbst vermag er die Ergebnisse zusätzlich noch als Gegenstand für die eigene disziplinäre Matrix eigentlich hinüberzuretten, ohne aber auf das Konstrukt der „Meinung" unabdingbar zurückgreifen zu müssen.

Doch letztlich bewahrt auch Bourdieu ebenso wie Habermas bei der Beurteilung der Umfrageforschung noch die Idee der „Meinung" als „systematische politische 'Gesamtkonzeption', die „logischer Kontrolle und reflexivem Denken" unterliegt – und sei es auch nur als Beurteilungsmaßstab der Meinungsforschung;[821] wie bei Habermas existieren „Meinungen" an einem ganz bestimmten politischen sozialen Ort durchaus auch als Antworten, ein Ort jedoch, der weitaus enger gefasst ist als jenes Feld, auf das eine repräsentative Erhebung zugreift. Es wird damit erkenntlich, dass sich Bourdieu die Fragebeantwortung als soziologischen Gegenstand dadurch sichert, dass das Konzept der „Meinung" im emphatischen Sinne noch Geltung besitzt und in engem Bezug zum Instrumentarium der Meinungsforschung steht. Erst dieser Bezug zur Idee der Meinung ermöglicht die Ent-zifferung des Subtexts der Tabellen der Meinungsforschungsindustrie so, dass sich der Prozess der Codierung in der Umfrageindustrie gleichsam „rückgängig" lesen lässt und das Soziale in seinem eigentlichen Sinne wieder erscheint. Die Negation ist auch bei Bourdieu nur aufgrund des Postulats von Sinn möglich, dem sich die Meinungsforschung selbst unterstellt. Hierin erscheint in der Kritik die Problematik der Meinungsforschung auf eigentümliche Weise verdoppelt. Die These, dass die Eigenlogik der technologischen Wissensschaffung selbst, unabhängig von der Idee der

819 Bourdieu, 1987, S. 655.

820 Ähnlich jedoch wie Bowley (1936) (vgl. das Kapitel „Die Begründung der Stichprobentheorie" auf den Seiten S. 149ff. dieser Arbeit) ist sich Bourdieu bewusst, dass er bei seinen Untersuchungen nicht auf die soziale Welt an sich zurückgreift, sondern bereits auf ein sozial (vornehmlich über staatliche Administration) generiertes System von Klassen und Klassifizierungen (1985, insbesondere S. 25ff.).

821 Bourdieu, 1987, S. 656.

Meinung, schon in sich die Problematik der Meinungsforschung birgt, die sie zu einem zugleich so allgegenwärtigen wie kritisierten Unterfangen macht, lässt sich auch mit dieser Perspektive noch nicht diskutieren.

7.2.3. Die „Wissenschaft“ von „Meinungen“ als Antinomie

Habermas‘ und Bourdieus‘ Perspektive auf die Meinungsforschung zeichnen sich dadurch aus, dass das Scheitern des Projekts der Meinungsforschung, gültige Repräsentationen der „öffentlichen Meinung“ zu erstellen, gleichsam als soziologischer und historischer Tatbestand selbst ins Blickfeld gerät. Die Industrie der Meinungsforschung wird damit als Gegenstand einer Gesellschafts-Analyse eingeführt und nicht bloß als Objek einfacher Missbilligung. Freilich bleibt in beiden Ansätzen das Konstrukt der politischen „Meinung“ unabdingbarer Bezugspunkt der Analyse des Instrumentariums. Als kontrastierende Instanz, sei es als Desiderat lokal noch identifizierbarer deliberativer Diskursgemeinschaften oder als Produktion eines kohärenten Diskurses an exklusiven Orten des politischen Feldes, erlaubt der Begriff der „öffentlichen Meinung“ erst, die Meinungsforschung überhaupt begreifen zu können. Der Diskurs um die Tabellen zehrt damit stets, und gerade dies stellt nach Yankelovich auch die Problematik des Instrumentariums dar, von einer Unterstellung sozialer Bedeutung *a posteriori*, die selbst immer wieder in Gefahr steht, negiert zu werden.

Aufgrund eines wie auch immer unterstellten Sinngehalts der Ziffern, und sei es auch nur ein negativer, lässt sich die hier aufgeworfene Frage aber nicht beantworten, was zugleich das Begehren nach Ziffern und Tabellen der Meinungsforschung *wie* die Kritik an ihnen erst Aufrecht erhält. Einen Ausweg aus diesen Nicht-Entscheidbarkeiten bietet alleine, die Idee der Meinung in Verbindung mit der Meinungsforschung zu verabschieden, damit der Blick frei wird auf jene Wissensform, welche die Meinungsforschung systematisch herstellt und die überhaupt erst Gelegenheit gibt, sie in welcher Form auch immer mit Sinn zu versehen. Die Begründung dieser These einer notwendigen Suspendierung des Konstrukts der Meinung in der Analyse der Problematik der Meinungsforschung bedarf aber zunächst einiger Überlegungen zum Begriff der „Meinung“ selbst.

Die Meinungsforschung will Meinungen dergestalt erfassen, dass die Aussagen über die „Meinungen“ selbst als gesichertes, nachprüfbares Wissen weiterverarbeitet werden können. Doch Meinungen definieren sich gemeinhin – oder zumindest enzyklopädisch – als etwas, das sich

per se der „Überprüfbarkeit" entzieht,[822] Meinung erscheinen „als subjektives Fürwahrhalten",[823] als eine „häufig subjektive Orientierungsweise ohne methodische Begründung".[824] Mit anderen Worten, Aussagen, wie „Deine Meinung ist falsch" oder „das ist nicht Deine Meinung" sind an sich sinnlos. Der so aufgefaßten Idee der Meinung, der *doxa*, steht seit jeher der Bereich des gesichert erfassbaren Wissens gegenüber, die *episteme*. Allerdings ist die Differenzierung, die sich in die Geistesgeschichte eingeschrieben hat, bei näherem Betrachten nicht so klar und eindeutig, wie sie beim ersten Blick erscheinen mag. Wie Horn in einer Untersuchung zur *episteme-doxa* Unterscheidung ausführt, lässt sich die Auffassung, dass sich die Differenzierung von bloßem Meinen von dem gesicherten Wissen aufgrund der Welten, auf die sich beziehen, kaum aufrecht erhalten. Die Zwei-Welten Lehre, dass also das „Wissen" gesetzte „Entitäten" und „Ideen" zum „Gegenstand" habe, während die *doxa* sich auf einen „sinnlichen" Bereich bezieht, erscheint in dieser Sichtweise schlicht als hinfällig.[825] Nach Horn erhält die *doxa-episteme*-Opposition ihre Bedeutung im Gegenteil erst im Zusammenhang mit der Differenzierung von „Einheit" und „Vielheit". „Etwas zu wissen", also Aussagen im Bereich der epistemologischen Ordnung vorzunehmen, hieße „die einheitliche Form zu erfassen, die eine Entität darstellt". Liegt aber keine solche „Einheit" vor, ist sie nicht identifizierbar, so kann es sich nicht um einen Gegenstand des Wissens, der Episteme handeln.[826] Hier öffnet sich der Bereich der *doxa*, die damit als „nicht homogen bestimmte 'Vielheit'" zu gelten hat.[827] Oder mit anderen Worten: die *doxa*, als Objekt des „Meinens" wie als Akt des „Meinens" selbst, lässt sich nur als eine Vielheit begreifen, die sich als solche nicht festschreiben lässt[828] Diese Einsicht birgt einen zentralen Hinweis für die hier unternommenen Suche nach der lokalen Identität im Raum der Entzweiung inkommensurablen Argumente.

Was die Meinungsforschung *per definitionem* intendiert, ist, die *doxa* als Feld und Gegenstand von Vielheiten selbst als Gegenstand der *episteme* aufzufassen und damit die Einheit in dem zu sehen, was per se Vielheit ist.[829] Die Disziplin fasst die *doxa* als Erkentnisgegenstand also

822 Meyers Großes Universallexikon, Band 7, 1983, S. 249.
823 Brockhaus Enzyklopädie, 14, 1991, S. 4117.
824 Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, Bd. 2, 1984, S. 835.
825 Horn, 1997, S. 291.
826 Horn, 1997, S. 306.
827 Horn, 1997. S. 307.
828 Horn, 1997, S. 309.
829 Die doxa-episteme-Unterscheidung ist auch im Diskurs um die Meinungsforschung präsent. So gebraucht Bourdieu im Zusammenhang mit der Meinungsforschung den Begriff der „Doxosophen" für die Vertreter der Meinungsforschungsindustrie (1987, S. 641, S. 725; 1997, S. 74, S. 217). Doch dahinter steht

dergestalt, dass sich über sie bereits eine gesicherte Aussage formulieren lässt, die Bestandteil einer epistemologischen Ordnung wird. Da die *doxa* nach dieser Vorstellung sich als solche einer solchen Epistemologisierung verweigert, ist es nur möglich, jenen Bereich zu erfassen, über den die *doxa* sich mutmaßlich zu äußern vermag, erst zu einer Positivität wird, und das ist nichts anderes als die sprachliche Äußerung. Mit anderen Worten, die Meinungsforschung greift, wohlweislich um sich eine *episteme* zu sichern, nicht auf die Vielheit des subjektive Fürwahrhalten zurück, das sich dem „Einen“ entzieht, solange es verschiedene Subjekte gibt, sondern schlicht auf jene Materialität der sprachlichen Äußerungen, die aufgrund der Kriterien der disziplinären Matrix sich als eine Einheit fassen lassen. Um jene Ordnung der disziplinären Matrix zu untersuchen, so die Folgerung, kann also nicht das qua Begriff als solches nicht fassbare Feld der *doxa* als Bezugspunkt dienen, sondern eine Analyse muss auf der Verarbeitung jener Elemente in der Meinungsforschung basieren, die selbst nicht erst hinsichtlich ihres Wertes oder Bedeutung beurteilt werden müssen, um die Meinungsforschungsindustrie selbst begreifen zu können. Diese Elemente bilden aber gleichzeitig jenen Bereich, in dem sich das Feld der „Meinungen“ erst äußert, erst wahrnehmbar wird, der aber gerade dadurch erst auch den Ausgangspunkt darstellt, auf den sich die Kritik berufen kann (und der ebensowenig über die epistemologische Erfassung des Bereichs der „Meinungen“, „Verärgerungen“, oder „Gefälligkeitsantworten“ sich zu bilden vermag). Mit anderen Worten: was zugleich der maschinellen und statischen Episteme der Meinungsforschungsindustrie zugänglich ist wie der Interpretation, was sie bedeuten oder allenfalls nicht bedeuten, sind lediglich und keinesfalls mehr als die sprachlichen Signifikanten, welche die Meinungsforschungsindustrie sammelt und auf eine bestimmte Weise technisch verarbeitet. Erzeugt in Interviewsituationen, bilden sie die gemeinsame Erscheinungswelt sowohl der Kritik wie auch der Begründung der Meinungsforschung.

ein bestimmter Begriff der „*doxa*“, der die Opposition „Episteme“ als überflüssig erscheinen lässt, da sie als bestimmte Form der *doxa* selbst zu erkennen ist. In dem „Entwurf einer heorie der Praxis“ (1976) führt Bourdieu den Begriff der „*doxa*“ ein als „das, was stillschweigend als selbstverständlich hingenommen wird“ (S. 327). Die *doxa* ist also das allgemein geteilte und nicht hinterfragte Wissen, das sich in der „Mitte“ zwischen absoluter Unkenntnis und einer zweifellos feststehenden Objektivität angesiedelt ist: die ganze Interpretation der sozialen Welt ist dem Bereich der Doxa zugeordnet, selbst die Philosophie als Wissenschaft, für die Bourdieu später der Begriff den *doxa épistémique* (also eine Verbindung des Gegensatzes selbst!) bereithält (1997, S. 26, S. 166). Die „Koinzidenz“ einer „objektiven Ordnung“ und der Doxa selbst erscheint Bourdieu indessen als „Grenzfall“: die „natürliche“ und „soziale“ Welt erscheint dann als „selbstverständlich vorgegebene“ (1976, S. 325).

Die Frage, an der sich der Jahrzehnte dauernde Streit entzündet, nämlich ob die Meinungsforschung „Meinungen", die „öffentliche Meinung" zu messen vermag, diese Frage muss gleichsam umgekehrt werden, um die Verstricktheit von Meinungsforschung und Kritik zu klären: nicht ob bestimmte Zeichen die öffentliche Meinung repräsentieren lautet die Frage, sondern welches „Wissen" es überhaupt zuläßt, diese Frage zu stellen. Erst wenn dieser Bruch vorgenommen ist und nicht die Geltung der *doxa* als erster Beurteilungsmaßstab der Wissenschaft gilt, sondern jene epistemologische Ordnung des Wissens selbst in den Vordergrund rückt, welche die Debatten überhaupt erst ermöglicht, kann in einem zweiten Schritt gefragt werden, „*was*" sich in der diskursiven Ordnung ereignet, wenn die Zahlen, Tabellen und Grafiken als Ausdruck der „öffentlichen Meinung", als Ansichten der Bevölkerung und als deren „Einstellung" in den öffentlichen Diskursen aufgenommen oder kritisiert werden.

7.3. Eine archäologische Aufarbeitung

7.3.1. Die Methode

Jenes Mindeste, was die inkommensurablen Ordnungen in der Auseinandersetzung um die Meinungsforschung teilen, so die Folgerung aus dem letzten Teil, kann nicht mehr sein als die Referenz auf die in Interviewsituationen geäußerten Zeichen. Diese so erstellten Serien von Signifikanten bilden einen gemeinsamen Bezugspunkt verschiedener Ordnungen, einen „Raum der Entzweiung", den die Meinungsforschung und ihre Kritik teilen.[830] Die Beantwortung der Frage, was die Zeichen, die in den Befragungen auftauchen, „wirklich" *bedeuten*, welche Theorie ihrer *Interpretation* sich nun als die adäquatere erweist, verläuft indes, wie gezeigt, im Leeren oder verstrickt sich in Antinomien. Weil nun nicht von einem völlig isolierten, letztlich bezugslosen Nebeneinander verschiedener Diskurse ausgegangen werden soll und die Akzeptanz der Ergebnisse der Meinungsforschung als ein siegreiches Unterfangen, die „öffentliche Meinung" zu definieren, für die Beantwortung der hier aufgeworfenen Fragen noch nicht genügt, erfordert die weitere

[830] Dass Sprache, und nicht die Zahl, das basale Medium der Befragung ist und als solche spezifische Eigenschaften aufweist, bevor sie in die Ordnung der Zahlenmatrix aufgeht, ist auch dem methodisch reflektierenden Teil der Disziplin durchaus bewusst. Vgl. Sudman, Bradburn und Schwarz, 1996, S. 245.

Arbeit schlicht eine Modifikation des Blickfelds: Das hier vertretene Argument lautet, dass erst über ein ganz banales Verständnis, aufgrund welcher Praxis oder welcher Regeln diese Zeichen zu bestimmten Aussagen werden, sich die beobachtete eigentümliche Verkettung von Meinungsforschung und Kritik selbst als zu erklärende Tatsache verstehen lässt.

Michel Foucault bestimmt eine solche Differenzierung zwischen Aussage und Äußerung als basalen Bestandteil seiner archäologischen Methode. Die damit ermöglichte „Analyse lokaler Diskursivitäten“[831] fügt sich auf spezifische Weise in den theoretischen Rahmen, innerhalb dessen hier die Meinungsforschung diskutiert wird. Kuhn selbst hat auf die Parallelen von Foucaults archäologische Methode mit seinen Analysen hingewiesen,[832] an anderer Stelle haben Dreyfus und Rabinow die Verbindung von Kuhns und Foucaults Wissenschaftstheorie eingehend diskutiert und hinsichtlich der sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion aufgearbeitet; die Konzentration auf Diskontinuitäten in Foucaults Arbeit ohne Referenz auf Bachelard wäre ohnehin nicht zu denken.[833] Foucaults Archäologie vermag dabei die wissenschaftstheoretische Argumentation, die für die Anatomie der Erfindung der Meinungsforschung und zur Identifikation methodisch nicht auflösbarer Inkommensurabilitäten vonnöten war, gleichsam über das Wissenschaftssystem, das Bachelard und Kuhn untersuchten, hinaus zu öffnen und so das Gesellschaftliche an diesen Diskursen freizulegen, ohne selbst dem Bedeutungshorizont folgen zu müssen, den die Meinungsforschung eröffnet hat und dem die Kritik gemeinhin folgt. Im folgenden gilt es deshalb, Foucaults archäologische Perspektive, die das Projekt der Mathematisierung politischen Sprechens durchaus an entscheidender Stelle registriert, mit dem bisher hervorgebrachten zu verbinden, um schlussendlich zur These dieser Arbeit über das Phänomen der Meinungsforschung selbst zu gelangen.

Gleichsam den Angelpunkt der Anwendung von Foucaults Archäologie auf die vorliegende Untersuchung bildet dabei der bereits herausgearbeitete Umstand, dass sprachliche Äußerungen, wie sie beispielsweise als Ergebnis der Praxis der Meinungsforschungsindustrie erscheinen, auf unterschiedliche Weise in Aussagensysteme eingebunden werden können. In einem gewissen Sinne bilden nämlich, so die Auffassung,

831 Vgl. Foucault, 1999, S. 20. In diesen posthum veröffentlichten Vorlesungen erfolgt auch die Differenzierung der archäologischen Methode zu einer Genealogie als diskursive Strategie.

832 Kuhn, 1981, S. 41.

833 Dreyfus und Rabinow, 1987. Das imaginäre Gespräch Foucaults mit Kuhn durchzieht die ganze Arbeit. Explizit ist die Verbindung zwischen Foucaults Methode der Archäologie und Kuhns Ansatz dargelegt auf S. 84f.

Zeichen in ihrer Materialität ein nicht selbst als solches Erfaßbares, das in unterschiedlicher Weise zur Geltung gebracht werden kann. Äußerungen vergegenständlichen „Positivitäten“,[834] die gleichsam jenseits der imaginären, unreflektierten Einheiten wie „Tradition“,[835] „Geist“,[836] „Buch“, ja „Wissenschaft“[837] sich „als Kontinuität darbieten und dem archäologischen Blick ein „immenses Gebiet“ einer „Gesamtheit aller effektiven Aussagen“ eröffnen. Dieses „immense“ Feld per se nicht strukturierter diskursiver „Ereignisse“ erschöpft sich allerdings nicht in einem bloßen Nebeneinander einer Unendlichkeit von Zeichen, deren Bedeutungshorizonte letztlich ob ihrer Überfülle zu kollabieren drohen. Die Frage nun, was schlussendlich das nicht reduzierbare Feld von Bedeutungen einer Gesamtheit von Zeichen überhaupt erst zu Aussagen über etwas erhebt, ja in ein eigentliches Aussagensystem über die Welt legt, das ein bestimmtes Maß an Stringenz aufweist, dies bezeichnet schlicht den Ansatzpunkt der archäologischen Untersuchung. Denn mit dem Vorgang, der das Zeichen zu einem Ereignis werden lässt und diese Ereignisse in eine bestimmte Relation zueinander stellt, ergibt sich auch die Festlegung, welche anderen, prinzipiell möglichen „Formen der Äußerung“ *nicht* erscheinen.[838] Erst über ein systematisierendes Erfassen, welche regelgeleiteten Praktiken existieren, die bestimmte Aussagen angesichts einer nicht reduzierbaren Pluralität diskursiver Ereignisse zulassen, und welche nicht, lässt sich überhaupt nach einer bestimmten „Einheit“ der Ereignisse selbst suchen, einer Einheit der Ereignisse, die indes nicht a priori gegeben ist (wie das Buch, der Autor, das Werk, der „Geist“), sondern erst über eine Beschreibung der Beziehungen unter den Aussagen selbst erkennbar wird.

Diese Einheit entsteht nicht, indem die Aussagen sich auf ein ganzes Objekt beziehen, einen gemeinsamen Gegenstand des Aussagens besitzen (etwa den „Wahnsinn“ im psychiatrischen Diskurs), auch nicht, indem sie gemeinsame Inhalte aufweisen oder bestimmte Begriffe und Vorstellungen, welche die verschiedene Äußerung durchziehen, ebensowenig, indem sie auf dieselbe Weise geäußert werden. Die Einheit ergibt sich im Gegenteil, indem das Auftauchen von Aussagen einer beobachtbaren Regelmäßigkeit gehorcht; eine Regelmäßigkeit des Erscheinens auch, die per definitionem bestimmten *Formationsregeln* gehorcht. Das dadurch entstehende Gesamt, nämlich eine „*diskursive For-*

834 Vgl. Foucault (1981, S. 182) wo sich Foucault unversehens als „glücklicher Positivist“ bezeichnet, allerdings, wie zu zeigen ist, mit einer ganz ihm eigentümlichen Vorstellung von „Positivität“.
835 Foucault, 1981, S. 33.
836 Foucault, 1981, S. 34.
837 Foucault, 1981, S. 39.
838 Foucault, 1981, S. 43.

mation", bezieht sich also auf Regeln, die Aussagen in ihrer Unterschiedlichkeit und Einmaligkeit so aufeinander bezieht, dass sich eine bestimmte Stringenz abzeichnet: eine „Ordnung" also, welche die „sukzessive Erscheinung", „Korrelation" in der „Gleichzeitigkeit", ein „reziprokes Funktionieren" der Aussagen selbst bezeichnet.[839] Erst über diesen geregelten Bezug von Aussagen offenbaren sich auch die Objekte, die Themen, die Äußerungsmodalitäten in ihrer Systemhaftigkeit, erscheinen erst als Funktion einer Einheit: „In dem Fall, wo man in einer bestimmten Zahl von Aussagen ein ähnliches System der Streuung beschreiben könnte, in dem Fall, in dem man bei den Objekten, den Typen der Äußerungen, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit (eine Ordnung, eine Korrelation, Positionen und Abläufe, Transformationen) definieren könnte, wird man übereinstimmend sagen, dass man es mit einer „diskursiven Formation zu tun hat".[840]

Aussagen also sind Bestandteil einer zu identifizierenden diskursiven Formation, und die diskursive Formation lässt Äußerungen erst zu Aussagen werden. Auf welche Weise lassen sich aber verschiedene Formen diskursiver Formation unterschieden? Dies geschieht über die Identifikation der entsprechenden, bereits erwähnten „Formationsregeln": „Man wird *Formationsregeln* die Bedingungen nennen, denen die Elemente dieser Verteilung unterworfen sind (Gegenstände, Äußerungsmodalität, Begriffe, thematisch Wahl)."[841] Formationsregeln vergegenständlichen also jene Instanzen, die den Aussagen gleichsam eingeschrieben sind, sie zur Existenz erheben, sie „sind Existenzbedingungen (aber auch Bedingungen der Koexistenz, der Aufrechterhaltung, der Modifizierung und des Verschwindens in einer gegebenen diskursiven Verteilung)".[842] Die entsprechenden Regeln erfassen nun keineswegs alleine sprachliche Gegenstände, schlussendlich müssen sie auch angewandt werden, um Positivitäten, eine „Population von Aussagen" überhaupt generieren zu können.[843] Ein solches Formationssystem selbst ist also auf eine *diskursive Praxis* angewiesen: die diskursive Praxis gewährleistet erst die Herstellung einer Beziehung der unterschiedlichsten Elemente.[844] Eine diskursive Formation kann damit kaum alleine in der Transformation sprachlicher Zeichen zu Aussagen ihre Wirklichkeit finden. Im Gegenteil, sie umfaßt letztlich „die Koexistenz" und die „Interaktion" von gänzlich „heterogenen Elementen" wie „Institutionen, Techni-

839 Foucault, 1981, S. 57.
840 Foucault, 1981, S. 58.
841 Foucault, 1981, S. 58.
842 Foucault, 1981, S. 58.
843 Foucault, 1981, S. 116.
844 Foucault, 1981, S. 106.

ken, gesellschaftlichen Gruppen, perzeptiven Organisationen“ aber auch „Beziehungen zwischen verschiedenen Diskursen“.[845] Deshalb sind *Diskurse*, jene Aussagenmengen also, die zu einer bestimmten diskursiven Formation gehören,[846] selbst immer auch Praktiken, und diese Praktiken erschöpfen sich keineswegs nur in der Erzeugung sprachlicher Zeichen: Verhöre lassen sich hierzu ebenso zählen wie Fragebogen, Messinstrumente, Beichte und die Verwaltung von Arbeitslosen. Entsprechend gelten auch als Aussagen nicht nur sprachliche Sinneinheiten, sondern ebenso „Tabellen botanischer Arten,[847] ein „Rechnungsbuch“, die „Schätzung einer Handelsbilanz“, eine „Gleichung n-ten Grades“, ja mehr noch selbst eine „Graphik“, eine Wachstumskurve, eine „Alterspyramide“.[848]

Die archäologische Methode will damit „in der Dichte der diskursiven Praktiken“, „Systeme“ erkennen, die sowohl „Aussagen als Ereignisse“ mit spezifischen „Erscheinungsgebieten festlegen“ als auch „Dinge“ mit besonderer „Verwendungsmöglichkeit“ und besonderem „Verwendungsfeld“ erfassen.[849] Es ist diese Gesamtheit der „Aussagenssysteme (Ereignisse einerseits und Dinge andererseits)“, die den Namen „*Archiv*“ trägt[850]*:* der Term „Archiv“ umfaßt somit das „allgemeine System der Formation und der Transformation von Aussagen“[851] und „beherrscht“ als solches nicht nur „das Erscheinen der Aussagen als einzelne Ereignisse“, sondern letztlich auch die Gesetzlichkeit dessen, „was gesagt werden kann“.[852] Auf diese Weise zeichnet sich in der Tat ein breites Feld untersuchbarer „diskursiver Ereignisse“ ab, eines Feldes „zerstreuter“ Ereignisse zwar, deren „Formen“ und „Typen der Verkettung“ über ihre exakte Beschreibung indes wieder eine Einheit hervortreten lassen,[853] eine Einheit aber, die mit allem präexistierenden, deshalb vorschnell gesetzten, aber nicht theoretisch reflektierten Instanzen (wie erwähnt, etwa das „Werk“, der „Autor“, der „Zeitgeist“) brechen muss.

Doch noch ist über die Konstitution und Konstitutionsbedingungen diskursiver Formationen wie auch über die Methode ihrer Beschreibung wenig gesagt: es ist zunächst lediglich festgelegt, was als „Erscheinungswelt“ gelten kann, nämlich geregelte Positivitäten von Aussagen, die

845 Foucault, 1981, S. 106.
846 Foucault, 1981, S. 156.
847 Foucault, 1981, S. 119.
848 Foucault, 1981, S. 120.
849 Foucault, 1981, S. 186.
850 Foucault, 1981, S. 187f.
851 Foucault, 1981, S. 188.
852 Foucault, 1981, S. 187.
853 Foucault, 1981, S. 52.

über eine bestimmte Form von Praktiken, die Regeln ebenso unterliegen wie die Aussagen, eigentlich *formiert* werden. Das Vermögen, die „Regelhaftigkeit" von heterogenen Elemente zu identifizieren und damit eine „diskursive Formation" erst „individualisieren" zu können,[854] bedarf einer genaueren Vorstellung des „Formationssystems" – das heißt präziser: jener Regeln, nach denen Objekte, Modalitäten der Äußerungen, Begriffe, diskursive Strategien und Praktiken gebildet werden. Zudem, wie der Begriff der Archäologie als Methode bereits nahelegt, konzentriert sich Foucault darauf, die Diachronie solcher Verschiedenheiten ins Blickfeld zu rücken, um sich so gegen eine Vorstellung der Geschichte als Kontinuität zu wenden, in der sich die Dinge und Ereignisse in einem kontinuierlichen Strom des Werdens entwickeln. Wie zu zeigen ist, ergibt sich die Diversifikation diskursiver Formationen keineswegs zwingend nur über eine diachrone Abfolge ihres Erscheinens, vielmehr ist auch nicht auszuschließen, dass verschiedene diskursive Formationen eigentlich koexistieren.

7.3.2. Die Konstitution und Transformation „diskursiver Formationen"

Diese „Formationsregeln", welche die Vielfalt der Äußerungen erst in ein Aussagesystem einbinden, erhalten in Foucaults Ansatz gleichsam den Status von „Existenzbedingungen" einer diskursiven Formation und ihrer Elemente:[855] Sie bringen die „Gegenstände" eines Diskurses eigentlich hervor. Folglich muss sich eine Untersuchung der „Formation" der Gegenstände auf diese „Oberfläche ihres Auftauchens"[856] konzentrieren und beobachten, wie die Objekte im praktischen Diskurs „erscheinen", „benennbar und beschreibbar" gemacht werden.[857] Doch selbstverständlich wendet sich Foucault dagegen, dass die Emergenz der Objekte ein bloßer Effekt von Ideen und Begriffe ist; im Gegenteil, die Objekte generieren sich erst auf vielfältige Weise über die in einer diskursiven Formation eingelagerten Praktiken: im Falle des „Wahnsinns" tragen dazu (ähnlich einer disziplinären Matrix im Sinne Kuhns) so unterschiedliche Institutionen wie die Medizin, die Justiz, die Familie, die Kirche und die staatliche Administration auf je eigene Weise bei.[858] Und schließlich ist auch zu untersuchen, wie innerhalb der „Instanzen

854 Foucault, 1981, S. 56.
855 Foucault, 1981, S. 58.
856 Foucault, 1981, S. 62.
857 Foucault, 1981, S. 63.
858 Foucault, 1981, S. 63f.

der Abgrenzung“ das Objekt genauer spezifiziert, klassifiziert und von anderen Objekten getrennt und wieder mit anderen verbunden wird.

All diese Umstände des Auftauchens legen das Augenmerk weniger auf den Gegenstand selbst, als auf das Ineinanderwirken von verschiedenen Bereichen seiner Hervorbringung, mit anderen Worten auf eine „Gesamtheit von zwischen den Instanzen des Auftauchens, der Abgrenzung und der Spezifikation aufgestellten Beziehungen.“[859] Doch diese Beziehungen sind im „Gegenstand“ selbst nicht „präsent“, sondern vergegenständlichen lediglich das, „was ihm gestattet in Erscheinung zu treten.“ Diese Erscheinungsbedingungen ergeben sich so über ein Netz von ineinandergreifenden Instanzen und Regelungen und nicht bloß aufgrund inhärenter sprachlicher oder wissenschaftlicher Beziehungen und Mechanismen.[860] Mit andern Worten: es geht darum, Diskurse als „Praktiken [zu] behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“[861] Tritt eine solche Systemhaftigkeit zu Tage, dann ist damit auch eine diskursive Formation eigentlich „individualisiert“.[862] Die diskursive Praxis wird damit zum „Ort, an dem eine verschachtelte Vielfalt, die lückenhaft und übereinanderliegend zugleich ist, von Gegenständen sich formiert und deformiert, erscheint und erlischt.“[863] Weshalb Foucault sich nun nicht mit einer Bedeutungslehre begnügt, weshalb er den Sinn eines Unterfanges verwirft, auf den „Grund der Dinge“ zu gehen,[864] wird nun deutlich: Foucault betrachtet die Dinge und die Wörter auf gleicher „Ebene“. Sowohl Aussagen in ihrer vielfältigen Form wie auch Dinge selbst sind Bestandteil eines und desselben: einer Praxis innerhalb einer diskursiven Formation. So kann beispielsweise der Wahnsinn weder von seiner Natur her betrachtet werden noch alleine vom Begriff des Wahnsinns her. Das Phänomen „Wahnsinn“ entsteht im Gegenteil erst über eine geregelte Vielfalt, die vom „ärztlichen Fragebogen“ bis zum richterlichen Urteilsspruch reicht.

Um diesem „Netz von unterschiedlichen Plätzen“, das sich dadurch entfaltet,[865] gerecht zu werden, führt Foucault die Vorstellung des „Vorbegrifflichen“ ein,[866] die für die „Formation der Begriffe“ das entscheidende Verständnis liefert. Begriffe von der Ebene des „Vorbegrifflichen“ her zu untersuchen, bedeutet nichts weniger als „die Konstanten des Diskurses nicht mit den idealen Strukturen des Begriffs“, sondern

859 Foucault, 1981, S. 67.
860 Foucault, 1981, S. 72.
861 Foucault, 1981, S. 74.
862 Foucault, 1981, S. 50.
863 Foucault, 1981, S. 73.
864 Foucault, 1981, S. 72.
865 Foucault, 1981, S. 82.
866 Foucault, 1981, S. 92.

aufgrund der „begrifflichen Raster ausgehend von den immanenten Regelmäßigkeiten des Diskurs“ zu beschreiben. Eine solche Untersuchung bedeutet darüber hinaus, die Begriffe nicht von einem „virtuellen deduktiven Gebäude“ her zu begreifen, sondern in ihrer Positivität des Auftauchens, wie sie „zirkulieren“, in welchen „Anordnung von Äußerungsfolgen“ sie sich zeigen.[867] Auf welche Weise der Begriff der „öffentlichen Meinung“ in einer Folge von Aussagen erscheint, beispielsweise bei einer operationalen Definition, wie er in einer empirischen Untersuchung „umgesetzt“ wird, sei hier als Beispiel zu nennen.[868] Konsequenterweise hat eine solche Begriffsuntersuchung auch nach den „Formen“ der Koexistenz anderer präsenten Aussage zu suchen, das sind „alle bereits woanders formulierten Aussagen“, die in einem Diskurs als „anerkannte Wahrheit, als exakte Beschreibung, als begründete Überlegung“ wieder aufgenommen werden.[869] Die Begründung der Meinungsforschung als Methode der Erfassung der „öffentlichen Meinung“ hat die ganze Begrifflichkeit der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der statistischen Mathematik eigentlich „aufleben“ lassen: die „Tabelle des Professor Brown“,[870] mit der die Schätzfehler ein für allemal festgeschrieben werden, ist etwa eine solche Koexistenz. Und nicht zuletzt ist für das Verständnis der Formation der Begriffe auch die Beachtung der „Interventionen“ notwendig, worunter alle „Techniken der Neuschreibung“, der „Übersetzungsweisen“, der „Abgrenzung von Aussagen“ fallen[871] – ein Vorgang, der in der sehr heterogenen Verwendungsweisen des Begriffs der „öffentlichen Meinung“ in der Begründung der Meinungsforschung, einerseits sich auf das staatsbürgerliche Ideal berufend, andererseits als rein technischer Term erscheinend, deutlich zum Ausdruck kommt.

Die Regeln und Regelmäßigkeiten des Aussagens, die eine solche Formation kennzeichnen, bilden aber darüber hinaus, gerade indem sie nicht Produkt eines vereinheitlichenden Geistes, einer vereinheitlichenden Idee sind, stets „Bruchpunkte“:[872] Äußerungen und Objekte erscheinen an verschiedenen Stellen eines Diskurses und bilden unversehens Alternativen zueinander, ohne identisch zu sein. Indes, ausgehend von solchen Bruchpunkten, können immer auch ganze „Serien von Gegenständen, Äußerungsformen, von Begriffen“ abgeleitet werden, die wiederum sich nicht fugenlos ineinander überführen lassen. Solche

867 Foucault, 1981, S. 83.
868 Vgl. hier insbesondere Allports Definition der „öffentliche Meinung“ auf Seite 78 dieser Arbeit.
869 Foucault, 1981, S. 85.
870 Vgl. das entsprechende Kapitel auf den Seiten 143ff.
871 Foucault, 1981, S. 87.
872 Foucault, 1981, S. 96.

Verstreuungen aber, mehr noch, solche Widersprüche selbst, wecken das Interesse des Archäologen, es sind „weder zu überwindende Erscheinungen, noch geheime Prinzipien, die man herauslösen müsste. Es sind Gegenstände, die um ihrer selbst willen beschrieben werden müssen, ohne dass man untersucht, von welchem Gesichtspunkt aus sie sich auflösen oder auf welcher Ebene sie sich radikalisieren und aus Wirkungen zu Ursachen werden."[873] Dieses Interesse für Brüche, für Inkonsistenten leitet denn auch das Erkennen, Individualisieren einer diskursiven Formation selbst. In dieser Sichtweise bilden die untersuchten „Verstreuungen", ausgehend von Bruchpunkten, „nicht einfach Abweichungen, Nicht-Identitäten, diskontinuierliche Serien, Lücken",[874] sondern auch eine „Einheit der Distribution, die ein Feld möglicher Optionen öffnet und verschiedenen und einander ausschließenden Architekturen gestattet, nebeneinander oder nacheinander aufzutauchen."[875] Damit einhergehend stellt sich notwendigerweise die Frage, weshalb, ausgehend von Bruchpunkten, eine solche, festgestellte „Architektur" hat auftauchen können, während eine andere, an sich durchaus ebenso mögliche und stimmige, sich nicht manifestiert hat. Diese Beobachtung evoziert die Frage nach einem „Bestimmungsprinzip", „das innerhalb eines gegebenen Diskurses eine bestimmte Anzahl von Aussagen gestattet oder ausschließt."[876] Dieses Bestimmungsprinzip nennt nun Foucault die „strategische Wahl", und es ist diese „strategische Wahl", die zu erklären vermag, weshalb eine „diskursive Formation" in sich „wesentlich lückenhaft" zu verbleiben vermag und „begriffliche Systematisierungen, Äußerungsverkettungen, Gruppen und Organisationen von Gegenständen", die „möglich" gewesen wären, schlicht nicht auftauchen.[877]

Diese „strategische Wahl", die erklären soll, weshalb eine diskursive Formation „nicht das ganze mögliche Volumen" von Aussagen zuläßt, muss „etwas" vergegenständlichen, das nicht die diskursive Formation selbst ist, sondern sie erst formiert. Im Begriff der Formation ist bereits die Bedeutung der Praxis angelegt. Die „strategische Wahl" ergibt sich denn auch gleichermaßen als „Funktion" eines „Feldes nicht-diskursiver Praktiken"[878]: Dieser Begriff bezeichnet damit gleichsam das real existierende „Außen" einer diskursiven Formation, diese bestimmend, wie durch diese bestimmt.

873 Foucault, 1981, S. 216.
874 Foucault, 1981, S. 96.
875 Foucault, 1981, S. 97.
876 Foucault, 1981, S. 98.
877 Foucault, 1981, S. 98.
878 Foucault, 1981, S. 99.

> „Es handelt sich also nicht darum zu zeigen, wie die politische Praxis einer gegeben Gesellschaft die medizinischen Begriffe und die theoretische Struktur der Pathologie konstituiert oder modifiziert hat; sondern darum, wie der medizinische Diskurs als Praxis, der sich an ein bestimmtes Feld von Gegenständen wendet, der sich in den Händen einer gewissen Zahl von statuarisch bezeichneten Individuen befindet, der schließlich bestimmte Funktionen in der Gesellschaft zu erfüllen hat, sich über Praktiken artikuliert, die ihm äußerlich und selbst nicht diskursiver Natur sind."[879]

Foucault ist damit keineswegs daran interessiert, sich eine wie auch immer geartete „souveräne und einsame Unabhängigkeit des Diskurses zu sichern" – wie dies Dreyfus und Rabinow konstatieren –,[880] sondern er bezieht, „*um den Existenz- und Funktionsbereich einer diskursiven Praxis zu entdecken*"[881], das dieser diskursiven Praxis Äußerliche und seine konkrete Ausgestaltung Bestimmende systematisch mit in seine Analysen ein. Mit anderen Worten, dass sich Foucault nicht dazu äußert, auf welche Weise sich nicht-diskursive Praktiken auf die Formation der Diskurse und der Praktiken inhaltlich und kausal auswirken, mehr noch: die nicht-diskursiven Praktiken merkwürdig gestaltlos bleiben, ist nicht eine Negation von Determinationszusammenhängen als solchen, sondern hängt damit zusammen, dass Foucault seine Archäologie klar als *Methode* versteht und nicht als einen gesellschaftstheoretischen Entwurf; eine Methode, die Formationen hervorzutreten erlaubt, die vorher gerade durch diskursive, aber nicht theoretische Einheiten wie Geist, Werk, Milieu, Fortschritt oder Subjekt verstellt worden wären. Foucault will ein theoretisch reflektiertes Verfahren darbieten und explizit kein Gesamtentwurf einer Theorie oder Wissenschaft,[882] und in diesem Verfahren hat die soziale Realität nicht-diskursiver Praktiken durchaus ihren Ort,[883] als Bestandteil des Funktionszusammenhangs der diskursiven Formation und nicht als ihr losgelöster Rest. In dieser Hinsicht, als Methode des

879 Foucault, 1981, S. 234.
880 Dreyfus und Rabinow, 1987, S. 101ff.
881 Foucault, 1981, S. 234; Hervorhebung von mir.
882 Foucault, 1981, S. 28, S. 167, S. 89 und vornehmlich die Seiten 294ff.
883 So schreibt Foucault: Die nicht-diskursiven Praktiken „sind keine störenden Elemente, die, indem sie sich seiner reinen, neutralen, zeitlosen und stummen Form überlagern, sie zurückdrängten und an seiner Stelle einen verkleideten Diskurs sprechen ließen, sondern es sind durchaus bildende Elemente." (1981, S. 100) und weiter: „Man muss feststellen, dass die so beschriebenen Strategien sich nicht diesseits des Diskurses in der stummen Tiefe einer gleichzeitig vorläufigen und fundamentalen Wahl verwurzeln" (S. 101), „… es sind regulierte Weisen (und auch als solche beschreibbar), Diskursmöglichkeiten anzuwenden" (S. 102).

Erkennens und Beschreibens und nicht als soziale Theorie von Determinanten wird die Vorstellung des Archivs für die vorliegende Untersuchung verwendet.

7.3.3. Die Polysemie der Äußerungen

Die grundlegende Differenz zwischen Erscheinungswelt und Welt an sich, zwischen Realem und symbolischer Ordnung, meldet sich wieder, wenn Foucault aufzeigt, wie die Strategie der Wahl bestimmt, auf welche Weise Objekte überhaupt erst gebildet werden. Doch was ist das Reale einer diskursiven Formation? Explizit schweigt sich Foucault darüber aus, doch kann durchaus die Differenzierung zwischen Äußerung und Aussage als eine solche Spaltung interpretiert werden. Denn die Diskussion der Formationsregeln hatte gezeigt, „dass man den Diskurs nicht mehr auf den ursprünglichen Boden einer Erfahrung, noch auf die Apriori-Instanz einer Kenntnis" beziehen kann.[884] Die aus „methodischer Besorgnis" erfolgte Artikulation der Oberfläche des Diskurses, um die diskursiven Formationen zu identifizieren, verlangt, dass man gleichsam den Diskurs „in sich selbst" nach „Formationsregeln" befragt.[885] Der Gegenstand der Analyse bleibt damit der Bereich von Aussagen und nicht eine von den Aussagen bezeichnete Äußerungsrealität „an sich".[886] Doch der Begriff der „Aussage" erschöpft sich keineswegs in ihrer sprachlichen oder linguistischen Konnotation. Eine Aussage ist nicht dasselbe wie eine Proposition oder ein Satz. Denn ein und dieselbe Formulierung kann ganz und gar verschiedenen Aussagen ermöglichen, vollständig unterschiedlichen Diskursen angehören. Der Satz „über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Maximum" repräsentiert grundsätzlich Anderes, wenn er als Bestandteil eines meteorologischen Berichts, als Protokoll einer geographischen Exkursion oder als Eröffnung von Musils „Mann ohne Eigenschaften" erscheint.

Mehr noch: Die Aussage selbst ist nicht unumgänglich mit der Sprache in ihrer linguistischen, grammatikalischen oder illokutionären Form gleichzusetzen, vielmehr können, wie bereits erwähnt, auch andere Zeichen, „von Figuren, von Graphismen oder Spuren"[887] bis hin zu Säulendiagrammen und Tabellen den Status einer Aussage erlangen. Damit ist indes die Aussage auch nicht mit dem Auftauchen beliebiger Zeichen gleichgestellt, mehr noch, die „Aussage bei den einheitlichen Gruppie-

884 Foucault, 1981, S. 115.
885 Foucault, 1981, S. 115.
886 Foucault, 1981, S. 116.
887 Foucault, 1981, S. 123.

rungen der Zeichen zu suchen ist nutzlos".[888] Die Aussage ist selbst eine „Existenzfunktion", vergegenständlicht das, was erst eine Serie von Zeichen hervorbringt, sich aber nicht mit den Zeichen gleichsetzen lässt. Mit anderen Worten: „Eine Folge von Zeichen wird zu der Aussage unter der Bedingung, dass sie zu 'etwas anderem' eine spezifische Beziehung hat, die sie selbst betrifft."[889] Der Satz „über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Maximum" ist in seiner Aussagekraft und in seiner Positivität nicht über die Grammatik, die Linguistik oder den Wahrheitsgehalt zu begreifen, sondern erst über die Funktion, die er als Bestandteil von Musils Roman einnimmt.

Damit einhergehend kann ein Satz, eine Proposition hinsichtlich der Frage, inwiefern diese Folge von Zeichen eine Einheit bildet, auch nicht über die Analyse der Bedeutung der Zeichenfolge alleine bestimmt werden, ebensowenig wie die grammatikalische Richtigkeit die Aussagekraft alleine festlegen könnte: Beispielsweise, so führt Foucault aus, lässt sich der Satz „das goldene Gebirge liegt in Kalifornien", nach logischen Gesichtspunkten – ist er wahr oder nicht? – nicht verifizieren, ganz einfach, weil es ein „goldenes Gebirge" nicht gibt wird.[890] Um als Aussage zu erscheinen, ist folglich eine Zeichenfolge zwingend auf etwas angewiesen, das mehr ist als eine semiotische Bedeutung der Zeichen selbst und von Foucault als „Korrelationsraum" der Aussagen bestimmt wird. Oder anders formuliert: eine Aussage kann nur in Relation zu einem Korrelationsraum beschrieben und erfasst werden (was notabene bekanntermaßen nicht dasselbe ist wie eine Relativierung).[891] Der Korrelationsraum ist kein Subjekt, er ist keine Referenz, er ist eine umfassende *Bedingung* des „Auftauchens": „Eine Aussage gleich welcher Art, und so einfach man sie sich auch vorstellen mag, hat als Korrelat kein Individuum oder einzelnes Objekt, das durch ein bestimmtes Wort des Satzes bezeichnet würde",[892] sondern die Aussage „ist vielmehr mit einem 'Referential' verbunden, das nicht aus 'Dingen', 'Fakten', 'Realitäten' oder 'Wesen' konstituiert wird, sondern von Möglichkeitsgesetzen, von Existenzregeln für die Gegenstände, die darin genannt, bezeichnet oder beschrieben werden."[893]

Mit anderen Worten: das Korrelat einer Aussage „definiert die Möglichkeiten des Auftauchens und der Abgrenzung dessen, was dem Satz seinen Sinn, der Proposition ihren Wahrheitswert gibt."[894] Doch dies

888 Foucault, 1981, S. 128.
889 Foucault, 1981, S. 129.
890 Foucault, 1981, S. 130.
891 Foucault, 1981, S. 131.
892 Foucault, 1981, S. 132.
893 Foucault, 1981, S. 133.
894 Foucault, 1981, S. 133.

wiederum verweist darauf, dass eine Aussage unumgänglich auf eine „materielle Existenz" angewiesen ist,[895] um erscheinen zu können, sie existiert nicht ohne eine Serie geäußerter sprachlicher Zeichen, einer Materialität, die gleichsam „konstitutiv" ist für die Aussage selbst, in der sie sich aber wiederum nicht erschöpft.[896] Denn ist die Aussage einmal konstituiert, neigt sie notwendigerweise dazu, die materiellen Träger, die sie benutzt hatte, gleichsam wieder zu negieren, sich ihnen gegenüber zu einem wesentlichen Teil als indifferent zu erweisen.[897] Damit einhergehend ergibt sich eine merkwürdige Verkehrung der oben beschriebenen Tatsache, dass ein und derselbe Satz in verschiedenen Aussagensysteme eingebunden werden kann: es ist auch möglich, dass *verschiedene* Zeichenfolgen ein und dieselbe Aussagefunktion besetzen können.[898] Damit kann sich die Aussageanalyse zwar auf nichts anderes als auf die „gesagten Dinge, auf Sätze, die wirklich ausgesprochen oder geschrieben worden sind" berufen.[899] Die Präsenz des Aussagensystems zu erkennen, weshalb an einem Ort etwas gesagt wird, während etwas anderes unsagbar bleibt, wird letztlich zu einer Aufgabe des Archivierens, das damit zu zeigen hat, inwiefern Zeichenfolgen den Status einer Aussage in einem größeren Bezugssystem, nämlich der diskursiven Formation einnehmen. Das heißt nun aber wiederum keineswegs, dass die diskursive Formation die Zeichenfolgen „beherrscht",[900] sondern lediglich, dass sie ihnen eigentlich zum Erscheinen verhilft, eine Positivität verleiht. Dass die Zeichenfolgen, die das Aussagensystem erzeugt, nicht zugleich auch von ihm kontrolliert werden, liegt gleichsam in der Natur der Zeichen, nämlich in ihrer nicht auflösbaren Polysemie.[901] Wie die Komplexität der Natur lässt sich auch die Bedeutungsfülle der Zeichen selbst nie gültig fixieren. Anscheinend bewusst erzeugte Zeichen erweisen sich unversehens auch von anderen Bedeutungsfeldern und Regeln determiniert und überlagert, gehorchen linguistischen, psychologischen, grammatikalischen und sozialen Logiken gleichzeitig.[902] Die Welt der Zeichen wird, als solche eine Erscheinungswelt schlechthin, wird umgehend selbst zu einer Welt an sich, die sich auf unterschiedlichste Weise zur Entstehung bringen lässt. Doch die strategische Wahl des Erzeugens beherrscht das Erzeugte nicht in vollem Umfang, so die hier vorgenommene Interpretation Foucaults: die Zeichen sind wie Kuhns „Natur an sich" selbst letztlich als solche nicht erreichbar, sondern ergeben ein vielfältig

895 Foucault, 1981, S. 159.
896 Foucault, 1981, S. 145.
897 Foucault, 1981, S. 148.
898 Foucault, 1981, S. 160.
899 Foucault, 1981, S. 159
900 Foucault, 1981, S. 169.
901 Foucault, 1981, S. 160.
902 Foucault, 1981, S. 169.

durchdrungenes Reales, durch die die symbolische Ordnung zwar erst hervorgebracht, aber niemals gänzlich erfasst wird.

In dieser Weise wird auch erkenntlich, „dass nie *alles* gesagt worden ist", was sich aufgrund der Fülle der Zeichen formulieren ließe und dass dieses Nicht-Gesagte selbst Effekt einer eigentlichen Formation des Sagens ist. Die Analyse der Aussagen selbst „enthüllt" entsprechend „kein reiches schwieriges Sprießen", sondern zeigt „eine Verteilung von Lücken, Leeren, Absencen, Schnitten."[903] Deshalb kann die Analyse einer diskursiven Formation, gleichsam in einer dialektischen Wendung, nur heißen, „das Gesetz dieser Armut zu suchen, ihr Maß zu nehmen und ihre spezifische Form zu bestimmen."[904] Erst auf diese Weise tritt das Formationssystem der Aussagen, der Gegenstände, der Wahlmöglichkeiten ins Blickfeld und wird dieses als eine bestimmte „Praxis neben anderen Praktiken" erkennbar.[905]

7.3.4. Die „Grenzen" diskursiver Formationen

Die Auffassung, dass diskursive Formationen eine Ordnung darstellen, die regelt, was zu einem bestimmten Zeitpunkt, an einem bestimmten Ort gesagt werden kann, impliziert auch, ähnlich wie der Begriff des Paradigmas, dass sich das Konzept nur im „Plural" denken lässt:[906] der Fokus auf die Existenz eines Paradigmas, einer diskursiven Formation alleine macht also solche keinen Sinn, da die Lücken das Sagbaren und nicht Sagbaren so kaum erkenntlich werden, das „Gesetz der Armut" nicht als solches erfassbar wird. Es geht also bei einer archäologischen Analyse darum, „diskursive Formationen" beschreibend zu „individualisieren",[907] dabei die Regelmäßigkeit des Auftauchens von Aussagen[908] in ihrer Korrelation mit anderen Feldern von Aussagen aufzuzeigen und die Verbindung zu breiteren nicht-diskursiven Praktiken darzustellen, seien es politische Entscheidungen oder ökonomische Ereignisse. Die archäologische Analyse hat zum Ziel, die von den „verschiedenen diskursiven Formationen aufrechterhaltene Spezifität und Distanz" zu erkennen ebenso wie das besondere „Spiel der Analogien und der Un-

903 Foucault, 1981, S. 173.
904 Foucault, 1981, S. 175.
905 Foucault, 1981, S. 265. Das ist notabene genau das, was Foucault als „ideologiekritische" Praxis gegenüber einer Wissenschaft beschreibt, wenn sie aus der diskursiven Praxis hervorgetreten ist. Nicht das Aufzeigen des Wahren, Falschen und Verfälschenden, sondern sie „als diskursive Formation in Frage zu stellen" (S. 265).
906 Foucault, 1981, S. 224.
907 Foucault, 1981, S. 224.
908 Foucault, 1981, S. 205.

terschiede“ erscheinen zu lassen.[909] Notwendigerweise treten dabei diskursive Formationen in eine bestimmte Relation zueinander. Obwohl hier Foucault, ausgehend von der noch zu diskutierenden Untersuchung „Die Ordnung der Dinge“, diskursive Formationen vornehmlich in ihrer zeitliche Abfolge beschreibt,[910] ist auch ihre Koexistenz nicht kategorisch ausgeschlossen.[911]

„Ein rein logisches Schema von Gleichzeitigkeiten“ als „Modell“ heranzuziehen, wäre indes ebenso verfehlt wie die Suche nach „einer linearen Ereignisabfolge“;[912] im Gegenteil bleibt die Art der Beziehung der diskursiven Formationen untereinander, sowohl in diachroner wie synchroner Hinsicht, offen. Interessiert so die Beziehung verschiedener Diskurse untereinander, soll sich das Augenmerk konsequenterweise auf die „verschiedenen Räume der Entzweiung“ richten,[913] in der die diskursiven Formationen sich gegenüberstehen und in denen die damit verbundenen Widersprüche sich äußern. Keinesfalls aber lassen sich dabei die Widersprüche gleichsam auf einer höheren Ebene aufheben oder gar auf Basis einer Instanz der Vermittlung diskutieren, im Gegenteil, die Archäologie untersucht Widersprüche ohne zu fragen, „von welchem Gesichtspunkt aus sie sich auflösen können oder auf welcher Ebene sie sich radikalisieren“;[914] sie „definiert“ schlicht den „Ort, an dem er [der Widerspruch] sich ansiedelt“, „lässt die Gabelung als Alternative erscheinen“, „lokalisiert die Divergenz und den Ort, wo die beiden Diskurse nebeneinandertreten.“[915] Sofern nicht die ganz und gar falsche Versuchung besteht, diskursive Formation als einen „idealen, kontinuierlichen und glatten“ Text zu beschreiben,[916] geben sich die Widersprüche und Entzweiungen innerhalb der verschiedensten diskursiven Formationen alsbald mannigfaltig zu erkennen, wobei selbst auch „äußere Widersprüche“ auf den „Gegensatz zwischen verschiedenen diskursiven Formationen verweisen.“[917]

Insofern sind diskursive Formationen keineswegs voneinander abgetrennte monolythische Blöcke, im Gegenteil, ihre Untersuchung soll gerade „beschreibbare Beziehungen“ unter diskursiver Formationen „erscheinen“ lassen[918], um auf diese Weise ein eigentliches Feld der „interdiskursiven Konfiguration“, ein „Gebiet der Interpositivität“ zu

909 Foucault, 1981, S. 229.
910 Vgl. explizit Foucault, 1981, S. 224.
911 Foucault, 1981, S. 237.
912 Foucault, 1981, S. 239.
913 Foucault, 1981, S. 219.
914 Foucault, 1981, S. 216.
915 Foucault, 1981, S. 218.
916 Foucault, 1981, S. 222.
917 Foucault, 1981, S. 219.
918 Foucault, 1981, S. 225.

bezeichnen.[919] Dieses Feld der Interpositivitäten, tauche es nun in diachroner oder synchroner Hinsicht auf, ist auch jener Ort, wo die Dinge und Begriffe sich verändern, wo sie unversehens auftauchen, um alsbald wieder zu verschwinden. Sie unterliegen also dem, was Foucault „Transformation" nennt und nichts anderes als das Primat der Relationen vor der isolierten Substanz auch im Prozess der Umgestaltung bezeichnet. Ebensowenig wie die Betrachtung von Veränderungen isolierter Einheiten Sinn macht, lässt sich darüber hinaus auch nicht von einem Bruch, von einer Veränderung einer ganzen diskursiven Formation als isoliertem Vorgang sprechen. Transformationen ereignen sich vielmehr stets an mehreren Orten.[920]

Foucault differenziert die diskursiven Formationen somit nicht nur untereinander, sondern erkennt auch Diversifikationen des Aussagenerzeugens innerhalb der diskursiven Formationen selbst. Denn in diskursiven Formationen ist die Logik einer möglichen, fortschreitenden Epistemologisierung gleichsam eingeschrieben. Bislang sind die verschiedensten Aussagen als gleichartig betrachtet worden: Kommentare, Richtersprüche stehen neben wissenschaftlicher Diagnostik und ihnen ist lediglich gemein, dass sie Aussagen darstellen. Doch diese Praktiken zur Erzeugung von Aussagen lassen sich durchaus nach einer immanenten Ordnung differenzieren, genauer nach dem Grad ihrer *Epistemologisierung*, die auch eine Abfolge vom „bloßen" Wissen hin zur Wissenschaft vergegenständlicht. Diskursive Formationen bezeichnen wie gesehen die Tatsache, dass auf geregelte Weise in einer diskursiven Praxis „Gegenstandsgruppen", „Begriffsbündel" eigentlich erzeugt werden. Diese geregelten Aussagen stecken auch das ab, was gesagt und nicht gesagt werden kann, sie erscheinen als geregeltes Feld von Positivitäten und bilden damit den der diskursiven Formation selbst eigenen *Wissensbestand*. Oder mit anderen Worten: Diese „Menge von einer diskursiven Praxis regelmäßig gebildeten Elemente (…) kann man *Wissen* nennen".[921] Dieses Wissen, der Bereich des Ausgesagten, umfaßt keineswegs nur die Demonstrationen von Positivitäten (die Analyse der Arbeitslosenquoten beispielsweise), sondern ergibt sich auch über „Fiktionen, Überlegungen, in Berichten, institutionellen Verordnungen, in politischen Entscheidungen."[922] Indem „Wissen" vergegenständlicht, „wovon man in

919 Foucault, 1981, S. 226.
920 Als Beispiel nennt hier Foucault (1981, S. 252) die französische Revolution. Die französische Revolutionen bezeichnet gleichzeitig stattfindende Transformationen im ökonomischen, politischen und sozialen Bereich, die unter einem Bruch, der Revolution, zusammengefasst werden.
921 Foucault, 1981, S. 259; Hervorhebung von mir.
922 Foucault, 1981, S. 261.

einer diskursiven Praxis sprechen kann, die dadurch spezifiziert wird,“[923] bildet es letztlich auch die „Vorform dessen, was als eine Erkenntnis oder eine Illusion, eine anerkannte Wahrheit oder ein denunzierter Irrtum, eine endgültige Erfahrung oder ein überwundenes Hindernis sich enthüllen und funktionieren wird.“[924]

Doch diese Formation von Wissen weist unter Umständen, allerdings keineswegs notwendigerweise, eine bestimmte Dynamik auf, mittels derer die Aussagen sich ordnen und aufeinander beziehen lassen und hierbei sich ihre Kohärenz steigert. Diesen Vorgang bestimmt Foucault nun als „Epistemologisierung“. Eine Epistemologisierung tritt dann auf, „wenn im Komplex einer diskursiven Formation eine Gesamtheit von Aussagen sich herausschält und vorgibt (selbst ohne es zu erreichen), Verifikations- und Kohärenznormen zur Geltung zu bringen, und eine beherrschende Funktion (als Modell, als Kritik oder als Verifikation) im Hinblick auf das Wissen ausübt“. Dass eine solche *Schwelle der Epistemologisierung* auftaucht“,[925] ist indes keineswegs als zwingendes Ereignis in der diskursiven Formation eingeschrieben. Vielmehr sind die Umstände, aufgrund derer ein solcher Prozess sich abzeichnet, selbst ein zu Erforschendes und damit ein Bereich der Archäologie. Zudem ist die Schwelle der Epistemologisierung nicht mit dem Entstehen einer Wissenschaft gleichzusetzen. Außer im Falle der Mathematik, die gleichsam von Anbeginn reine Episteme vergegenständlicht,[926] treten Wissenschaften aus einer epistemologisierten Ordnung erst hervor: es ist ein eigentliches unmittelbares Zutagetreten, das sich ereignet, „wenn die so gezeichnete Figur einer gewissen Anzahl formaler Kriterien gehorcht, wenn ihre Aussagen nicht nur archäologischen Formationsregeln entsprechen, sondern darüber hinaus bestimmten Konstruktionsgesetzen der Propositionen.“ In diesem Sinne ist nun zusätzlich auch das Überschreiten der „*Schwelle der Wissenschaftlichkeit*“ absehbar.[927] Aber auch hier differenziert Foucault das wissenschaftliche Feld nochmals nach einer Form des Aussagens selbst: eine Wissenschaft kann selbst eine neue Schwelle überschreiten, innerhalb dessen sich die Aussagen transformieren. Denn wenn hinreichend „Axiome“, „legitime propositionelle Strukturen“ und allgemein „akzeptierte Transformationen“ vorliegen, um ein eigentliches „formales Gebäude“ zu konstituieren, ist zusätzlich auch eine andere Schwelle, nämlich diejenige der *Formalisierung* überschrit-

923 Foucault, 1981, S. 259.
924 Foucault, 1981, S. 258.
925 Foucault, 1981, S. 265f.
926 Foucault, 1981, S. 262.
927 Foucault, 1981, S. 266.

ten,[928] eine Schwelle der Formalisierung, die unmittelbar, ohne vorherige Stufen, nur die Mathematik hat erreichen können.

Jede dieser Schwellenüberschreitungen erfordert denn auch eine eigene Betrachtungsform. Eine Geschichtsschreibung, die an der Schwelle der Epistemologisierung angesiedelt ist, interessiert sich für „diskursive Praktiken", die im Begriff sind, eine Rolle von Wissenschaftlichkeit einzunehmen. Sie will zeigen, wie diskursive Praktiken „gemäß welcher Regelmäßigkeiten und dank welcher Modifizierungen (…) den Epistemologisierungsprozeßen Platz machen" und auf welche Weise sie die „diskursiven Positivitäten" modifizieren.[929] Im Bereich des Wissenschaftlichen ist hingegen eine Untersuchung erforderlich, aufgrund von welchen Voraussetzungen die Schwelle zur Wissenschaftlichkeit, ausgehend von „epistemologischen Figuren" überhaupt hat überschritten werden können. Dazu gehört, in Erfahrung zu bringen, "wie ein schon festgelegter, schon teilweise artikulierter, aber noch von unmittelbaren praktischen Anwendungen oder effektiven Bewertungen durchzogener Erfahrungsbereich sich als ein wissenschaftliches Gebiet konstituieren konnte",[930] oder mit anderen Worten: auf welche Weise sie sich die entsprechende Wissenschaft hat autonomisieren können.

Foucault hat also die Methode der Archäologie selbst differenziert. Jede Schwelle der Epistemologisierung, vom einfachen Wissen hin zur formalen Wissenschaft, erfordert eine spezifische Art der Untersuchung von Aussagen. Schlussendlich ist aber die „Analyse" der diskursiven Formationen, der Positivitäten und des Wissens dennoch nur unter einer beobachteten Einheit zu denken. Und diese Vorstellung leistet der Begriff der *Episteme*. Er bezeichnet jene „Gesamtheit der Beziehungen", die in einer „gegebenen Zeit" die „diskursiven Praktiken" so zu vereinigen vermögen, dass „epistemologische Figuren", Wissenschaften, ja vielleicht „formalisierte Systeme" ermöglicht werden.[931] Die Analyse der Episteme selbst ist damit keineswegs eine „Form der Erkenntnis" oder ein „Typ von Rationalität" oder ein bestimmter „Geist eines Zeitalters", sondern lediglich jenes Feld der „Beziehungen, die man in einer gegebenen Zeit innerhalb der Wissenschaften entdecken kann, wenn man sie auf der Ebene der diskursiven Regelmäßigkeiten analysiert."[932] Im Gegenteil, das Verhältnis der Analyse der verschiedenen Epistemen innerhalb einer diskursiven Formation verhält sich dergestalt, dass zwar im „Prozess" einer „historischen Praxis" eine Wissenschaft aus einer dis-

928 Foucault, 1981, S. 266.
929 Foucault, 1981, S. 272.
930 Foucault, 1981, S. 270.
931 Foucault, 1981, S. 272f.
932 Foucault, 1981, S. 273.

kursiven Formation hervorwachsen kann,[933] dies aber weder ein notwendiger Prozess ist, noch die Wissenschaft sich mit der diskursiven Formation zwingenderweise als identisch erweist. Eine Wissenschaft ist also immer auf eine diskursive Formation angewiesen, doch vermag es durchaus diskursive Formationen ohne Wissenschaft zu geben. Insofern existieren durchaus auch „andere Archäologien" als jene, die Foucault, der sich vornehmlich für die Humanwissenschaften interessiert, selbst betreibt.[934] Doch die Methode der Archäologie ist geraten, stets Regelmäßigkeiten zu beobachten, aufgrund derer Äußerungen, vermittelt über diskursive Praktiken, zu Aussagen gerinnen, hierbei Objekte und Begriffe generierend, die korrelierend mit anderen diskursiven Räumen unversehens ein neues „Wissen" hervortreten lassen.[935]

7.4. Die Zahlen, die Wörter und das Verschwinden des universalen Tableaus

Ein archäologischer Blick auf die aufgezeigte Problematik erweist sich nun als zugleich weiter und enger als jener, der sich über das Konzept der „disziplinären Matrix" vermittelte. Breiter greift der archäologische Ansatz, indem er das Funktionieren einer Wissenschaft selbst vor dem Hintergrund einer größeren diskursiven Formation begreift, von deren Wissen die jeweilige Wissenschaft auch zehrt, deren Wissen, Regeln und Praktiken sie auf- und einbaut. Präziser ist die „Archäologie", indem sie genauere Aussagen zuläßt, worauf die Matrix der Meinungsforschung zugreift, nämlich auf die Welt der Sprache, der Zeichen, der Äußerungen. Eine Archäologie vermag die Transformation der sprachlichen Zeichen hin zu einer Zahlenmatrix gerade deswegen unter *einem* Aspekt zu begreifen, nämlich demjenigen der Aussage: Tabellen, Fragebogen und Grafiken der Meinungsforschung wie die Äußerungen, die in einer Interviewsituation sich „ereignen", sind insofern vergleichbar, als dass sie über dieselbe – noch zu zeigende – „vorbegriffliche" Formation entstehen.

Mit dieser Methode lassen sich die in der Interviewsituation geäußerten Zeichen in ihrer Relevanz erfassen, ohne die verfängliche Interpretation dessen, was die beteiligten Personen ge-*meint* haben könnten oder nicht; und unabhängig von dem ebenso problematischen Konstrukt der Kompetenz, das fassen will, ob eine Äußerung nun aufgrund einer intel-

933 Foucault, 1981, S. 274.
934 Foucault, 1981, S. 252.
935 Foucault, 1981, S. 278.

lektuellen Gewichtigkeit formuliert ist, vor der die Ahnengalerie der Staatsmänner sich verneigen würde, oder lediglich der Verärgerung Ausdruck verleiht, dass der Interviewer sich noch nicht verabschiedet hat. Nicht die *Interpretation* des Gesagten tritt in den Vordergrund der Diskussion, sondern die Frage, auf welche Weise die Äußerung als bestehende Folge von Zeichen zur Aussage wird, welcher geregelter Praxis diese Formierung gehorcht, über welche Beziehung diese Praxis wiederum mit anderen Regelmäßigkeiten der Erzeugung von Aussagen in Verbindung steht. Denn eine diskursive Formation ist wie gesehen gerade durch die Tatsache gekennzeichnet, dass die regelgeleitet erzeugte „Positivität der Zeichen" nur eine bestimmte Serie von Aussagen von potentiell vielen zuläßt, darin streng den Gesetzen der „Armut" der Aussagen folgend. Mit anderen Worten, die „seltsamen Ereignisse" der Zeichen, welche die Meinungsforschung über ihre Befragungen veranlasst, ließen sich auch in ein anderes Aussagensystem einbringen, ein anderes Aussagesystem, das auf denselben Äußerung beruht. Das „Vorbegriffliche" zweier Ordnungen erzeugt dann über eine diskursive Praxis gänzlich unterschiedliche Objekte und Begriffe, die alsbald in einem inkommensurablen Verhältnis zueinander stehen.

Es ist evident, dass sich diese Überlegungen sowohl auf die Persistenz der Anomalien wie auch auf die Persistenz der Kritik an der Meinungsforschung beziehen lassen. Obwohl an dieser Stelle Foucault unterstellt wird, dass seine Arbeit in einer ähnlichen Problematik gründet, die bislang mit Kuhns Ansatz artikuliert wurde, erscheint die Vorstellung der Anomalien zunächst verschwunden. Mit anderen Worten: das Drängen des Nicht-Stimmigen in der symbolischen Ordnung ist in der „Archäologie des Wissens" nicht in der Weise explizit benannt und explizit diskutiert, wie die Vorstellung der Anomalie und ihrer Konsequenzen bei Kuhn. Dennoch findet sie sich die entsprechenden Überlegungen auch in Foucaults Methodologie. Dass die Fülle des „an sich" Realen selbst nicht in eine diskursive Formation aufzugehen vermag, stellt zunächst stringent die Forderung, das „Gesetz der Armut zu suchen,"[936] jener Armut die sich daraus ergibt, „dass nie alles gesagt ist", was sagbar wäre. Doch was gesagt wird, gehorcht den Regeln einer diskursiven Formation und diese Regeln sind, wie gezeigt, Effekte einer „Wahl", die gerade dadurch offenbar wird, dass sich verschiedene Ordnungen der „Armut" gegenüberstellen lassen. Darüber hinaus aber zeigt sich der Überschuss des Realen auch darin, dass innerhalb der Ordnung der Aussagen unversehens „Lücken", leere Stellen, „Absencen" abzeichnen. Mehr noch: der Untersuchung dieser Risse, der Widersprüche kommt darüber hinaus noch eine eigentliche methodische Bedeutung

936 Foucault, 1981, S. 175.

zu, indem die Verschiedenheit der Generierung von Objekten und Begriffe, erkenntlich wird.[937] Das Drängen dessen, was nicht in der Ordnung der Aussagen aufgehoben ist, zeigt sich entsprechend bloß negativ, als Inkonsistenz, leere Stelle, Widerspruch, Bruch. Anomalien erhalten damit gleichsam einen anderen Charakter, ihr Drängen ist ihnen genommen, denn sie können nunmehr als Widerspruch, Leerstelle, Riss innerhalb einer diskursiven Formation weiter existieren, während Kuhn von ihnen ein eigentliches „Gesetz der Revolution ableitet". Diese unterschiedliche Konsequenz mag sich daraus ergeben, dass Kuhn sich auf einen engen epistemologisierten Bestandteil einer diskursiven Formation bezieht, nämlich auf die strenge Wissenschaft der Physik, während Foucault den Blick auf das ganze breitere Feld von Aussagen richtet, die nur in besonderer Form als Wissenschaften Geltung erlangen. Mehr noch, Foucault konzentriert sich vornehmlich auf die wissenschaftlichen Grenzbereiche, auf die Humanwissenschaften, die Psychiatrie, auf Bereiche also, deren Diskurs weniger geschlossen ist als derjenige der Physik. Das Vorbegriffliche, so die daraus abgeleitete Vermutung, ist damit in ein viel breiteres Feld der Praxis eingelagert, das an sich Unstimmiges zu stabilisieren vermag. Hierin eröffnet sich ein erstes Verständnis, weshalb die Wissenschaft der Meinungsforschung auch ohne Revolution, gerade in der Gegenwart ihrer Anomalien erhalten bleibt: nämlich indem sie in einer noch zu suchenden, diskursiven Praxis verankert ist, die über die engere Matrix eigentlich hinausreicht. Das eigentümliche Funktionieren, das Bemühen um eine reine Wissenschaftlichkeit wäre also nicht mehr nur ein Mangel, ein Scheitern, sondern im Gegenteil: in den Anomalien, den Widersprüchlichkeiten müsste geradezu eine Spur hin zu einer breiteren diskursiven Formation zu finden sein.

Die Persistenz der Anomalien in der Meinungsforschung, nach Kuhn das „Normale" einer „normalen Wissenschaft," verbleibt nun nicht mehr als bloße Beobachtung, die sich der Wissenschaftstheorie fügt, sondern es wird darüber hinaus auch verständlich, weshalb Anomalien ausgerechnet bei der Formulierung von Fragen auftauchen: Indem die Äußerungen, welche die Meinungsforschungsindustrie über ihre Technologie hervorbringt, ihrer „Natur" nach polysem sind, ist ein „perfektes" *Question Wording* stets unerreichbar, auch wenn es aufgrund großer Erfahrung oder aber über ein methodologisches Handbuch deduziert wird: das Spiel der Zeichen wird stets Anomalien erzeugen, die „unerklärlicherweise" dann sich melden, wenn die Frage umformuliert wird, in einem anderen Kontext erscheint. Dies hängt keineswegs notwendigerweise mit dem Umstand zusammen, dass die Äußerung der Zeichen nicht als Bestandteil eines subjektiven Horizont begriffen wä-

937 Foucault, 1981, S. 217.

ren. Indem Zeichen stets das Wissen und die Intention eines sprechenden Individuums transzendieren, sind sie auch nicht auf eine individuelle, subjektiv verstehbare Situation reduzierbar.[938] Die kritisierenden Ansätze, etwa der „doppelten Hermeneutik", mögen unter Umständen durchaus einiges mehr „erklären" und „begreifen", d.h. die Zeichen fugenloser in ein Regelwerk in sich kohärenter Sätze überzuführen. Die „Problematik" der Transformation von Zeichen zu Aussagen bleibt aber dieselbe, d.h. die Zeichen werden aufgrund eines grundsätzlich verschiedenen Regelwerks in Aussagen überführt, die ihre spezifische „Armut" offenbaren. Gleichsam „hinter" den inkommensurablen Bedeutungen der „Meinung" stehen nun also unversehens unterschiedliche Regeln der Erzeugung von Aussagen, die selbst nicht nur in semiotischen Inkommensurabilitäten gründen, sondern *ein Feld der Praktiken bezeichnen, das mutmaßlich über die einzelnen in die Konflikte verwickelten Disziplinen und quasi-wissenschaftlichen Auffassungen hinausreicht* – dies ist eine massgebliche Erweiterung, die Foucaults Vorstellung des Archivs über Kuhns Wissenschaftstheorie hinaus ermöglicht.

Der Ort der Entzweiung im Diskurs um die Meinungsforschung ist in dieser Hinsicht nun aber gerade über diese Erweiterung deutlicher benennbar: er ist dort zu suchen, wo sich die von der Meinungsforschung erzeugten sprachlichen Zeichen potentiell in unterschiedliche Aussagenssysteme einbinden lassen. Wenn aber unterschiedliche Ordnungen, die im Streit um den Begriff der Meinung auftauchen, an diesem Ort zusammentreffen, wie weit reicht ihre Entzweiung über diesen Ort hinaus? Findet sich womöglich hierin ein Ansatz zur Beantwortung der Frage, weshalb die Meinungsforschung und ihre Kritik so eng miteinander verkettet sind, ohne dass die eine oder andere bislang verschwunden ist? Verlaufen die Grenzen der unterschiedlichen Formationen wirklich entlang der Meinungsforschung und ihrem kritisierenden Außen? Foucaults Methode warnt davor, Einheiten jeglicher Form per se als gegeben zu betrachten, das heißt für die nachfolgenden Überlegungen darf nicht stillschweigend angenommen werden, dass die Meinungsforschung einer einheitlichen diskursiven Formation selbst unterliegt. Mehr noch: man ist aufgefordert, auch die Risse und Brüche in diesem Zusammenhang selbst zu suchen. Es ist ein Blick eröffnet worden, der die in dieser Arbeit formulierten Fragen selbst präzisierend reformulieren lässt: welche Regelmäßigkeiten von Erzeugung von Aussagen prallen beim Streit um die Meinungsforschung aufeinander? Auf

[938] Damit einher geht auch die Frage nach der (politischen) „Kompetenz" hinter der Äußerung: sie liegt, gleich wie ihre hermeneutische Interpretation, gleichsam auf einer anderen Ebene als derjenigen der Zeichen, ist ihr äußerlich. Erst aufgrund einer fixierten Regelformation erscheint eine Äußerung als Aussage über die Kompetenz des Äußernden.

welche Weise sind diese wiederum miteinander eigentlich „verkettet", so dass das Misstrauen und die Kritik an der Meinungsforschung gleichzeitig ihr unaufhörliches Wachstum begleitet? Hierzu wird zunächst wiederum Foucault das Wort gegeben, nun nicht mehr als Begründer der Methode des Archivierens, sondern als ein Archivar selbst.

7.4.1. Die Idee der allumfassenden Repräsentation

Dieser oben diskutierten, vornehmlich methodischen Arbeit über eine „Archäologie des Wissens" vorausgegangen war eine umfangreiche Untersuchung Foucaults zu einer „konkreten" Archäologie, nämlich einer „Archäologie der Humanwissenschaften", so der Untertitel. In dieser Arbeit identifiziert Foucault jene großen diskursiven Formationen, die seit der Renaissance das Denken beherrschten und beherrschen, Gegenstände des Wissens hervorbrachten und noch hervorbringen und mit Wörtern versehen. Es ist eine Untersuchung, die beschreibt, wie eine Analyse der Reichtümer, der Seinsweise der Sprache und der Geschichte der Natur auftauchte und wieder verschwand, wie moderne Wissenschaften wie die Biologie, die Grammatik und die Ökonomie sich bildeten und die damit verbundenen Episteme das Denken bis heute formen. Dass ein solcher breiter zeitlicher Horizont nun gegen den Schluss dieser Arbeit geöffnet wird, hat nichts damit zu tun, um dieser damit eine besondere Weihe zu verleihen, sondern fußt nach wie vor im Versuch, Einsicht in die Problematik der scheinbar auf halbem Wege stehengebliebenen Entwicklung der meinungsforschenden Wissenschaft und ihre eigentümliche Verkettung mit nicht abbrechender Kritik zu gewinnen. Die Diskussion der Archäologie der Humanwissenschaften trifft dabei folgerichtig auf die Beschreibung jenes „denkenswürdigen Tages", an dem die „Humanwissenschaften" als ihr „radikalstes Vorhaben" unversehens „die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Phänomene der politischen Meinungen" bezogen haben.[939]

Freilich erfolgt der Einbezug dieses Ereignisses innerhalb eines sehr großen zeitlichen Horizontes, der sich aus Foucaults Interesse an radikalen Brüchen zwischen Formen von Wissen notwendigerweise ergibt. Getragen ist *Les mots et les choses* hierbei noch von der Überzeugung, dass „in einer Kultur, und in einem bestimmten Augenblick, […] es immer nur eine *episteme* [gibt], die die Bedingungen definiert, unter denen jegliches Wissen möglich ist",[940] eine Auffassung aber, die in dieser strengen Form sich bereits in der „Archäologie" aufzulösen beginnt. An dieser

939 Foucault, 1991, S. 420.
940 Foucault, 1991, S. 213.

Stelle wird diese radikale zeitliche Ordnung denn auch in erster Linie unter dem Aspekt der Aufarbeitung einer real aufgetauchten Matrix des „Denkmöglichen" begriffen, um damit das Nebeneinander von inkommensurablen Ordnungen nicht prinzipiell auszuschließen. Diesbezüglich identifiziert eine Archäologie der Humanwissenschaften auch die idealiter geltenden und als solche wirksamen „fundamentalen Codes einer Kultur" – jene Codes also, „die ihre Sprache, ihre Wahnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte" in aller Tiefe bestimmen,[941] und damit letztlich jede „empirische Ordnung" definieren. Und dieser Identifikationsprozess, so die Hoffnung, soll Hinweise für das Verständnis des hier interessierenden „Raums der Entzweiung" liefern, der den Diskurs um die Meinungsforschung nährt.

Das „Vorhaben" der Sozialwissenschaften, die Ordnung der Wahrscheinlichkeit über das Phänomen der politischen Meinung zu legen, lokalisiert Foucault im Zeitraum eines Umbruchs zwischen zwei Wissensordnungen, der Klassik und der Episteme, eines Umbruchs, den Foucault nicht erklärt, sondern nur beschreibt.[942] Das Denken der Klassik selbst hat mit der Frage eingesetzt, „wie man erkennen soll, dass ein Zeichen genau das bezeichnete, was es bedeutete." Diese Problematisierung der Bezeichnungsfunktion erwies sich als so schwerwiegend, dass sie nicht nur zu einer Auflösung der „tiefen Zusammengehörigkeit" der Sprache und der Welt" führt,[943] sondern auch zu einer „ungeheuren Reorganisation der Kultur" selbst: die Zeit, in der es eine „Bedeutung der Zeichen" gar nicht gab, da sie von der „Souveränität der Ähnlichkeit" absorbiert war, hatte aufgehört zu existieren.[944] Doch damit ist auch ein „Raum eines Wissens" entstanden,[945] in dem Zeichen nicht mehr „Gestalt" der Welt sind, ewig geltende, gleichsam natürliche Signa-

941 Foucault, 1991, S. 22.

942 Vgl. hierzu Foucault, (1991, S. 413) „Foucault bietet uns keine Erklärung für die große Veränderung", stellen Dreyfus und Rabinow fest (1987, S. 52). Freilich sehen die Autoren den „Grund für diesen Eigensinn" weniger in einem „Hang zum Obskurantismus" als in der „einfachen Tatsache, das jede Erklärung nur innerhalb eines spezifischen Bezugsrahmens, also innerhalb einer spezifischen *episteme*, sinnfällig wäre." Letztlich folgt Foucault genau auch jenem Vorschlag, den Kuhn (1983) eröffnet hatte, um sich die Welt verschiedener Paradigmen trotz Inkommensurabilitäten zu öffnen: die Sprache, die Begriffe, auf welche Weise sie verknüpft sind, welche Praktiken und Technologien der Wissenserstellung angewandt werde, all dies muss gelernt werden wie eine Fremdsprache, es muss eine Art des Denkens dieser Ordnung gelernt werden, denn all die Übersetzung von einem Ort aus in der Zeitlinie bedeutet unter Umständen, zentrale Inkommensurabilitäten, entscheidende Brüche und Diskontinuitäten zu übersehen.

943 Foucault, 1991, S. 75.

944 Foucault, 1991, S. 76.

945 Foucault, 1991, S. 82.

tur."[946] Die Sprache erhält eine neue Bedeutung;[947] sie muss bezeichnen, repräsentieren, sie ist aus der Welt herausgetreten um sie zu benennen: „Die Wahrheit findet ihre Manifestation und ihr Zeichen in der evidenten und deutlichen Wahrnehmung. Es gehört zu den Worten, sie zu übersetzen, wenn sie es können."

Die Sprache selbst soll möglichst verschwinden; sie soll nur Erkennen ermöglichen, „Transparenz" erstellen und „Neutralität" wahren.[948] Infolgedessen tauchen auch verschiedene Generierungsprinzipien von Zeichen auf, sie können „natürlich" sein wie das den Tag ankündigende Morgenrot, oder auf Übereinkunft zwischen Menschen beruhen; Zeichen können zur „Gesamtheit" gehören, die sie bezeichnen (ein Krankheitszeichen beispielsweise) oder davon getrennt bleiben, sie können höchst gewiss mit dem Bezeichneten verbunden sein (das Atmen als Zeichen für Leben) oder auch nur sehr gering. Bei alledem wird aber der Sprache eine vollständige „Transparenz" zugewiesen, die ungebrochene Fähigkeit „das Elementare" zu bezeichnen, ohne selbst das Erkennen zu beeinflussen.[949] Das erkenntnisleitende Ideal des „klassischen Denkens" bildet eine Sprache, die „wohlgestaltet ist", „analysierend und kombinierend". Sie führt nicht nur neue Figuren, „die Wahrscheinlichkeit, die

946 Foucault, 1991, S. 89.

947 Der Ausgangspunkt Foucaults Untersuchung ist also das 16. Jahrhundert, in dem das Denken von der Figur der „Ähnlichkeit" bestimmt war. Die Welt zeigt sich in der Renaissance als mit Zeichen überflutet, und diese Zeichen sind mit der Welt eigentlich verwoben: sie sind selbst Welt (1991, S. 60). Indem dieses immense Netz der Ähnlichkeiten, das die Welt umspannt, entziffert wird, offenbart sich auch die Welt selbst: das Gesicht imitiert den Himmel und das Firmament das Gesicht (S. 48), der Charakter der Menschen steht in den Sternen geschrieben, unter denen sie geboren sind, und das System der Sterne folgt den Charakteren der Menschen: „Die Welt ist von Zeichen bedeckt, die man entziffern muss, und diese Zeichen, die Ähnlichkeiten und Affinitäten enthüllen, sind selbst nur Formen und Ähnlichkeit." (S. 62) Paradigmatisch für diese Zeit darf wohl die Esoterik selbst gelten: jene Zeichen, die ein Wissender zu lesen vermag und über den geheimen Aufbau der Welt berichten und kommende Ereignisse zu fassen vermögen, sind selbst Bestandteil der (kommenden, vergangenen, präsenten, aber sich nicht unmittelbar darbietenden) Ereignisse, sie sind nicht von ihnen zu trennen: in ihrem „rohen Sein" sind die Zeichen „in der Welt niedergelegt" und bieten sich „den Menschen als zu entziffernde Dinge an" (S. 66) Es sind also nicht die Menschen, die die Zeichen sprechen; die Zeichen, die Sprache selbst ist nicht Mittel des Erkennens und der Interpretation, sondern im Gegenteil: die Zeichen sind Sein „an sich" und mit dem „an sich" der Welt verbunden. Dem Zeichenleser bleibt die Entschlüsselung der Zeichenwelt, und das Mittel seines Erkennens ist der „Kommentar"; mit einem nie endenden Kommentar soll eine „große einförmige Ebene der Wörter und Sachen" zum Sprechen gebracht werden. Kommentieren heißt auf dem „Untergrund einer Schrift [zu sprechen], die mit der Welt in eins ist", und dieses Sprechen ist unendlich und jedes der geäußerten Zeichen wird „seinerseits zur Schrift für neue Diskurse" (S. 74).

948 Foucault, 1991, S. 89.

949 Foucault, 1991, S. 96.

Analyse und die Kombinatorik", in das „System der Erkenntnis" ein, sie lässt gar allem Wissen selbst sprachliche Natur zukommen.[950]

Mit anderen Worten, die Zeichen und die Sprache erhalten die Funktion zu *re-präsentieren* und in dieser Repräsentation in ihrer Eigenheit zu verschwinden. Das „Bezeichnete" liegt ohne „Rückstände oder Undurchsichtigkeit" gleichsam im „Innern" der Repräsentation der Zeichen.[951] Das „System künstlicher Symbole und Operationen", das sich als ganzes Feld über die Welt legt, besitzt kein Außen (außer den Wahnsinn und Dichtung[952]), die Welt zerfließt eigentlich in den Zeichen, die sie repräsentieren, so dass sie in diesen gleichsam als Element der Repräsentation selbst erscheint: Das Zeichen „muss repräsentieren, aber diese Repräsentation muss ihrerseits in ihm präsent sein".[953] Diese sprachliche Figur der „redublizierten Repräsentation" wird durch nichts anderes als durch den Umstand verdeutlicht, dass eine Theorie der Bedeutung und der Interpretation sich noch als überflüssig erweist: das Feld der Zeichen repräsentiert die Welt als solche lückenlos und ihre Bezeichnungsfunktion ist gleichsam im Element der Repräsentation selbst aufgehoben. Deshalb ist eine Lehre der Bedeutung und der Interpretation, mehr noch: eine Hermeneutik schlicht überflüssig. Denn es gibt kein Blick von außerhalb auf die Bezeichnung selbst: „Wenn aber die Phänomene stets nur in einer Repräsentation gegeben sind,(…) die in sich selbst und ihrer eigenen Repräsentierbarkeit völlig Zeichen ist, kann die Bedeutung kein Problem sein. Oder noch mehr: sie erscheint nicht einmal."[954]

Indem es keinen den „Zeichen äußerlichen oder vorausgehenden Sinn" gibt, existiert auch kein durch irgendein „Bewusstsein" „konstituierender Akt", „zwischen dem Zeichen und seinem Inhalt gibt es kein vermittelndes Element, keine Undurchsichtigkeit",[955] jede „Zeichenaussage ist gleichzeitig und mit vollem Recht die Entzifferung dessen, was sie sagen wollen."[956] In diesem Wissen der Klassik hat sich nun eine erkenntnisleitende Figur herausgebildet, der in dieser Untersuchung besonderen Wert zukommt, es ist das allumfassende Tableau, Tabelle und Bild zugleich. Die Figur des Tableau folgt der Episteme des Abbildens aber auch des Tabellierens, Auflistens, Klassifizierens und des Berechnens: Das „Tableau der Zeichen" ist zugleich das „*Bild* der Din-

950 Foucault, 1991, S. 97.
951 Foucault, 1991, S. 99.
952 Foucault, 1991, S. 81.
953 Foucault, 1991, S. 98.
954 Foucault, 1991, S. 100.
955 Foucault, 1991, S. 101.
956 Foucault, 1991, S. 101.

ge“[957] Damit verbunden taucht der „Plan“ einer allgemeinen „Wissenschaft der Ordnung“ auf, die mittels einer eigenen „Zeichentheorie zur Analyse der Repräsentationen“ eine „Anordnung“ von Gegebenheiten in Tableaus von „Identitäten und Unterschieden“ erstrebt, eine Anordnung von Bezeichnetem nach Differenz und Identität, die ein neuer „Raum von Empirizitäten“ erlaubt, mit anderen Worten: neue Dinge zum Erscheinen bringt.[958]

Wie Foucault zeigt, generiert sich ein Tableau aufgrund zweier sich ergänzender und interdependenten Operationen zugleich: der *taxinomia* und der *mathesis*. Wenn es sich darum handelt „einfache Größen“ (natures simples) zu ordnen, d.h. anscheinend bereits als solche gegebene, abgrenzbare Entitäten, gelangt die *mathesis*, die universale Methode der Algebra, unmittelbar zur Anwendung. Die *mathesis* bezieht sich dabei auf die evidente Tatsache, dass in Tabellen die Größen miteinander verrechnet werden können. Sie ermöglicht es, “zwischen den Dingen, selbst den nicht messbaren, eine geordnete Abfolge herzustellen” und verkörpert damit eine „Wissenschaft der kalkulierbaren Ordnung“.[959] Komplexe Größen (natures) jedoch müssen zunächst geordnet, klassifiziert werden, sie bedürfen zunächst einer *taxinomia*, um in einem Tableau Einlass finden zu können, und, zusammen mit der entsprechenden *mathesis*, als Repräsentationen der Welt zu „erscheinen“.[960] Indem aber dadurch die komplexen Größen über den klassifizierenden Repräsentationsakt zu einfachen Größen werden, die wiederum Eingang in die *mathesis* finden, und vice versa die *mathesis* auf eine Perzeption von Evidenzen angewiesen ist, die unter Umständen erst durch Klassifikationsarbeit erstellt wird, zeigt sich, wie eng *taxinomia* und *mathesis* in der „allgemeinen Ordnungswissenschaft“ noch miteinander verwoben sind. Während die *mathesis* auf der Algebra beruht, unabhängig und als solche existierend, so fußt die Taxinomia auf Zeichen, auf klassifizierenden Wahrnehmungen der Welt an sich. Die *mathesis* als „Wissenschaft der Wahrheit“ verwebt sich im Tableau mit der *taxinomia*, die “Identitäten und Unterschiede“ als Wissenschaft der „Gliederung und Klassen“ behandelt.[961]

---

957 Foucault, 1991, S. 101. Diese weitere Bedeutung des französischen Begriffs „Tableau“, nämlich diejenige der Tabelle, der Liste, der gekreuzten Serien ist bei der Rezeption des Buches offenbar zu Gunsten des Bildes, das die „schönen Seelen“ mehr bewegt, in den Hintergrund gedrängt worden, wie Foucault sich in der Archäologie des Wissens beklagt (1981, S. 20).

958 Foucault, 1991, S. 108.

959 Foucault, 1991, S. 90, S. 109.

960 Foucault, 1991, S. 108.

961 Foucault, 1991, S. 110.

Die *taxinomia*, so Foucault, impliziert damit „ein gewisses Kontinuum der Dinge", eine „Fülle des Seins", eine „Kontinuität", die „verwirrt" ist und „verborgen" zugleich.[962] Deshalb ist das Erstellen eines Tableaus auf eine „Genese" angewiesen,[963] die ordnend erst den Zugriff auf die Größen hervorbringt, die sich in einem Tableau repräsentieren lassen. Oder mit anderen Worten erst der Akt der Genese ermöglicht die Verbindung der *taxinomia* mit der *mathesis*, welche die Taxinomien im Tableau miteinander verbindet und so die Voraussetzung schafft, „alles, was sich der Repräsentation anbieten kann, mit einem Zeichen zu belegen."[964] Und es ist gerade dieser enge, unüberwindliche Bezug, der einmal auseinanderbrechen und das Ende dieses „Zentrums des Wissens" der Klassik ankündigen wird.[965] Das „allgemeine Tableau", sein Funktionieren und seine Leistung, zeigt Foucault indessen zuvor anhand der Analyse der Bedeutung des Sprechens, des Tauschens und Klassifizierens, anhand des Wissenschaffens vor dem Auftauchen der Humanwissenschaften also. Die Sprache, so Foucault, hat in der Klassik vornehmlich die Funktion zu *benennen* und zu *klassifizieren* und folgt hierin, wie gesehen, der „großen Utopie einer völlig transparenten Sprache, in der die Dinge selbst ohne Störung bezeichnet waren".[966] Und diese völlig transparente Sprache fügt sich der Ordnung des Tableaus ohne selbst in Erscheinung zu treten: sie „teilt" den Dingen einen Namen zu; sie ist „Nomenklatur" und „Taxinomie" zugleich.[967] Sprache benennt die Dinge ungehindert und unsichtbar und lässt so Reales erscheinen.

Auf diese Weise wird nun gleichsam die Episteme der Klassik erkennbar, die der Idee folgt, dass das „Sein bruchlos der Repräsentation gegeben wird", alles, was existiert, lässt sich in einem Tableau repräsentieren und allenfalls ist das Tableau, die Verbindung zwischen *mathesis* und *taxinomia* noch schlecht gebildet und muss verbessert werden.[968] Das allumfassende Tableau ist das immense Bild der Welt, das als solches existiert und keiner Interpretation bedarf. Die Ontologie dessen, was Foucault als Klassik bezeichnet, bleibt damit gleichsam eine negative: sie ist durch die Abwesenheit eines Nichts gekennzeichnet.

962 Foucault, 1991, S. 109, vgl. auch S. 164.
963 Foucault, 1991, S. 109.
964 Foucault, 1991, S. 109.
965 Foucault, 1991, S. 110.
966 Foucault, 1991, S. 161.
967 Foucault, 1991, S. 164.
968 Foucault, 1991, S. 209.

7.4.2. Das zerbrochene Tableau und seine Fragmente

Diese Möglichkeit, die Welt lückenlos zu repräsentieren, verschwindet, so Foucault, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts; das allumfassende Tableau verliert seine repräsentierende Kraft. An der Grenze dieser Repräsentation meldet sich unversehens Unrepräsentierbares zu Wort, es ist der „dunkle aber hartnäckige Geist eines sprechenden Volkes, die Gewalt und die unaufhörliche Anstrengung des Lebens, die stumme Kraft der Bedürfnisse". Diese entgehen der „Seinsweise der Repräsentation" und beginnen, die Episteme der Klassik auf diese Weise aufzulösen, so wie die Frage nach der Bedeutung der Zeichen das Ende der Renaissance bedeutet hatte.[969] Und wiederum weigert sich Foucault hierfür eine eindeutige Erklärung zu liefern: „Für eine Archäologie des Wissens kann diese tiefe Öffnung in der Schicht der Kontinuitäten, wenn sie analysiert, und zwar minuziös analysiert werden soll, nicht mit einem einzelne Wort 'erklärt' oder auch nur aufgenommen werden. Sie ist ein radikales Ereignis, das sich an der ganzen sichtbaren Oberfläche des Wissens verteilt und dessen Zeichen, Erschütterungen und Wirkungen man Schritt für Schritt verfolgen kann".[970] Diese Erschütterung letztlich spaltet die Verbindung von *taxinomia* und *mathesis* unwiderruflich und zwar „genau dort, wo die klassische Fülle des Seins zum Schweigen gelangte".[971] Die damit verbundene Spaltung ist allerdings bereits in der Wissensform des Tableaus selbst angelegt, denn die Repräsentation, so Foucault, ist nur durch ein „Ungleichgewicht" möglich, denn sie befehligt gleichsam die „Seinsweise der Sprache, der Einzelwesen, der Natur und des Bedürfnisses".[972] Weil aber die Kontrolle über das Sein selbst nie gänzlich möglich ist, das ontologische Kontinuum sich nicht als solches in einer Repräsentation fassen lässt, existieren denn auch notwendigerweise mögliche „Wissensgebiete", welche die Episteme der Klassik nicht erfassen konnten; es gibt einen „Raum, den sie [die Wissensgebiete] weiß ließen, in der Tiefe der Furche, die ihre großen theoretischen Segmente trennte und die die Geräusche des ontologischen Kontinuums füllten."[973] In diesen Furchen, erkenntlich geworden durch die Destabilisierung der Ordnung des Tableaus über das „Gemurmel" eines nun sprechenden Volkes,[974] tauchen nun auch ande-

969 Foucault, 1991, S. 261.
970 Foucault, 1991, S. 269.
971 Foucault, 1991, S. 259.
972 Foucault, 1991, S. 261.
973 Foucault, 1991, S. 259.
974 Foucault, 1991, S. 354, S. 261.

re,[975] nicht in der klassischen Weise repräsentierbare Existenzformen auf: nämlich die „Arbeit", das „Leben", die „Sprache".

Unversehens sind die Reichtümer nicht mehr über einen „Vergleich der auszutauschenden Gegenstände" zu repräsentieren; sie sind nicht mehr „repräsentative Elemente, die funktionieren", sondern werden nun „nach Arbeitseinheiten zerlegt, durch die sie wirklich hergestellt worden sind.[976] Doch die Vorstellung der „Arbeit" weigert sich, in den Tableaus der Reichtümer aufzugehen, denn es sind nun auf einmal „nicht mehr Bedarfsgegenstände, die sich gegenseitig repräsentieren", die den Willen nach Wissen beschäftigen, „*sondern transformierte, verborgene, vergessene Zeit und Mühe.*"[977] Desgleichen erkennt Foucault auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften im Zuge dieses umfassenden epistemologischen Bruches wesentliche Transformationen, die mit dem Ende der Klassik einhergehen. Während die Lebewesen in der Klassik noch nach Art der Merkmale, deren Quantität, Größe und räumliche Verteilung in einem Tableau repräsentiert werden konnten, so tritt neben der Katalogisierung nun unversehens auch das „Prinzip der Organisation", der „Hierarchie der Merkmale" und deren „Funktion" in den Vordergrund,[978] oder mit anderen Worten, das Konzept des „Organismus" ist entstanden.[979] „Das Organische wird zum Lebendigen, und das Lebendige ist das, was produziert, indem es wächst und sich reproduziert", sich verändert und sich einer Evolution hingibt, die die statische Ordnung des Tableaus gleichsam unterwandert.[980] Das Konzept des „Systems"[981] steht jenem der tabellarischen Ordnung unversehens gegenüber. Ein ähnlicher Vorgang zeigt sich auch in der Auffassung, was Sprache sei, welche Bedeutung ihr zukommt. Die Sprache, ehemals beinahe unsichtbar, nur dazu angetan, Namen zu verleihen und Repräsentation zu ermöglichen, ohne in irgend einer Weise selbst in Erscheinung zu treten, wandelt sich nun zu einer eigenen Entität. Das Augenmerk beginnt sich nun auf die Beziehung zwischen den Wörtern zu richten, auf die Flexionen und die Syntax, schlicht auf „ihre innere Ar-

975 Trotz Foucaults Vorsicht gegenüber kausalen Erklärungen: wie sehr die Transformation einer repräsentativen Standesherrschaft zur Klassengesellschaft im Frankreich des 18. Jahrhunderts mit einer veränderten Bedeutung des Konstrukts „Arbeit" und dem Auftauchen von Artikulationen in der Bevölkerung selbst (was Habermas als Entstehen einer „bürgerlichen Öffentlichkeit bezeichnet") einhergeht, soll hier dennoch vermerkt werden (vgl. auch Wolfgang Mager, 1980, insbesondere S. 229).

976 Foucault, 1991, S. 275f.

977 Foucault, 1991, S. 278; Hervorhebung von mir.

978 Foucault, 1991, S. 280.

979 Foucault, 1991, S. 180.

980 Foucault, 1991, S. 286.

981 Foucault, 1991, S. 324.

chitektur."[982] Damit einhergehend entwickelt sie ein Eigenleben, sie „hört auf, für die Repräsentationen transparent zu sein."[983] Die Sprache wird selbst zu etwas Historischem, sozial Konstruiertem mit spezifischen Eigenheiten, sie wird „als solche erkennbar."[984] Damit verbunden erhält sie aber auch eine Geschichtlichkeit,[985] werden Begriffsgeschichte, Begriffsexegese zu einem Objekt des Interesses,[986] aber nicht in dem Sinne, dass sie den Blick auf die Welt verstellen, ganz im Gegenteil, sondern lediglich indem sie gleichsam von außerhalb der Repräsentation den Blick auf sie ermöglichen.[987]

Bei alledem, der neu auftauchenden Einschätzung der Sprache, des Organismus' und der Arbeit, hat die Repräsentation ihre zwingende „Kraft" verloren, die „Dinge" entgehen „nunmehr in ihrer fundamentalen Wahrheit dem Raum des Tableaus", die tabellarische Ordnung vermag nicht mehr Identitäten und Unterschiede in einer „räumlichen" Figuration untereinander zu verbinden, Nähe und Distanzen zu markieren und damit erschöpfend die Welt zu repräsentieren.[988] Der „Ordnungsraum" des Tableaus, der gemeinsame Ort „für die Repräsentation und die Dinge", der die „Regeln für ihre empirische Erscheinung" bildete, um sie in einer „gleichzeitigen Tabelle" aufzunehmen, dieser Ordnungsraum, ist unversehens „*zerbrochen*."[989] „Zerbrochen" heißt freilich nicht, dass die Elemente des Tableaus selbst gänzlich verschwunden sind. Vielmehr löst sich das Tableau sich in seine generierende Bestandteile auf. Auf der einen „Seite" verbleibt eine sich „verselbständigende" *mathesis*,[990] auf der anderen Seite öffnet sich das große Feld der „Interpretation",[991] der „Subjektivität",[992] der „subjektiven Sphäre".[993] Die sich zusehends verselbständigende und reinigende Mathematik,[994] steht damit einer veränderten, vielleicht gar verschwundenen *taxinomia* gegenüber, die wiederum den Bereich der Subjektivität eröffnet hat. Weil das vornehmliche und fügsamste Instrument der Klassifizierung, das bislang nur in vollständiger Transparenz erschien ist, die Sprache nämlich, selbst ihren Charakter, ihre spezifische Existenz und Architektur erhält, erscheinen nun die zu repräsentierenden Gegenstände gleichsam jenseits

982 Foucault, 1991, S. 292.
983 Foucault, 1991, S. 343.
984 Foucault, 1991, S. 354.
985 Foucault, 1991, S. 355.
986 Foucault, 1991, S. 362.
987 Foucault, 1991, S. 361.
988 Foucault, 1991, S. 294.
989 Foucault, 1991, S. 295.
990 Foucault, 1991, S. 115, S. 303.
991 Foucault, 1991, S. 303.
992 Foucault, 1991, S. 307.
993 Foucault, 1991, S. 308.
994 Foucault, 1991, S. 303.

der Sprache, des Mediums der Bezeichnung und der Interpretation.[995] Damit einhergehend taucht eine neue Entität auf, die das Bezeichnete und Bezeichnende durch seine Wahrnehmung gleichsam zusammenfügt, die Sprache mit den Gegenständen suchend verbindet: diese Entität ist nichts anderes als *der* Mensch, der interpretierend und sinngebend nach dem Zerbersten des allgemeinen Tableaus gleichsam als neue Erscheinung des Wissens „hervortritt".[996] Die Sprache, nun nicht mehr unmittelbar „mit der Kenntnis der Dinge verbunden",[997] vermag nicht mehr, die Dinge „spontan zu rastern,"[998] sondern „verwurzelt" sich unversehens im „*aktiven Subjekt*".[999] Dem aktiven Subjekt entspringt das Erkennen, die Interpretation als ein „tiefer Wille".[1000]

Doch damit geschieht etwas Eigentümliches: indem der die Erkenntnis erst generierende Mensch eigentlich aus dem Tableau heraustritt, gleichsam jenseits des Tableaus durch seinen Blick die Repräsentationen erst hervorruft, *erscheint* der Mensch als etwas, das diesen neuen Blick selbst unversehens zu interessieren beginnt: „der Mensch" erhält gleichsam ein „Doppel", er ist nunmehr nicht mehr bloß erkennendes *Subjekt*, sondern fungiert vielmehr nun auch als ein *Objekt* des Wissens. Diese eigentümliche Verdoppelung, indem der Mensch gleichzeitig als Subjekt und Objekt erscheint, bildet nichts weniger als den Anfang der „Wissenschaften vom Menschen", den Anfang der „Humanwissenschaften". Solange die Sprache unsichtbar war, solange die Repräsentationen sich fraglos erstellen ließen, als „Ort, indem Natur und menschliche Natur sich überkreuzen"[1001] war der Mensch als Begründung aller Positivitäten"[1002] schlicht nicht vorstellbar. Nun erscheint er als Bedingung des Wissens und als ihr Objekt zugleich.

Die damit entstehenden Humanwissenschaften treten damit keineswegs ein Erbe vorangegangener Wissenschaften an, sondern sind im eigentlichen Sinne des Wortes ebenso neu wie ihr Gegenstand, denn es geschieht „zum ersten Mal, seit es menschliche, in Gesellschaft lebende Wesen gibt, [dass] der Mensch isoliert oder in der Gruppe zum Gegenstand der Wissenschaft geworden ist", als „Ereignis innerhalb der Ordnung des Wissens."[1003] Mit dieser Spaltung des Tableaus treten notwendigerweise zwei verschiedene Wissensformen auseinander, jene die be-

995 Foucault, 1991, S. 364.
996 Foucault, 1991, S. 376, S. 410.
997 Foucault, 1991, S. 354.
998 Foucault, 1991, S. 368.
999 Foucault, 1991, S. 353; Hervorhebung von mir.
1000 Foucault, 1991, S. 353.
1001 Foucault, 1991, S. 376.
1002 Foucault, 1991, S. 413.
1003 Foucault, 1991, S. 413.

gründet sind durch die *mathesis* und sich durch sie begründen wollen und jene, die sich dem Menschen und seinem Erkennen, der Begründung seines Erkennens verschrieben haben: „Formalisieren" und „interpretieren" ergeben nun die beiden „großen Analyseformen unseres Zeitalters".[1004] Es sind zwei Analyseformen, die, wie Foucault zeigt, hoffnungslos widerspruchsvoll ineinander verschränkt sind, mit ganz spezifischen Konsequenzen. Jenseits der reinen formalen Wissenschaft wie der Mathematik hat diese „Teilung" unmittelbar und notwendigerweise eine „Sorge zur Folge", eine Wahrnehmung des Verlustes gar, nämlich ein vollständiges Wissen über die Welt nicht mehr zu finden. Es ist die Sorge, jene „Einheitlichkeit wiederzufinden, die mit der Dissoziation von *mathesis* und der universalen Ordnungswissenschaft verlorengegangen ist."[1005]

Damit entsteht die beständige Suche nach einer einheitlichen Erkenntnis. Sie äußert sich zum einen in einer immer komplexeren Mathematisierung und gleichzeitig dem Versuch, die damit verbunden Formalisierungen philosophisch zu begründen.[1006] Doch dieses Bemühungen besitzen zum anderen auch ein negierendes Gegenüber, nämlich die „Versicherung einer Unmöglichkeit" solcher Versuche; eine Vergeblichkeit, die entweder einer „irreduziblen Spezifität des Lebens" entspricht oder aber dem, was Foucault den „besonderen Charakter der Humanwissenschaften" nennt, „die jeder methodologischen Reduktion widerstehen".[1007] In dieser Hinsicht kontrastieren die „Interpretationsmethoden", die der Formalisierung entgegenstehen und die Formalisierung kritisieren, im „modernen Denken" die „Techniken der Formalisierung" selbst auf eigentümliche Weise. Beide jedoch, die „großen Formen der Analyse unseres Zeitalters",[1008] verbleiben ohne die „Synthese", die der „Raum der Repräsentation" noch bot. Solange, und *nur* solange, die epistemologischen Bedingungen der Moderne gegeben sind, widersprechen die „Interpretationsmethoden" mit dem „Anspruch", die „Sprache möglichst nahe dem sprechen zu lassen, was *ohne sie in ihr gesagt* wird" stets dem Versuch der vollständigen Formalisierung „mit dem Ziel, jede eventuelle Sprache zu kontrollieren und das Gesetz dessen, was ihr zu sagen möglich ist, zu überhangen". Diese inkommensurablen Erkenntnisformen, ihre Verkettung und „Trennung" „bedrängt" und „beherrscht uns heute", wie sie unabdingbar „korrelativ" sind. [1009]

[1004] Foucault, 1991, S. 364.
[1005] Foucault, 1991, S. 303.
[1006] Foucault, 1991, S. 303.
[1007] Foucault, 1991, S. 303.
[1008] Foucault, 1991, S. 364.
[1009] Foucault, 1991, S. 364; Hervorhebung von mir.

In der unmöglichen Rückkehr zum „klassischen Sein ohne Fehler“,[1010] ist indes auch die neue Wissenschaft vom Menschen gefangen, gefangen in einem „Ungleichgewicht“ der besonderen Art: einerseits erscheint „der Mensch“ als das, „von wo aus jede Erkenntnis in ihrer und nicht poblematisierten Evidenz gebildet werden“ kann, andererseits wird er „aus viel stärkerem Grunde das, was die Infragestellung jeder Erkenntnis des Menschen gestattet.“[1011] In anderen Worten: Mit dem Auftauchen der Tatsache des subjektiven Erkennens ist seine Kritik auch stets enthalten, eine Evidenz, die zu einem eigentümlichen Reigen jener Wissenschaften führt, die sich mit dem Gebiete des Menschen beschäftigen:

> „Daher jene doppelte und unvermeidliche Kontestation: die unaufhörliche Auseinandersetzung zwischen den Wissenschaften vom Menschen und den Wissenschaften schlechthin, wobei die ersten die unüberwindliche Prätention besitzen, die zweiten zu begründen, die unaufhörlich zur Suche nach ihrer eigenen Grundlage, der Rechtfertigung ihrer Methode oder der Reinigung ihrer Geschichte, gegen den ‘Psychologismus’, gegen den ‘Soziologismus’, gegen den ‘Historizismus’ gezwungen sind; und die ständige Auseinandersetzung zwischen der Philosophie, die den Humanwissenschaften die Naivität vorhält, mit der sie sich selbst zu begründen versuchen, und jenen Humanwissenschaften, die als den ihr eigenen Gegenstand das beanspruchen, was einst das Gebiet der Philosophie gebildet habe.“[1012]

Hierin erhält die festgestellte Unmöglichkeit der Sozialwissenschaften, sich hin zu „reifen“ oder normalen Wissenschaften zu reinigen, umgehend eine neue Dimension, die weit über das hinausreicht, was bislang über die Problematik gesagt wurde, aber nicht von der Tatsache unabhängig ist, dass die Humanwissenschaften sich immer in ausserwissenschaftliche Probleme verwickelt sehen. Indem „der Mensch“ in der „Wissenschaft des Menschen“ immer doppelt erscheint, als Subjekt und Objekt des Erkennens zugleich, als Gegenstand dessen, was erkannt wird, was erst im Erkennen erscheint und gleichzeitig als das, was das Erkennende gleichsam zweifelnd anblickt, ist eine Reinigung hin zu einer unproblematischen Repräsentation des Wissens verunmöglicht, der „Mensch und sein Doppel“ lassen es in ihrem Spiel nicht zu.

[1010] Foucault, 1991, S. 334.
[1011] Foucault, 1991, S. 415.
[1012] Foucault, 1991, S. 415.

Trotz des „Zaubers der Klassifikationen und der linearen Hierarchien“ eines Auguste Comte[1013] schreite so im Gebiete des Lebens und des Menschen eine unumgängliche „Demathematisierung“ immer weiter fort.[1014] Die Mathematik weicht als Folge des Verschwindens des Tableaus als umfassende Theorie des Wissens unumgänglich „zurück“, verbirgt sich noch in Physik, Astronomie und Chemie; ein Zurückweichen aber, dass noch einmal ein „Feld von Empirizitäten“ auf eigentümliche Weise aufleuchten lässt, das eine ganz „begrenzte“ und „kontrollierte“ Anwendung der Mathematik „frei lässt“ und dessen sich die nach reiner Formalisierung strebende Wissenschaften annehmen wollen.[1015] Mit anderen Worten, es ist der „Rückzug der *mathesis* und nicht das Vordringen der Mathematik“, der dem „Menschen gestattet, sich als Gegenstand des Denkens zu konstituieren“.[1016] Doch trotz des damit einhergehenden Verlusts der allumfassenden tableauhaften Vergegenwärtigung der Welt warnt Foucault hier vor einer „naiven Rückkehr zur klassischen Theorie“ der Repräsentation.[1017] Obgleich das Auseinanderbrechen des Tableaus neue partikulare und begrenzte Anwendungen der Mathematik ermöglicht hat, ist letztlich ihre Anwendung auf dem Gebiete der Humanwissenschaften bloß Rückzug und Gegenwirkung des Verlustes des allgemeinen Tableaus bzw. der Repräsentation – und hierin entschlüsselt sich das einleitend erwähnte Zitat dieser Arbeit Foucaults: Denn „sich vorzustellen, dass die Humanwissenschaften *an dem Tag ihr radikalstes Vorhaben* definiert haben und ihre positive Geschichte begonnen haben, *an dem man die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Phänomene der politischen Meinungen* hat anwenden und Logarithmen zur Messung der wachsenden Intensität der Empfindungen hat benutzen wollen, heißt, eine oberflächliche Gegenwirkung für das fundamentale Ereignis zu halten.“[1018]

Es ist unnötig zu fragen, inwiefern diese von Foucault vorgenommene Interpretation der Quantifizierung in den Sozialwissenschaften als Gegenreaktion auf den Verlust der einheitlichen Repräsentation sich längerfristig bewahrheitet oder nicht.[1019] Das Rätsel dieser Arbeit ergibt

1013 Foucault, 1991, S. 415.
1014 Foucault, 1991, S. 419.
1015 Foucault, 1991, S. 419.
1016 Foucault, 1991, S. 420.
1017 Foucault, 1991, S. 407.
1018 Foucault, 1991, S. 420. Hervorhebungen von mir.
1019 Immerhin ist an dieser Stelle zu bemerken, dass Lazarsfeld in seiner Arbeit „Notes on the History of Quantification in Sociology“ (1961) in zeitlicher Hinsicht den Beginn der Quantifizierung in den Sozialwissenschaften just in jener Periode festlegt, in der auch Foucault das Auseinanderbrechen des Tableaus erkennt, nämlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts (S. 277). Die Ausbreitung der Quantifizierung erfolgt zeitgleich im neunzehnten Jahrhundert (S. 332f.), als die Biologie und Ökonomie aufzublühen begannen.

sich ja gerade aus der Tatsache, dass diese „oberflächliche Gegenwirkung“ sich eigentlich reproduziert und dies gerade in einer konfliktiven Auseinandersetzung mit einer anderen epistemologischen Ordnung. Ebenso ist es hier nicht massgeblich, dass Foucault in dem berühmten Schluss von *Les mots et les choses* genau dieses Konstrukt des Menschen, der aus dem allumfassenden Tableau hervorgetreten ist, jene Imagination und jenes Objekt zugleich, wieder in einer Art Horizont des kommenden Möglichen verschwinden lässt.[1020] Entscheidend ist hier alleine, dass in *Les mots et les choses* genau jener Raum der Entzweiung bezeichnet ist, für den sich diese Arbeit interessiert.

7.5. Die Mathematik des sprechenden Menschen

7.5.1. Eine Politik des Zählens

Jene Formationsregeln, die ein archäologischer Blick nun schließlich zu benennen und historisch zu verorten vermag, gewähren, so soll nun zuletzt gezeigt werden, eine Einsicht in die Problematik der Meinungsforschung, die über das Akzeptieren ihrer Ergebnisse als bloßes, in unterschiedlichem Masse dienliches Artefakt hinaus reicht. Hierfür muss indes der Geltungsbereich der Formationsregeln, welche die Meinungsforschung leiten wie auch die Debatten um ihre Ergebnisse, genauestens bestimmt sein. Dabei ist nicht von vornherein anzunehmen, dass die ganze Disziplin als solche lediglich einer diskursiven Formation angehört. Die Einheitlichkeit der Meinungsforschung als „Formation“ hat hier lediglich die Funktion einer Ausgangshypothese. Folglich lautet die erste Frage, welche zentralen Episteme die Aussagen der Meinungsforschung generieren. Darüber hinaus fragt sich in Bezug auf welche anderen Praktiken sich diese Episteme ebenfalls identifizieren lassen, mit

[1020] Foucault, 1991, S. 462. Wenn diese „Dispositionen des Wissens“ der Moderne, so schreibt Foucault, „verschwänden, so wie sie erschienen sind, wenn durch irgendein Ereignis, dessen Möglichkeit wir höchstens vorausahnen könne, aber dessen Form der Verheißung wir im Augenblick noch nicht kennen, diese Dispositionen ins Wanken gerieten, wie an der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts die Grundlage des klassischen Denkens es tat, dann kann man sehr wohl wetten, dass der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“. Zumindest ist damit erkenntlich, obwohl dieser Schluss bei vielen „schönen Seelen“ Unmut erregt hat, dass Foucault keineswegs eine Geschichte der Moderne als diejenige eines Zerfalls oder Verlusts schreibt, sondern „lediglich“ in ihren Dispositionen als eine von verschiedenen möglichen und zeitlich begrenzten festlegt.

anderen Worten: auf welchem breiteren Wissen im Sinne Foucaults die Meinungsforschung beruht. Darüber hinaus stellt sich eine dritte Frage, nämlich welches Verhältnis die Aussagen der Meinungsforschung in Bezug zu anderen Aussagensystemen mit unterschiedlichem Epistemologisierungsgrad einnehmen. All diese Fragen suchen gleichsam den Ort der Meinungsforschung in einer größeren diskursiven Formation, um schlussendlich die diskutierten Konflikte und Persistenzen von Inkommensurabilitäten exakter begreifen zu könne.

Wie schon zuvor dargelegt, entsteht jener Ort, an dem die Inkommensurabilitäten aufgrund eines Gemeinsamen, nämlich der geäußerten sprachlichen Zeichen, zwei verschiedene diskursive Räume aufspalten, aufgrund unterschiedlicher Praktiken, sprachliche Äußerungen, die per se polysem sind, in bestimmte Aussagen einzubinden. Dass die Meinungsforschung, deren Episteme zunächst genauer diskutiert werden sollen, zu einem wesentlichen Teil auf der Ordnung des Tableaus beruht, ist evident. Die Geltung der Aussagen der Disziplin – darunter fallen wie gesehen auch Statistiken, Zahlen und Tabellen – wie auch die Identität ihrer Methode als Wissenschaft, beziehen sich letztlich darauf, dass sie Repräsentationen einer größeren umfassenden Einheit (wie diejenige des Nationalstaates) darstellen.[1021] Sprachliche Äußerungen werden klassifiziert, in einer großen Tabelle eingetragen (ein Bereich der *taxinomia*) und ergeben über mathematisch-statistische Berechnungen (der Bereich der *mathesis*) Repräsentationen der politischen Gesellschaft. Doch das Tableau beruht nicht nur auf zwei, sondern auf drei Prinzipien, was diese Frage kompliziert: denn lediglich an der „Oberfläche" verschränkt sich die *mathesis* mit der *taxinomia*. Die *mathesis* selbst verarbeitet aber lediglich einfache Größen, oder mit anderen Worten: Einheiten im Sinne von Zahlen. In der Stichprobentheorie müssen einfache, reelle Zahlen vorliegen, damit die Berechnungen der statistischen Wahrscheinlichkeitstheorie angewandt werde können, das „Eine und die Eins" sind notwendige Bedingungen für die Anwendung der *mathesis*. Der *taxinomia* indessen ist die Aufgabe zugewiesen, aufgrund komplexer Größen erst einfache Einheiten herzustellen, die wiederum von der Ordnung der *mathesis* bearbeitet werden können. Dies geschieht aber über einen *generierenden* Klassifikationsakt, mittels dessen Ähnlichkeiten

[1021] Darauf verweisen indirekt nicht nur die unzähligen Metaphern, die die Meinungsforschung gebraucht – vom „Spiegel" der „öffentlichen Meinung", bis hin zum „Barometer" und „Abbild" – sowie die nicht abbrechende Diskussion über die „Repräsentativität" der Ergebnisse, sondern unmittelbar auch die Form der Aussagen selbst: Genau diese Prozentzahl der Schweizer, Deutschen, Franzosen, Europäer denken, glauben, sind der Ansicht, dass etwas so ist und nicht anders, so lautet eine Standardformulierung in der Veröffentlichung von Umfrageergebnisse.

und Differenzen auf Basis der „kontinuierlichen Fülle des Seins" erstellt werden. Indem das Eine und die Einheiten nicht in der Natur selbst gegeben sind, ist die Praxis der *taxinomia* gleichzeitig diejenige einer *Genese*. „Ziele" der Meinungsforschung sind Aussagen über die „politische Meinung" einer Einheit: einer Nation, einer Bevölkerungsgruppe, eines Zeitraumes. Auf welche Weise kommt hier die *taxinomia* zum Zuge? Bezeichnenderweise auf zweifache Weise, wobei nur die eine sicht- und in der Praxis diskutierbar ist, und eine andere gleichsam das „positive Unbewusste" der Disziplin darstellt.[1022] Als offensichtlich zeigt sich die *taxinomia*, wenn sie die Äußerung von Zeichen nach Kriterien der Ähnlichkeit und des Unterschiedes so evoziert und klassifiziert, dass sie sich in eine Zahlenmatrix übertragen lassen, die als Ausdruck der „öffentlichen Meinung" gelten kann. Damit einher geht die Konstruktion der Frage und der Antwortkategorien, bei der die zu erzeugenden Zeichenfolgen (die Antworten) klassifiziert und mit einer Referenz versehen werden (der umstrittene öffentliche Gegenstand). Der Fragebogen bezeichnet also einen der Aspekte der *taxinomia* und gleichzeitig jenen, welcher der disziplinären Matrix *eigen* ist: Nur Meinungsforscher verwenden Fragebogen zur Erforschung von Meinungen. Doch ein „positiv" unbewusster, weniger evidenter Bereich der *taxinomia* der Meinungsforschung ist gleichsam von seiten ihrer Kritik benannt: es ist das Bild der Gesellschaften als eine Serie differenter Einheiten. Und diese Einheiten sind Individuen, die wiederum simultan mit den klassifizierten sprachlichen Äußerungen in eine einheitlichen Matrix gefasst werden. So sehr dies unmittelbar evident erscheint, haben sowohl Rogers und Blumer beispielsweise diese Form der *taxinomia* als höchst historisch und politisch „arbiträr" aufgefaßt und als Effekt einer ganz bestimmten historischen politischen Ordnung begriffen. Mit anderen Worten, sie haben den *genetischen* Akt der *taxinomia* offengelegt. Die Genese der *taxinomia* der Meinungsforschung besitzt also, um diese Kritik in den Termini Foucaults zu erfassen, gleichsam einen größeren Korrelationsraum der diskursiven Praxis, der Aussagen nach denselben Regeln herstellt. Damit ist der Bereich der zweiten Frage angesprochen, nämlich welche diskursiven Praktiken die Meinungsforschung mit anderen Bereichen teilt. Der Fragebogen, der Meinungen erforschen will und diese Meinungen Individuen zuordnet, folgt auch Formationsregeln, die nicht nur der Meinungsforschung zu eigen sind. Auch in anderen, politisch zentralen Institutionen werden Zeichen gezählt und aufgrund der *mathesis* zu einem repräsentierenden Tableau geformt: es sind, wie gesehen, die

[1022] Damit ist nicht das drängende, „negative" Unbewusste der Psychoanalyse gemeint, sondern wiederum mit Foucault, „eine Ebene, die dem Bewusstsein des Wissenschaftlers entgleitet und dennoch Teil des wissenschaftlichen Diskurses ist" (1991, S. 11f.).

Wahlen und Abstimmungen, deren Verwandtschaft mit der Meinungsforschung sich evident zeigt. Das Identische der Regeln der Formierung von Aussagen besagt aber noch keineswegs, dass die entstandenen Aussagen dieselben sind. Gerade die unmittelbar einleuchtende Parallelität gemahnt zur Vorsicht. Ein weiterer Aspekt der Genese betrifft nämlich die *Bedeutung* der zeichenproduzierenden Individuen selbst. Die Frage, die sich hier stellt, ist, welche Individuen die Zeichen erzeugen und welche Geltung die damit verbundenen Aussagen besitzen. Hierin wird unmittelbar der entscheidende Unterschied zwischen Abstimmungen und der Meinungsforschung offenbar. Die Meinungsforschung *misst* und *repräsentiert* und muss sich ständig vergewissern, was sie misst. Die Wahl hingegen ist eine geschlossene, sich selbst bestimmende Welt des Handelns. Eine Abstimmung gilt in ihrer gesetzlichen und politischen Kraft nicht als Ausdruck, nicht als Repräsentation, sondern als gültige Festlegung wie die Dinge sind, als Bestimmung von Mehrheiten und Minderheiten, die so und nur so zu gelten haben. Die Frage beispielsweise, ob Majorz- oder Proporzverfahren angewendet werden, ist *nicht* eine Frage der Messung von etwas bereits Bestehendem, betrifft nicht die Frage nach der Adäquatheit eines Abbildens, sondern beruft sich letztlich auf eine politische *Entscheidung* über das bessere Wahlsystem; ebenso resultiert das „Question Wording" bei Abstimmungen, das an sich dieselben Anomalien produzieren müsste, wenn nicht Wahlen und Abstimmungen per definitionem singulär wären, aus einer politisch-administrativen Entscheidung und ist nie ein Gegenstand methodischer Debatten über das bessere Messen. Gerade deshalb und nur deshalb werden die Wahlen in der Öffentlichkeit nicht in derselben Weise kritisiert wie die Meinungsforschung, obwohl dies nach in dieser Untersuchung diskutierten methodischen und soziologischen Gesichtspunkten genauso möglich wäre. Die Abstimmung ist Ausdruck einer Handlung, eines Entscheids, explizit dazu angetan, eine Wirklichkeit zu *produzieren* und nicht zu messen. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Formationsregeln von Aussagen bei Meinungsforschung und Wahlen, so sehr sie auf einer identischen Episteme beruhen, beträchtlich: der einen Hälfte der Urnengänger diese Frageformulierung vorzulegen und der anderen jene, wie es die Meinungsforschung mit *split half* Samples praktiziert, müsste Staatsrechtler wohl zur Verzweiflung bringen. Die Geltung von Abstimmungen ergibt sich so über effektiv Getätigtes, über Willensäußerungen, wie Simmel in seinem „Exkurs über die Überstimmung" zeigt, deren Zweck es alleine ist, „es zu einem unmittelbaren Messen der Kräfte nicht kommen zu lassen."[1023]

[1023] Simmel, 1992a, S. 220.

Die *straw polls* sind der Logik des Abstimmens noch exakt gefolgt und legitimierten damit Aussagen über andere „Gegenstandsbereiche". Da sie aber einen von der begründenden Institution gänzlich divergierenden institutionellen Korrelationsraum besitzen (es fehlt ihnen gleichsam der „Staat" und seine politische Administration), wird ihnen stets etwas Karikaturhaftes anhaften. Indes: gerade weil ihre Logik der Aussagenerstellung dieselbe wie diejenige der Abstimmung ist, können sie die Abstimmung nicht messen, nicht repräsentieren, sondern stehen ihnen gleichsam parallel gegenüber.[1024] Für die Meinungsforschung jedoch, und nun wird der Bruch deutlich, der sich mit „Gallups Innovation" verbindet, ist das Wahlergebnis ein Objekt der Repräsentation von vielen, die es zu messen gälte. Das *American Institute of Public Opinion* betreibt Messung, Repräsentation und nicht Imitation. Wie das Tableau der Klassik ist die Meinungsforschung kritisier- und verbesserbar bis sie das zu Repräsentierende nach den geltenden Kriterien der Repräsentation hinreichend trifft. Weil die Meinungsforschung und die Wahlen trotz ihrer aufgezeigten Unterschiede doch einer gemeinsamen diskursiven Formation mit ähnlichen Erzeugungsregeln von Aussagen angehören, wobei, wie gezeigt, diskursive Formationen immer auch ihre je eigenen Objekte hervorbringen, wird nun darüber hinaus deutlich, weshalb die Meinungsforschung meist gute Wahlprognosen liefert: was mit der Wahlprognose repräsentiert werden soll, ist keineswegs die Fülle der sozialen Welt selber, sondern ein nach denselben Regeln wie dasjenige der Meinungsforschung bereits generiertes Objekt: das „Wahlvolk". Bei der Wahlprognose referiert die Meinungsforschung innerhalb einer diskursive Formation gleichsam auf sich selbst und nur auf sich selbst.

Das entscheidende ist jedoch, dass bei der Wahlprognose und den Wahlen selbst die diskursive Formation ungestört bleibt, nicht kritisiert wird; es scheint als sei das Tableau der Repräsentation, die Verbindung der *taxinomia* und der *mathesis* bei den Wahlen und Wahlprognosen noch heilig ungestört, paradoxerweise aufgrund der Wirkungsmächtigkeit einer Institution, der formalen Demokratie, die gerade aus jener Zeit der zu Ende gehenden Klassik hervorgewachsen war, in der das „dumpfe Murmeln" des Volkes die Ordnung der Repräsentation zu stören begonnen hatte. Doch dieses Objekt, die Wahlergebnisse, ist nur eines unter vielen einer solchen Verbindung von *taxinomia*, *mathesis* und *Genese*. Das Wissen der Meinungsforschung, und hier zeigt sich das Entscheidende, ragt gleichsam über die engere diskursive politische Formation

[1024] Dasselbe gilt notabene auch für die heutige Form der *straw polls*, nämlich die sogenannten TED Umfragen. Sie vollziehen den Akt der Wahl (ungewollt karikierend) nach, deshalb werden sie stets auch für die Öffentlichkeit, trotz des Kopfschüttelns von wissenschaftlicher Seite, attraktiv bleiben.

hinaus. Das Tableau der Meinungsforschung will gleichsam das Sprechen der politischen Gesellschaft, ihre Argumente, Konflikte, Diskurse repräsentieren, unabhängig davon, ob sich die Gesellschaft selbst äußert. Und hier beginnt der Kluft, der Raum der Entzweiung. Denn nun referiert die Meinungsforschung nicht auf ein *bereits erzeugtes* Objekt nach denselben Regeln der Formierung, sondern erzeugt ihre Objekte selbst auf einem Gebiet, das, seit dem Auftauchen der Interpretation als Wissenschaft vom (politischen) Menschen, nicht mehr ihr alleine zugehört, sondern einen Bereich vollständig anders organisierten Wissens darstellt. Weshalb die Konfrontationen innerhalb dieses „Raumes der Entzweiung" gleichsam eine innere Logik oder Verkettung besitzen, lässt sich aber erst nach der Beantwortung der dritten offenen Frage dieses Kapitels klären, nämlich welchen Ort die Meinungsforschung innerhalb der Ordnung des Wissens einnimmt, das seine Aussagen bestimmt.

7.5.2. Zählen als soziale Praxis

Vergegenständlicht die Meinungsforschung, wie Foucaults Arbeit nahelegt, nur ein Aufbäumen einer vergehenden Wissensform, nämlich derjenige der klassischen Repräsentation? Ist das Tableau der Meinungsforschung selbst schon eine fragmentierte, von anderen Diskursen aufgebrochene und sich fortwährend selbst zerstörende Vorstellung? Oder wird diese gerade von den diskursiven Elementen, welche die allumfassende Geltung des Tableaus zersetzten, noch eigentlich reproduziert? Um diese abschließenden Fragen zu beantworten, bleibt nichts anderes übrig, als die Formationsregeln der Meinungsforschung bis zur „gereinigten" auf ein einzelnes Epistem reduzierte Form zu verfolgen, um von dort aus die allfälligen Verwerfungen und Inkonsistenzen der Ordnung des Wissens der Meinungsforschung selbst benennen zu können.

Wie bereits dargelegt, versteht Foucault unter Wissen „eine Menge von einer diskursiven Praxis regelmäßig gebildeten Elemente."[1025] Diese Wissensformen vermögen unter Umständen eine „Schwelle" der Epistemologisierung zu überschreiten. Dies ist dann der Fall, „wenn im Komplex einer diskursiven Formation eine Gesamtheit von Aussagen sich herausschält und vorgibt (selbst ohne es zu erreichen), Verifikations- und Kohärenznormen zur Geltung zu bringen, und eine beherrschende Funktion (als Modell, als Kritik oder als Verifikation) im Hinblick auf das Wissen ausübt."[1026] Darüber hinaus existiert auch eine „Schwelle der Wissenschaftlichkeit", die erreicht ist, wenn ein eigentli-

[1025] Foucault, 1981, S. 261.
[1026] Foucault, 1981, S. 265.

ches, diskursives Gebäude errichtet ist, in der die Aussagen möglichst rein formalisiert werden können. Das eigentümliche an Foucaults Auffassung ist, dass Epistemologisierung und Formalisierung gleichsam aus einem breiteren Feld des Wissens hervorwachsen und mit diesem einige grundlegende diskursive Elemente, die Episteme, teilen.

Das Wissen, auf dem letztlich die Meinungsforschung gründet, ist nun aber eines, das auf einer ganz und gar basalen wissensschaffenden Praxis beruht, nämlich derjenigen des Zählens, so die These. Mit anderen Worten: Die regelmäßigen Elemente jener disziplinären Matrix, der die Meinungsforschung angehört, werden stets aufgrund dieses elementaren Vorgangs gebildet – eine zunächst lapidare Feststellung. Aufgrund der Praktik des Zählens entstehen Einheiten über den Prozess einer *taxinomia*, die wiederum von der *mathesis* verarbeitet werden können, so dass ein Tableau entsteht, und dies ist nun entscheidend, das sich nicht auf einen Gegenstand beschränkt (die Wahlen), sondern dessen Umfang potentiell unendlich ist. Da die soziale Welt „an sich" indes nicht als eine Serie durchnumerierter Einheiten vorliegt, sondern erst katalogisiert und numeriert werden muss, ein Vorgang, der mit dem Zählen einher geht, ist im Zählen auch das dritte Element eines Tableaus, nämlich dasjenige der Genese erkenntlich. Zählen und damit verbunden die „Zahl" sind keineswegs nur der Wissenschaft vorbehalten, sondern bezeichnen eine breite diskursive Praxis zur Erzeugung von Wissen, zur Erzeugung von Zahlen und Tabellen. Mit dem elementaren Vorgang des Zählens arbeiten sowohl die Meinungsforschung wie die Wahlen, die *straw polls* wie die Sozialstatistiker und die administrativen Büros der Staaten, die auch jene Listen liefern, die erst „Repräsentativität" ermöglichen, wie die Ausführung zur Begründung der Stichprobentheorie gezeigt haben.[1027]

Die damit einhergehende symbolische Ordnung, nämlich diejenige der Zahlen, ihrer Geschichte, ihrer Genese, die Unterschiede ihrer Ausgestaltung und Interpretation, kann auf ein breites Feld von historischen, philosophischen und wissenssoziologischen Arbeiten blicken. Doch die Debatten um den Zahlenbegriff enthüllen eigentümlicherweise, dass über den Gehalt des symbolischen Ausdrucks des Zählens, die Zahl nämlich, keine Einigkeit besteht. Es bleibt umstritten, was eine Zahl eigentlich „ist".[1028] Dies ist, aufgrund des in *Les mots et les choses* entworfenen Horizontes, nicht unverständlich: Foucault konstatiert ja, dass die Einheit des Tableaus auseinanderbricht und damit die *mathesis* gleichsam einen doppelten Charakteren annimmt. Sie verbleibt als eine

[1027] Vgl. das Kapitel „Die Begründung der Stichprobentheorie" auf den Seiten 149ff. dieser Arbeit.
[1028] Mehrtens, 1990); Ifrah, 1986, 1992; Krämer, 1988; Mittelstrass, 1996, S. 805ff.

auf sich selbst bezogene Ordnung, die reine Formalisierung erstrebt; gleichzeitig aber, und davon unterschieden, fungiert sich auch als eine Erkenntnisform, die mit der *taxinomia* und damit dem Realen noch verbunden bleibt und die Realität ordnend erschafft.[1029] Der (sozialen Praxis) des Zählens, als wissensschaffende Praxis, die funktioniert und die geschieht, auch wenn keine Einigkeit darüber besteht, was das Ergebnis, eine Zahl eigentlich „ist", wird indes selbst sehr viel weniger Aufmerksamkeit geschenkt.

Heinrich Rickert hat sich, gerade zu einer Zeit, als sich die *mathesis* in der Tat als reine Ordnung verselbständigen wollte,[1030] mit der Verbindung der Zahl mit der Wirklichkeit „an sich" auseinandergesetzt, und seine Ausführungen bergen einen ersten Hinweis auf inhärente Unvereinbarkeiten, die das Zählen sozialer Erscheinungen beinhaltet. Rickert erkennt in einer Mathematik, die sich rein formal geben will, eine unüberwindliche Antinomie. In den beiden Sätzen 1=1 und 1+1=2 sieht er eine Unmöglichkeit, trotz des anscheinend unmittelbaren „Sinns". Indem nämlich 1 mit 1 gleichgesetzt ist, wird zunächst eine Identität des Terms „1" angenommen. Doch der zweite Satz nimmt eine Trennung des zuvor identisch geltenden vor, indem darin etwas zusammengezählt wird, das vorher gleichgesetzt war (1=1 und dann: 1+1=2). Etwas zusammenzählen heißt notwendigerweise, dass zwei Entitäten vorhanden sind, die divergieren – sonst könnten sie nicht zusammengezählten werden, sondern wären eins – und darüber hinaus etwas ergeben, das sich von dem, was zusammengezählt wird, notwendigerweise ebenfalls

[1029] Da hier nicht die Mathematik als solche, sondern ihre Anwendung in der praktischen Wissensschaffung, genauer im Feld der Meinungsforschung, zur Diskussion steht, genügt hier der Hinweis, dass gemeinhin als „philosophische Grundbegriffe" zwischen einer formalistischen, einer intentionistischen und einer platonistischen Zahlauffassung unterschieden wird (Mittelstrass, 1996, S. 805ff.; Krings et al., 1974, S. 1777 ff.; Rotman, 1988). Während der rein formalistische, gemeinhin mit dem Namen des Mathematikers David Hilbert verbundenen Ansatz davon ausgeht, dass die Mathematik mit Symbolen ohne jeglichen Bezug auf eine Referenz zu operieren habe („mathematics consists of manipulating 'meaningless marks on paper'" (Roman, 1988, S. 5), bezieht sich das intentionistische Programm vornehmlich auf die Mathematik als geistigen Prozess; die mathematischen Symbole sind hiervon willkürlicher Ausdruck. Die platonistisch genannte Auffassung hingegen beruft sich auf die Bezeichnungsfähigkeit der Zahlen, die damit bereits auf eine existierende Wirklichkeit zurückgreifen.

[1030] Der Versuch, „die Einheit der Mathematik" nicht mehr über die „vorausgesetzte und symbolisch repräsentierte Ordnung der Welt" herzustellen, zeigt sich idealiter in der „Göttinger Mathematischen Gesellschaft" der Jahrhundertwende (vgl. hierzu Mehrtens, 1990, S. 398), der auch der Mathematiker David Hilbert zugehört, dessen „Hilbertprogramm" gleichsam eine entscheidende Wende hin zur Formalisierung der Mathematik darstellte (vgl. Krämer, 1988, S. 139ff.). Rickerts Artikel darf implizit als Antwort auf die Bestrebungen der Göttinger Gesellschaft gesehen werden.

unterscheidet. Rickerts Argument, die *taxinomia* wieder beschwörend, lautet nun wie folgt: Sobald verschiedene Einsen sich zusammenzählen lassen, muss eine Vorstellung darüber vorhanden sein, inwiefern etwas Bezeichnetes vorliegt, das sich unterscheidet und in die Addition Einlass findet. Eine Mathematik kann sich damit nicht rein formal geben, so lautet die Schlussfolgerung Rickerts. Sobald gezählt, addiert, subtrahiert wird, kann sich die Mathematik auf nichts anderes als den Bereich des Realen beziehen, ohne selbstwidersprüchlich zu werden.[1031]

Mit anderen Worten: es muss ein Begriff dessen vorhanden sein, was in der Gleichung 1+1=2 zusammengezählt wird, damit sich ihre rein formale Antinomie, ausgehend von der Möglichkeit 1=1 zu setzen, auflöst: „Erst in der Sphäre des Seienden", so Rickert, womit hier interpretierend der Bereich des nicht symbolisch gefassten Realen verstanden wird, „gibt es einander gleiche Gegenstände im Plural (…). Nur insofern von einander verschiedene Formen gelten, kann man von mehreren Formen reden."[1032] Folgende Konsequenz ergibt sich daraus: „Die Mathematik – dabei bleibt es – handelt nicht vom rein logischen Gegenstände überhaupt oder den Elementen der Gegenständlichkeit, *sondern von inhaltlich bereits in besonderer Weise bestimmten Gegenständen*, und sie kommt daher ohne Elemente, die jenseits der rein logischen Sphäre liegen, nicht aus."[1033] So erreicht die mathematische Ordnung ihre Geltung laut Rickert nur, insofern ihre Zahlenformen dem „Reich der wirklichen Gegenstände durch begriffliche Abstraktion entnommen" sind.[1034] Was sind aber Formen und begriffliche Abstraktion anderes als der Ausdruck einer bereits vollzogenen *taxinomia*, die sich auf den Fluss des Realen bezieht? Während Rickert hier, als Reaktion auf eine sich verselbständigende *mathesis,* aufzeigt – ob eine rein formale Mathematik im Sinne Hilberts dennoch funktioniert, steht hier nicht zur Debatte[1035] –, dass die Zahlen und das Rechnen untrennbar mit einer Vorstellung des Realen verbunden sind, liefert die Begrifflichkeit des foucaultschen Archivs nun aber darüber hinaus die Möglichkeit, die Praxis selbst, auf welche

1031 Dabei lassen sich Rickerts Ausführungen über das „Seienden" und seine Erscheinung im Begriff durchaus in der hier verfolgten Differenzierung der Erscheinungswelt und Welt an sich, des Realen und der symbolischen Ordnung begreifen (vgl. die Ausführungen zu Rickert bei Merz-Benz, 1990, §5a, insbesondere S. 81). Allerdings, und das ist ein gewichtiger Unterschied, setzt Rickert das erkennende Subjekt *a priori*, (S. 105), eines Subjekts also, das bereits aus dem allgemeinen Tableau hervorgetreten ist und dieses als Repräsentation der Wirklichkeit zu problematisieren vermag.

1032 Rickert, 1911, S. 77.

1033 Rickert, 1911, S. 78.

1034 Rickert, 1911, S. 78.

1035 Vgl. Fussnote 1030 auf Seite 324.

Weise die Gegenstände erst zu einer *Ein*-heit geformt werden, zu problematisieren.

Das Zählen, jene Praxis, in der sich das leere Symbol mit dem Realen zu einer Ordnung verbindet, die damit verbundene Leistung einer taxinomischen Genese, erscheint in der Diskussion um die *mathesis* indes nur am Rande, als stillschweigende Voraussetzung der Praktiken angewandter Mathematik.[1036] Eine der wenigen Arbeiten, die sich mit der Technik der Zahlenproduktion als eine geregelte Praxis der Wissensschaffung über die Gesellschaft selbst befasst, stammt von Marshall McLuhan und trägt den Titel „Die Zahl. Profil der Masse"; ein Titel, der bereits suggeriert, dass der „kontinuierliche Fluss" der Dinge[1037] in den Zahlen – und darüber hinaus: über das Zählen – erst Form und Repräsentation erhält.[1038] In der Tat beschäftigt sich McLuhan in seinem Aufsatz aber mehr mit der Praxis der *Profilgebung* als mit der Natur des Profils, also der Zahl selber. Die Zahl wurzelt nach McLuhan, hier nach seinen Angaben einer breiteren Auffassung folgend,[1039] im Tastsinn, im Wahrnehmen. Das Zählen vergegenständlicht dabei eine uralte Praxis der Wahrnehmung selbst,[1040] um den „Tastsinn und das Be-greifen mit der Hand zu erweitern."[1041] Diese Technik des Wahrnehmens folgt ganz lapidar der Logik des unendlichen „Zerlegens" und „Wiederholens".[1042] Erst über diese Technik wird es möglich, „alles, was nicht visuell war" (im Sinne einer nicht unmittelbaren Wahrnehmbarkeit), in eine erkenntliche Form zu bringen. Die Art des Wirklichkeitszugriffs über die Zahlen ist für McLuhan damit untrennbar mit einer bestimmten Technik, weniger im Sinne einer Methode, sondern einer geregelten Praxis verbunden, einer technischen Praxis, die letztlich, so McLuhan erst mit der technischen Möglichkeit der unendlichen Zerlegung und Wiederholbarkeit auftauchte, nämlich mit Gutenberg und dem Buchdruck. Dieser eröffnete die „Macht, Wissen in mechanische Erzeugung umzusetzen, und zwar durch Zerlegung eines beliebigen Prozesses in Teilaspekte";

1036 Ich verweise hier nochmals auf Saussures Logik der Sprache (1967, vgl. Fussnote 765 auf Seite 263 dieser Arbeit), die erst die Verschränkung von *langue*, dem Sprachsystem, und der *parole*, der Sprachpraxis umfaßt. Mit anderem Worten: Ein Wissen enthält stets den Aspekt der symbolischen Ordnung und der Praxis, aber diese beiden Instanzen sind keineswegs identisch.

1037 Foucault, 1991, S. 109.

1038 McLuhan, 1995.

1039 McLuhan ruft anthropologische, philosophische Studien ebenso an, wie literarische Erkenntnis.

1040 McLuhan, 1995, S. 172. Zur genaueren Geschichte des Zählens als Wirklichkeitsschaffung und -wahrnehmung vergleiche Damerow und Lefèvre (1981) und Ifrah (1992, 1986), zur Geschichte des Zählens in Verbindung mit der Statistik: Desrosières (1993).

1041 McLuhan, 1995, S. 183.

1042 McLuhan, 1995, S. 184.

in Teilaspekte, „die in einer linearen Folge von beweglichen, doch gleichförmigen Teilen angeordnet werden".[1043] Mit anderen Worten: das Zählen, das Zerlegen in einer potentiell nicht begrenzten Wiederholung und das Aufreihen der Einheiten zu einer Serie, diese Technik mündet letztlich in eine Zahl, die damit zu einer unmittelbaren „Ikone" des Wirklichen gerät, einer Ikone, die ein „ganzheitlich kompaktes Vorstellungsbild" hervorzurufen vermag[1044] in einer in sich unübersichtlichen, großen Gesellschaft, die sich als solche ohne die Zahl nicht wahrzunehmen vermag. Es ist dies eine Sichtweise der Zahl, die in der Aussage mündet, dass „die statistischen Zusammenstellungen und Anhäufungen von Zahlen […] die modernen Höhlenzeichnungen oder Fingermalereien der Statistiken [ergeben]."[1045] Dieses Medium der Vergegenwärtigung, die Zahl, vermag geradezu „hypnotische" Kraft auszuüben,[1046] eine hypnotische Kraft, eine „moderne Magie der Zahlen",[1047] die mitunter dazu führt, dass die Zahlen sich verselbständigen, ihre Wirkung ohne jeglichen Bezug zu etwas Realem entfalten können, nur indem in ihnen noch die Energie eines beinahe ekstatischen Erlebnisses steckt: nämlich etwas wahrnehmen, repräsentieren, vergegenwärtigen zu können, das nicht unmittelbar sinnlich erfahrbar ist. McLuhan fällt es nicht schwer, zahlreiche Beispiele für eine solche moderne Zahlenmagie anzuführen.[1048]

Diese Beobachtung jedoch, dass Zahlen sich im Bereich des Sozialen zu verselbständigen neigen, dies hatte bereits Simmel in seiner Arbeit zur „quantitativen Bestimmtheit der Gruppe" festgestellt.[1049] Für Simmel tendiert die Zahl dazu, „psychologisch" über ihre „inhaltliche Besonderheit Herr" zu werden wobei unter Umständen gar ihr ursprünglicher Herstellungsvorgang in Vergessenheit gerät. Der Grund dafür ergibt sich aus der Tatsache, dass die Zahl stets ein Ganzes repräsentiert, das sich nicht als bloße Summe der gezählten Einheiten begreifen lässt: Eine Sechs ist in dieser Hinsicht mehr als nur zusammengezählte Einsen.[1050] Das „Ganze", repräsentiert durch die Zahl, vermag sich gegenüber den „Lebensprinzipien seiner Teile" als eigentlich „selbständig" zu erweisen: „In dem Maß, in dem das Ganze als Einheit inhaltreicher und kräftiger wird, verlieren die Teile (…) ihre eigene Bedeutung; sie geben den Sinn, den sie in und für sich selbst besaßen, an das Ganze

[1043] McLuhan, 1995, S. 182.
[1044] McLuhan, 1995, S. 171.
[1045] McLuhan, 1995, S. 172.
[1046] McLuhan, 1995, S. 176.
[1047] McLuhan, 1995, S. 178.
[1048] McLuhan, 1995, S. 171f.
[1049] Simmel, 1992b, S. 86.
[1050] Simmel, 1992b, S. 84.

ab."[1051] Die diskursive Praxis des Zählens, die regelgeleitete wiederholte Zerlegung und die Symbolisierung über die Zahl, diese spezifische Verbindung von *mathesis* und *taxinomia* vergegenständlicht eine bestimmte Ordnung des Wissens, die Einheiten hervortreten lässt, die selbst als solche nicht erkennbar wären; sie vermittelt unmittelbare Wahrnehmung, Bildhaftigkeit und gerade dahingehend ist das Ergebnis, die Zahl, auch nicht mehr auf die Einzelheiten rückführbar, sondern bildet ein „Mehr", das sich in den einzelnen Einheiten nicht findet. Auf diese Weise wird nun deutlich, wie sehr die Praxis des Zählens selbst mit der Vorstellung eines Ganzen verbunden bleibt – ein virtuelles Ganzes, das gerade auch durch die Tabellen der Meinungsforschung repräsentieren werden soll; die „Bevölkerung", die „Wählenden", „Amerikaner", „Deutsche", „Frauen", „Hochgebildete" und viele andere imaginäre Einheiten mehr. Es sind visuell wahrnehmbare „Ganzheiten", die in den Zahlen und Tabellen der Meinungsforschung erscheinen, – hervorgebracht aufgrund von nicht unmittelbar Gegebenem über die fundamentale diskursive Praxis des Zählens, des Zählens von Individuen und Äußerungen. Freilich, die Frage, auf welche Weise das zählende Erfassen von Gesellschaft, welches ihr die Form einer „statistischen Population" gibt,[1052] gerade auch in die von Foucault beschriebenen Spannungsfelder von Wissensformen eingebunden ist, ergibt nun auch Aufschluss über die Paradoxien der Meinungsforschung selbst, deren Technik in der fortschreitenden Mathematisierung der Gesellschaft einen ganz bestimmten Ort einnimmt. Denn auch wenn das universale Tableau zerstört ist, zumindest als „Tabelle" der Sozialstatistiker überlebt die Verbindung zwischen *taxinomia* und *mathesis*, und sie hat in den fünfziger Jahren nichts weniger als die Vorstellung einer vollständigen Mathematisierung der Gesellschaft hervorgebracht.

7.5.3. Die Ästhetik der großen Zahl

Die Formationsregeln der Meinungsforschung gründen in einer gleichsam archaischen Praxis, eine sonst nicht wahrnehmbare Einheit in ihrer ganzen Sinnlichkeit und Visualität zu präsentieren, indem das Leben der Menschen klassifiziert und in Zahlen gefasst wird. Die damit verbundene Praxis des Zählens selbst ist, wie McLuhan erwähnt, geradezu biblisch und stellt womöglich eine Antwort dar auf den Verlust der unmit-

[1051] Simmel, 1992b, S. 87.

[1052] Vgl. beispielsweise zu einer entsprechenden Kritik: Elias und Scotson (1990, S. 67). Sie legen dar, auf welche sozialen Realitäten der Gesellschaftsbegriff der Stichprobe eigentlich entfällt: das Survey gilt als ein Verfahren, der Begriff von Gesellschaft reduziert sich auf die Vorstellung einer „strukturlosen Menschenmasse", die sich in der „statistischen Population" verkörpert.

telbaren Einheiten des Sozialen, die in der Stammesgesellschaft noch gegeben war.[1053] Doch auch das Klassifizieren und Zählen von Willensäußerungen im Speziellen dürfte auf eine lange Geschichte zurückblicken. Diese unmittelbare diskursive Praktik und die damit erstellte symbolische Ordnung, mit der das Gezählte in einem gleichsam bannenden Spiegelerlebnis als Ganzheit erscheint,[1054] hat indes selbst noch nicht die Schwelle einer Epistemologisierung überschritten. Die basale Praxis des Zählens bildet noch keine „Gesamtheit von Aussagen", die für sich in Anspruch nehmen könnte, „Verifikations- und Kohärenznormen zur Geltung zu bringen" und dabei eine „beherrschende Funktion (als Modell, als Kritik oder als Verifikation) im Hinblick auf das Wissen" auszuüben.[1055] Das Zählen selbst, die damit verbundenen Operationen, sind fundamentale Praktiken, die selbst noch ohne artikulierte Theorie funktionieren. Zählen ist beinahe noch reine Praxis mit einem symbolischen Ergebnis. So ist es möglich, dass eine Wahlurne falsch ausgezählt wird, aber damit die Zählfehler hervortreten, setzt noch kein in sich kohärentes System von Aussagen voraus. Das Falsche und das Richtige sind unmittelbar gewiss, obwohl seine Bestimmung sich bereits in bestimmte regelgeleitete Sätze überführen ließe. Sicher aber, und dies zeigte die Diskussion um das Konstrukt der Repräsentativität, erreicht das Zählen und das damit einhergehende Wissen gleichsam eine neue Dimension, sobald es sich mit der Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung verbindet. Erst mit der Wahrscheinlichkeitstheorie transzendiert das Regelsystem gleichsam das unmittelbar Gegebene und sinnlich Wahrgenommene.[1056] Als das tumbe Zählen und Auflisten aufgrund der Wahrscheinlichkeitstheorie geläutert wurde, wahrscheinlich mit Quetelets Idee des *homme moyen*,[1057] erscheint ein System von Aussagen und mathematischen Prozeduren, das für sich in Anspruch nehmen kann, auch Tatbestände zu repräsentieren, die selbst nicht von einer diskursiven Praxis des Zählens unmittelbar erreicht werden.

Lambert Adolphe Quetelet als Astronom, der Mitte des letzten Jahrhunderts sich mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu befassen begann, hatte sich fasziniert gezeigt, Gesetze der „großen Zahl" auf den Menschen anzuwenden. Insbesondere interessierte ihn, auf welche Weise die „sozialen Elemente" um einen Mittelwert „oszillieren".[1058] Diese Vertei-

[1053] McLuhan, 1995, S. 168.
[1054] Eine Anspielung auf Lacans Spiegeltext. Vgl. Lacan, 1991.
[1055] Foucault, 1981, S. 265.
[1056] Vgl. hierzu die Geschichte der Statistik von Desrosières (1993), insbesondere die Seiten 292 ff.
[1057] Zur immensen Bedeutung Quetelets für die Quantifizierung der Sozialwissenschaften vergleiche insbesondere Lazarsfeld (1961, S. 294ff.).
[1058] Quetelet, 1839, S. 23.

lung von Merkmalen um ein imaginäres Konstrukt, den Mittelwert, der sich gleichsam den konkreten Datenbeständen enthebt, leitete Quetelet von einem Modell ab, das wiederum in einem Regelwerk mathematisch-statistischer Aussagen gründet, nämlich in der wohlbekannten Verteilung von Werten in der Glockenkurve, in der Normalverteilung.[1059] Die entsprechenden Werte verteilen sich um ein Zentrum dergestalt, dass die Häufigkeit ihres Auftauchens kurvenlinear mit wachsender Distanz vom Zentrum, dem Mittelwert, abnimmt. Dieses universale Verteilungsgesetz sah Quetelet auch für die Merkmale der Menschen gegeben: „...chez l'homme", so erhoffte sich Quetelet, „cette loi se vérifie, non seulement sous le rapport de la taille entière, mais encore sous le rapport des différents membres; et il en est de même pour ce qui concerne le poids, la force et tout ce qu'on peut mesurer et réduire à des nombres".[1060] Aus diesem Verteilungsgesetz der großen Zahl in Anwendung auf die Gesellschaft resultiert nichts anderes als der „*homme moyen*".[1061] „Il [cette vérification de la loi, F.K.] fournit la preuve la plus irrécusable de l'unité de son espèce et de l'existence d'un type. J'ai donné à ce type le nom d'*homme moyen,* pour exprimer sa principale propriété; c'est lui qui caractérise la nation à laquelle il appartient".[1062] Wiederum erscheint das eigentümliche Faszinosum der Zahl in ihrer Fähigkeit der Visualisierung des nicht unmittelbar Gegebenen, nunmehr in einer idealen Glockenkurve mündend, in der die einzelnen Differenzen verschwinden, in einer eleganten Linie zerfließen, dabei die Gesellschaft in einer solchen Ästhetik vergegenständlichend, dass Quetelet bewundernd ausruft: „*Cette loi si belle*".[1063] Doch gleichzeitig tritt nun das hervor, was Foucault das positive Unbewusste einer Wissenschaft nennt. Das „universale Gesetz", auf die Menschen angewandt, beruht auf eigentümliche Weise gleichzeitig auf bestimmten sozialen Kategorien, bringt sie aber im Gleichzug auch erst hervor. Erst die Existenz von Kategorien wie diejenige des Nationalstaates erlaubt die Berechnung von Mittelwertskoeffizienten, verleihen der Repräsentation des *homme moyen* überhaupt ihre Referenz. Denn Quetelets Tabellen verrechnen nicht den Mensch schlechthin, sondern bestimmte Typen *innerhalb* bestimmter Variationsbreiten, *innerhalb* ver-

[1059] Quetelet illustriert die Binominalverteilung wiederum an dem Urnenmodell (1871, S. 16).
[1060] Quetelet, 1871, S. 16.
[1061] Quetelet verleiht dem Gesetz der großen Zahl einen präzisen Sinn: „De cette nature, que plus le nombre des individus que l'on observe est grand, plus les particularités individuelles, soit physique, soit morales, s'effacent et laissent prédominer la série des faits s'effacent et laisse prédominer la série des faits généraux en vertu desquels la société existe et se conserve" (1839, S.12).
[1062] Quetelet, 1871, S. 16.
[1063] Quetelet, 1871, S. 16.

schiedener sozialer „Klassen".[1064] Oder mit anderen Worten: eine soziale Taxinomie erhält über die mit ihr in Bezug gebrachte Glockenverteilung gleichsam ein Zentrum, von dem aus sich Nähe und Distanz innerhalb der entsprechenden Kategorie bestimmen lassen, damit die Kategorie selbst symbolisiert werden kann. Foucault hat gezeigt, wie innerhalb einer diskursiven Formation Subjekte über Aussagen kreiert werden, und es wird auch im vorliegenden Fall deutlich, wie Quetelets Theorie, in Verbindung mit dem statistischen Erfassen der Welt, bestimmten sozialen Kollektivsubjekten gleichsam hinter dem Rücken des universalen *homme moyen* zur Existenz verhilft: der Nationalgesellschaft, der sozialen Klasse, den Männern, den Frauen, den Kriminellen.

Die entsprechenden Zahlen und diskursiven Praktiken sind bei Quetelet nunmehr bereits in ein System kohärenter Aussagen mit „Verifikationsanspruch" eingebettet, die das konkret Gegebene transzendieren. Deshalb kann eine entsprechende statistische Aussage auch formuliert werden – und dies ist ein wesentlicher Schritt hin zur Stichprobentheorie – ohne dass das, was repräsentiert wird, auch in der Tat vollständig gezählt worden wäre. Mit der Anwendung der Wahrscheinlichkeitsgesetze reinigt sich die Repräsentation gleichsam selbst von der potentiellen Unreinheit des Realen: die neuen Objekte treten ästhetisch gereinigt in ihrer höchstmöglichen Klarheit hervor: „Le calcul des probabilités montre que, toutes choses égales, on se rapproche d'autant plus de la vérité ou des lois que l'on veut saisir, que les observations embrassent un plus grand nombre d'individus."[1065] Mit dieser unversehens eintretenden Epistemologisierung des Zählens ist nunmehr auch der Weg für die Stichprobentheorie offen, für eine Theorie statistischer Repräsentativität, die in der Abschätzung dessen, was in der großen Zahl erscheint, über das effektiv gemessene hinaus dieses selbst eigentlich transzendiert und essentialisiert. Doch die Anwendung der Wahrscheinlichkeitstheorie ist, wie im Kapitel zur Idee der statistischen Repräsentativität gezeigt wurde,[1066] selbst bei reinen Wahrscheinlichkeitsstichproben bereits auf eine Katalogisierung des sozialen Universums angewiesen, auf einen gleichsam ursprünglichen, im Sinne Foucaults *generierenden* Zähl- und Klassifikationsakt, der das große Tableau des statistischen Universums erst als Erscheinungswelt generiert. Die Anwendung der statistischen Theorie basiert auf der Existenz zuvor kreierter Einheiten (Individuen, Haushalte, Staaten usf.), die nach Ähnlichkeit und Verschiedenheit katalogisiert sind. Sowohl das „Gesetz" der Glockenkurve wie die Stichpro-

[1064] Quetelet, 1836, S. 22f.
[1065] Quetelet, 1836, S. 14.
[1066] Vgl. Kapitel „Ein Blick ins Universum" auf Seite 136ff. bis zu Kapitel „Die Begründung der Stichprobentheorie" auf den Seiten 149ff. dieser Arbeit.

bentheorie sind in ihrer konkreten Anwendung keineswegs reine mathematische Statistik, die auf das Reale an sich zurückgreift, vielmehr zeigt sich das zugrundeliegende Universum bereits als katalogisierte Erscheinung, eine Erscheinung, die in der *taxinomia* gründet, obwohl der Vorgang, mit welchem aufgrund einer kleinen gezählten Einheit das große Tableau geschätzt wird, selbst wiederum reine *mathesis* ist. Diese Einheiten beruhen darüber hinaus, wie gesehen, wiederum auf einer Begrenzung, entsprechend der Urne des Statistikers, die statistisch-mathematische Kategorien selbst nicht liefern. Mithin wird damit die ganze Gesellschaft eigentlich zentriert. Gerade dieser Umstand zeigt auf deutlichste Weise, inwiefern im „Tableau" Quetelets sich die *mathesis* und *taxinomia* noch nicht trennen lassen, sondern eindeutig miteinander verwoben sind.

Doch der Geltungsbereich des erkenntnisleitenden Figur des sozialstatistischen Tableaus ist eigentümlich offen. Die Tabellen besitzen offenbar eine inhärente Tendenz sich immer mehr Gegenstände anzunehmen, mehr noch, sie scheinen sich auch jener Entität anzunehmen, die nach Foucault erst neu aufgetaucht ist, des Menschen als solchem. Nicht nur der Topos des *homme moyen* weist bereits auf die Problematik hin: es ist ein Mensch, ein virtueller Mensch, der selbst aus der Tabelle heraustritt. Doch dieser imaginäre „Mensch" basiert noch auf einer Vielzahl von Merkmalsserien, die ihn gleichzeitig als Menschen negieren: Zunächst entsteht der *homme moyen* aufgrund der unmittelbar zugänglichen Größen wie Kraft und Energie; des weiteren kennzeichnen ihn die Häufigkeit seines Verhaltens oder seiner Tätigkeit; und letztlich – für diese Arbeit entscheidend – sind alle Qualitäten moralischer und intellektueller Art, die auf irgendeine Weise quantifizierbar sind, ebenfalls Merkmale, aufgrund derer ein *homme moyen* zu erscheinen vermag: „telles que le courage, la prudence, l'imagination, etc."[1067] Selbst wenn die betreffende Datenlage noch unbefriedigend sei, die moralischen und intellektuellen Qualitäten des Menschen folgen den Verteilungsregeln des Tableaus,[1068] allerdings lediglich im Prinzip, wie Quetelet einräumt,[1069] „quoique les difficultés deviennent alors très-grandes, et même insolubles dans plusieurs cas."[1070] Über die klassischen Kategorien des Tableaus hinaus erscheinen hier nunmehr auch Kategorien, die sich selbst an die neu entstandenen Humanwissenschaften anlehnen. Das Tableau hat seinen klassischen Bereich bereits überschritten.

[1067] Quetelet, 1869, S. 149.
[1068] Quetelet, 1869, S. 150f.
[1069] Quetelet, 1836, S. 4.
[1070] Quetelet, 1869, S. 149.

Die Größe, das Verhalten des *homme moyen*, seine Phantasie und seine Erscheinungsformen, seine Variationen in verschiedenen Nationen, Zeiten, sozialen Klassen evozieren unversehens neue Rätsel, neue Unbekannten, neue Untersuchungsanordnungen, neue Fragen, neue Theorien. Denn es ist eine sich schnell wandelnde, immer komplexere Gesellschaft, in der Quetelet sich sieht und die eines neuen Antlitzes bedarf, welches das verlorene Ganze unmittelbar und sinnlich zu vergegenwärtigen vermag, strikt wissenschaftlich, in sich kohärent und nachprüfbar. Dessen ungeachtet sieht Quetelet dann Probleme auftauchen, wenn die Kategorien der Tabellen nicht auf unmittelbar Visuelles, Zählbares zurückgreifen, obwohl er das Hindernis nicht in der Zählbarkeit selbst sieht, sondern vornehmlich in den nicht verfügbaren Informationen. Er muss sein Wissen gerade in diesen Bereichen bereits einem anderen Wissen entgegenhalten, nämlich dem Wissen um die menschliche „Individualität" oder „Subjektivität". In aller Stringenz zeigt Quetelet die Ordnung des Tableaus auf gegenüber dem, was von ihm nicht erfasst wird: die Individualität, die für ihn den Bereich des „Bizarren",[1071] des „Kuriosen" ist,[1072] das Singuläre, unregelmäßige und damit die Regeln verwischende.[1073] Um diesen unheimlichen Bereich des Anormalen, Skurrilen, Pathologischen zu transzendieren, muss das Konzept der Individualität schlicht vergessen werden, um die Sozial- und Moralstatistik den menschlichen Bereichen wie Wille, Gefühl und Intelligenz zu öffnen; ein Vorgang der nichts weniger ist als eine, wie Quetelet klar sagt, neue Setzung,[1074] die ein *a priori* des Wissens bedeutet:

> „Nous devons, avant tout, perdre de vue l'homme pris isolément, et ne le considérer que comme une fraction de l'espèce. En le dépouillant de son individualité, nous éliminerons tout ce qui n'est qu'accidentel; et les particularités individuelles qui n'ont que peu ou point d'action sur la masse s'effaceront d'elles-mêmes, et permettront de saisir les résultats généraux."[1075]

Zu nahe am „Menschen" selber, so die Schlussfolgerung, verliert das Erkennen eigentümlich seine Abstraktionsfähigkeit, es verliert sich im Individuellen ohne je offenlegen zu können, was daran partikular oder allgemein ist;[1076] das was das Gesellschaftliche bewegt, ist nur aus der

1071 Quetelet, 1836, S. 5.
1072 Quetelet, 1836, S. 6.
1073 Nicht umsonst ist bei Foucault das Tableau gleichsam begrenzt von zwei Figuren, die nicht im Raum des Wissens, welchen das Tableau formiert, „aufgehen": nämlich dem Irren und dem Dichter (1991, S. 81f.).
1074 Quetelet, 1836, S. 4.
1075 Quetelet, 1836, S. 5.
1076 Quetelet, 1836, S. 6.

Distanz erkennbar, die das Individuelle abstrahiert und in einem großen Feld von Zahlen seinen Ausdruck findet. Unschwer ist zu erkennen, dass Quetelet hier seine Rede bereits *gegen* etwas hält, gegen die Idee des Menschen im Sinne der Humanwissenschaften: gegen den individuellen, sinnstiftenden Blick, gegen die Interpretation. Was die Existenz des Menschen letztlich beinhaltet, sei es als Individuum, sei es als Kollektiv, diese Idee beläßt Quetelet in ihrer Unbeantwortbarkeit. Die fraglose Repräsentation des Tableaus ist, so zeigt sich deutlich, bereits verlustig, oder nicht allumfassend erkennbar. Aber Quetelet weiß darum und lässt den *homme moyen* dort erscheinen und gleichzeitig verbleiben, wo er generiert wird, innerhalb der Tabellen und Ziffernreihen der Moralstatistiken, stets ein Ganzes, nie aber ein Individuelles repräsentierend: „Je n'ai point en vue de faire un théorie de l'homme, mais seulement de constater les faits et les phénomènes qui le concernent, et d'essayer de saisir, par l'observation, les lois qui lient ces phénomènes ensemble."[1077] Auf diese Weise kann die Existenz von Kollektivsubjekten repräsentiert werden, so soziale Klassen, Nationen, Geschlechter, Generationen, aber nie Individuen, denn für die Sozialstatistik bleibt stets gültig: mit Hilfe der Statistik ließen sich zwar die verschiedenen Kategorien der Gesellschaft erreichen, „mais sans descendre jusqu'aux individus."[1078]

Mit anderen Worten: wie als Antwort auf die bereits bestehende humanwissenschaftliche Idee des „Menschen und seinem Doppel",[1079] entsteht aus den numerischen Repräsentationen des Sozialen der *homme moyen* – ebenfalls ein „Mensch", allerdings in ästhetisierter Zahlengestalt. Obwohl das Auftauchen dieses statistischen Konstrukts bereits logischen Sätzen folgt, die nicht auf den konkreten Klassifikationsakten beruhen, vergegenständlichen die zur Erfassung notwendigen Einheiten noch eine unmittelbaren gegenwärtigen Welt, die in Quetelets Tabellen als solche nicht verschwindet: Körpergröße, Sterblichkeit, kriminelle Tätigkeit, Familiengründung, Kinderzahl, Selbstmord fungieren noch als solche in seinen Tabellen und Kennziffern. Auf diese Weise kann dieses neu entstandene Wissen noch nicht die Kohärenz in sich tragen, die für eine „reine" Formalisierung vonnöten wäre. Doch die erste Schwelle der Epistemologisierung des Wissens ist irreversibel erreicht. Ist dieser Versuch, ein neues Tableau zu erstellen, bereits Ausdruck des Rückzugs vor einer erwachenden Wissenschaft vom Menschen? Ist diese Frage als solche überhaupt sinnvoll? An dieser Stelle bleibt nur zu registrieren,

[1077] Quetelet, 1836, S. 21.
[1078] Quetelet, 1836, S. 23.
[1079] Müßig zu erklären, dass hier bereits Durkheims (1991) Differenzierung zwischen individuellen und sozialen Tatsachen angesprochen ist, eine Differenzierung, die Quetelet und Durkheim im übrigen an denselben Daten zu zeigen belieben, u. a. anhand der Kriminalitätsstatistiken.

dass der Willen zur Repräsentation der sozialen Welt über die Figur des Tableau keineswegs verloren geht. Und diesbezüglich hat sich, zumindest in Ansätzen, durchaus folgerichtig entlang Foucaults Überlegungen, eine Bewegung abgezeichnet, die eine „Mathematik vom Menschen" formuliert und zwar aufgrund der sensibelsten Bereiche von Quetelets Tableau, dort wo Quetelet nur vage Hoffnung auf Quantifizierung besaß, dort, wo die Menschen selbst sprechen, ihren „Willen", ihre „Phantasie", ihre „Intelligenz" äußern.[1080] Diese Formalisierung der Wissenschaft vom Menschen, als eine weitere Stufe der Epistemologisierung der diskursiven Formation, ist einige Jahrzehnte in aller Konsequenz vollzogen worden.

7.5.4. Die Suche nach der „perfekten Skala"

Klassifizieren, zählen und rechnen bilden in der Meinungsforschung eine Einheit, gebildet aus Regeln zur Formierung von Aussagen, die selbst, ungeachtet Gallups Innovationen, Bestandteil einer umfassenderen Ordnung sind: die neu entstandene Disziplin ist nur ein Teil einer bereits bestehenden Formation des Wissens über die „Gesellschaft". Die Geltungskraft der damit einhergehenden Repräsentation der Individuen, so legt Foucault nahe, ist indes nicht (mehr) fraglos gegeben. In der Tat hat bereits Quetelet, wie gezeigt, gegen eine Vorstellung der Individualität des Menschen seine Moralstatistik durchsetzen müssen. Eine Folge der schwindenden Geltungskraft dieser allumfassenden Repräsentation, so Foucault, ist ein Zersplittern der zugrundeliegenden, epistemologischen Figur, des Tableaus: die *mathesis* spaltet sich von der *taxinomia* ab. Und ausgehend von der statistischen Ordnung, die Quetelet etablierte, lässt sich folgerichtig auch eine spätere wissenschaftliche Bewegung (vielleicht als Gegenreaktion) erkennen, die eine „Mathematik" selbst auch des neuen Gegenstandes, des Menschen anstrebte, um damit eine Schwelle der Formalisierung zu erreichen, die sich vollends der *taxinomia* entheben wollte. Mehr noch, dadurch entstand eigentlich ein neuer Bereich von Wissen, nämlich indem unversehens auch eine mathematische Systematik nicht nur der anthropometrischen Daten, sondern auch des Sprechens der Menschen erstrebt wurde. Dieses Bestreben schritt bezeichnenderweise am weitesten voran in einem Bereich, den auch die Meinungsforschung bearbeitet: dort nämlich, wo Menschen ihre Ansichten über Politisches äußern. Diese reine *mathesis* des Menschen muss notwendigerweise jenseits dessen funktionieren, was als Individualität und Interpretationsleistung von Individuen „ent-

[1080] Lévi-Strauss, 1967.

deckt“ worden ist; jenseits dessen, was seit dem Auftauchen „des Menschen“ und „seines Doppels“ als individuelle Sinnstiftung gilt. Die Praxis der *taxinomia*, die „Datenerfassung“, hat nur noch eine vorbereitende Rolle, um hernach in einem allgemeinen Regelwerk, in einer Skala zu verschwinden, deren Kargheit gänzlich jenseits einer Vorstellung der Subjektivität, ja des kulturellen Kontextes angesiedelt ist. Am stringentesten verwirklichte sich dieses Skalierungs- und Formalisierungsstreben in einem Regelwerk, das selbst, gerade wegen seiner Strenge, in der Sozialforschung kaum mehr angewandt wird, in der sogenannten Guttmann-Skala,[1081] die letztlich gar als eine Repräsentation der „perfekten Skala“ gelten will.[1082] Die „Entdeckung“ und Begründung der Guttmann-Skala hatte den Ethnologen Lévi-Strauss zu nichts weniger als zu der Vermutung veranlasst, nun stünde die vollständige Mathematisierung des Menschen unmittelbar bevor.[1083]

Ausgangspunkt der Vorstellung einer Skalierbarkeit der Menschen bilden die Arbeiten Louis Thurstones, der die Idee der Skalierung anhand von Befragungsmaterial entwickelte, das deckungsgleich ist zu jenem der Meinungsforschung, nämlich anhand „politischer“ Äußerungen von Individuen. Thurstone wendet sich gegen den gängigen „Eindruck“, dass Einstellungen und Meinungen von Menschen nicht messbar seien: „Attitudes can be measured“, so sein im Jahre 1928 im *American Journal of Sociology* veröffentlichtes Postulat. Eine Einstellung, so die kritisierte geläufige Auffassung, sei eine „komplexe Angelegenheit“, die sich nicht quantifizieren ließen. Noch weniger könne eine Tabelle, aus Meinungsäußerungen generiert, auf eine einzelne Zahl reduziert werden. Thurstone ist gegenteiliger Ansicht und legt ein komplexes Verfahren der Skalenbildung vor, das in der Tat die vorgefundenen Äußerungsfelder, die ihm als Meinung gelten, nunmehr ebenfalls wie den Mittelwert des *homme moyen* auf lediglich eine Zahl reduziert. Mit anderen Worten: aufgrund der Skalierungstechnik tritt die reine Mathematik gleichsam aus dem ursprünglichen Tableau heraus und bildet eine eigene Entität.

> „We say without hesitation that we measure a man when we take some anthropometric measurements of him. The context may well imply without explicit declaration what aspect of the man we are measuring, his cephalic index, his height or weight or what not. Just in the same sense we shall say here that we are measuring attitudes. We shall state or imply by the context the aspect of people's attitudes that we are measuring. The point is that it is

[1081] Bortz, 1984, S. 141.
[1082] Guttmann, 1944, S. 140; Guttmann, 1954, S. 396.
[1083] Lévi-Strauss, 1967.

> just as legitimate to say that we are measuring attitudes as it is to say that we are measuring tables or men."[1084]

Damit verwirklicht Thurstone nichts anderes als Quetelets „utopisches" Programm: die tabellarische Ordnung erfasst Attribute der Menschen, die Quetelet selbst noch als schwierig beobachtbar und quantifizierbar erachtete: nämlich das Feld der Meinungen und Einstellungen. Doch die Zeichen, die dieses Feld bilden, geraten wiederum zu einer Aussage eigener Art. Während die Meinungsforschung die Zeichen noch als unmittelbaren Ausdruck von Meinungen betrachtet – sie finden sich im Sinne einer redublizierten Repräsentation gleichsam in den Zeichen selbst –, so werden die geäußerten Zeichen bei einer Skalierung letztlich eigentlich negiert, und das unmittelbar Fassbare, die „Meinung", auch sprachlich nunmehr durch eine vollends neues Konstrukt ersetzt: „The concept 'opinion' will here mean a verbal expression of attitude. If a man says that we made a mistake in entering the war against Germany, that statement will here be spoken of as an opinion. The term 'opinion' will be restricted to verbal expression".[1085] Thurstones Frage nach dem Kriegseintritt könnte durchaus einer Gallup-Poll entstammen, doch nun werden dieselben sprachlichen Zeichen, die in der Umfrageforschung als Meinung gelten, aufgrund derselben Episteme, in ein anderes, breiteres und kohärenteres Aussagensystem eingebunden: eine geäußerte Meinung ist nur noch Ausdruck von etwas anderem, Generellerem und Relevanterem.[1086] Die sprachlichen Zeichen vergegenständlichen zwar noch Meinung selbst, doch darüber hinaus sind sie lediglich Effekt von Einstellungen, die sich als solche quantifizieren lassen, sich aber nicht unmittelbar ausdrücken: „But it [the opinion, F.K.] is an expression of what? It expresses an attitude, supposedly (…). The verbal expression is the *opinion*. Our interpretation of the expressed opinion is that the man's *attitude* is pro-German. An opinion symbolizes an attitude".[1087] Eine bestimmte Einstellung ist nun über eine lineare Skala erfassbar, die selbst von verfremdenden Einflüsse befreit ist, lässt sich aber selbst nicht mehr unmittelbar in jenen Diskurs übersetzen, den sie letztlich hervorbringt:

[1084] Thurstone, 1928, S. 531.
[1085] Thurstone, 1928, S. 531.
[1086] Diese Differenzierung zwischen „opinion" und „attitude" hat im folgenden in die Sozialwissenschaften und in die Meinungsforschung Einzug gehalten (Smith, 1954, S. 254ff.). Bei Likert indessen, dessen Skala auf Thurstones Arbeit beruhend (1932, S. 5) in der sozialwissenschaftlichen Praxis heute gebräuchlicher ist als die relativ komplexe Thurstone-Skala, verwischen sich die Terme „opinion" und „attitude" wiederum, obwohl das Konzept der „attitude" exakt demjenigen Thurstones folgen wollte (S. 10).
[1087] Thurstone, 1928, S. 531.

> "In almost every situation involving measurement there is postulated an abstract continuum such as volume or temperature, and the allocation of the thing measured to that continuum is accomplished usually by indirect means through one or more indices. Truth is inferred only from the relative consistency of the several indices, since it is never directly known. We are dealing with the same type of situation in attempting to measure attitude. We must postulate an attitude variable, which is like practically all other measurable attributes in the nature of *an abstract continuum*, and we must find one ore more indices, which will satisfy us to the extent that they are internally consistent."[1088]

Die Philosophie der sozialwissenschaftlichen Skala, die Thurstone mit diesen Sätzen eigentlich eröffnete und gleichzeitig begründete, befreit bei exakt *derselben diskursiven Praxis* der Befragung die Skalen vollends von der *taxinomia*. Die linearen Skalen und die resultierenden statistischen Koeffizienten haben die Arbeit der Klassifikation vergessen, sind ihr enthoben in den Bereich der reinen mathematischen Statistik. Die konkreten geäußerten sprachlichen Zeichen, beeinträchtigen sie die Reinheit der Skala, erscheinen allenfalls noch als störendes Rauschen. Die Häufigkeitsauszählungen und Tabellen der Meinungsforschung müssen Antworten noch als solche integrieren.[1089] Dieses Konzept der „reinen Skala", zunächst von Rensis Likert entworfen,[1090] entwickelte Louis Guttmann hin zu einem eigentlichen Endpunkt der Formalisierung sprachlicher Zeichen, einem Endpunkt, der sich nicht zuletzt darin äußert, dass die Guttmann-Skala in der sozialwissenschaftlichen For-

1088 Thurstone, 1928, S. 533. Hervorhebung von mir.

1089 Thurstone, 1928, S. 533. Diese Auffassung, welche die Äußerung der Individuen aufgrund der Philosophie der Skalen als Effekt einer verborgenen numerischen Ordnung betrachtet, lässt sich deutlich an der Studie zum „autoritären Charakter" der emigrierten Frankfurter Schule (Adorno et al. 1973) nachweisen. Resultierend aus Befragungen sollte eine linear-additiv Skala der Faschismustendenzen und des anti-demokratischen Autoritarismus gebildet werden. Da aber in den vierziger Jahren der Sieg der USA im zweiten Weltkrieg sich bereits abzeichnete, war es nicht absehbar, dass potentiell faschistische Individuen, sich an Macht und Autorität orientierend, offen mit dem konkreten politischen Faschismus und Nationalsozialismus sympathisierten. So wurden in der Forschung „die Antworten (…) nicht für bare Münze genommen" (S. 22), sondern als Ausdruck „tieferer Schichten der Charakterstruktur" (S. 23), die jenseits „ideologischer Oberflächentrends" (S. 20) gemessen werden mussten: „Unser Verfahren bestand darin, eine Skala mit Sätzen zusammenzustellen, die, gemäß Hypothesen und klinischen Erfahrungen, als 'Enthüllungen' verhältnismäßig verborgener Züge in der Charakterstruktur betrachtet werden konnten" (S. 20).

1090 Likert, 1932. Likerts Arbeit beschränkte sich aber vornehmlich darauf, Thurstones sophistizierte Skalierungstechnik für die alltägliche Sozialwissenschaft praktikabler zu machen.

schung aufgrund ihrer rigiden Voraussetzungen kaum mehr angewandt wird. Die aus diesen Prozessen resultierende, nunmehr reine (und hier gerade deshalb interessierende) Skala definiert Guttmann folgendermaßen:

> „For a given population of objects, the multivariate frequency distribution of a universe of attributes will be called a *scale* if it is possible to derive from the distribution a quantitative variable with which to characterize the objects such that each attribute is a simple function of that quantitative variable. Such a quantitative variable is called a scale variable (...) A value of a scale variable will be called a *scale score*, or simply a *score*."[1091]

Die Begründung der Skalenlogik, hier nicht explizit dargestellt, ist so hochgradig formalisiert, dass sich von der Matrix der Äußerungen, noch immer hergestellt über Fragebogentechnik, keine Spur mehr findet. Es verbleibt die reine Wahrscheinlichkeitslogik, denn die Idee der perfekten Skala verbannt das Drängen der Zeichen in den Bereich des Fehlers, des Missverständnisses, der Unsorgfältigkeit beim Interview. Das Reale ist mit dem „Universum von Attributen" eigentlich gleichgesetzt,[1092] und das Universum der Attribute umfaßt genau jene Erscheinungen, die sich bereits als solche in Kategorien fassen lassen, wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg. Die Logik, der diese reine Skala folgt, die einem einzelnen Kennwert ermöglicht, für ein Universum von Attributen zu sprechen, ist dabei selbst unmittelbar einleuchtend. Man stelle sich eine Serie von Fragen vor, die lauten: Haben Sie das zwanzigste Lebensjahr überschritten? Haben Sie das dreißigste Lebensjahr überschritten usf.? Eine Person, die 53 Jahre zählt, hat also die Frage beantwortet er hätte das 50. Lebensjahr überschritten; notwendigerweise hat er auch geantwortet, er hätte das zwanzigste, dreißigste, vierzigste Lebensjahr überschritten, gleichzeitig aber ebenso notwendigerweise angegeben, das 60. Lebensjahr noch nicht erreicht zu haben. Mit anderen Worten: *ein* Attribut lässt notwendigerweise auf die Ausprägung *anderer* Attribute schließen; alle Attribut lassen sich nach der „Schwierigkeit" ihres Erreichens ordnen und wenn ein Attribut erreicht worden ist, dann notwendigerweise auch die weniger „schwierigen". Das heißt, über eine einzige Kennzahl lässt sich ein ganzes Feld von Attributen beschreiben. Im Falle des Alterns ist eine solche Skalierung selbstverständlich problemlos.

Die Skala ist indes getragen von der Idee, und deshalb hat Guttmann sie auch entwickelt, dass auch Einstellungen, Meinungen einer solchen

[1091] Guttmann, 1944, S. 140.
[1092] Guttmann, 1944, S. 141.

Logik folgen. Auf diese Weise lässt sich eine ganze Serie von Attributen durch eine einzige Kennzahl ausdrücken, die genau zu sagen vermag, welche Attribute auf welche Weise existieren; der Skalenwert selbst aber ist gleichzeitig unabhängig von den einzelnen Attributen, da diese Attribute nur die Effekte der Skala, nur der Wegweiser zur Zahl sind, aber gleichzeitig der Skala so untergeordnet sind, dass sie als Fehler erscheinen müssen, wenn sie nicht der Skalenlogik folgen. Mit anderen Worten: die perfekte Skala ist geschaffen. Das Tableau hat sich zur reinen Zahl verwandelt.[1093] Der Ethnologe Lévi-Strauss bezeichnet diese Entwicklung Guttmanns schlicht als „revolutionär": denn Guttmanns Logik vermag „Ordnung und Regelmäßigkeit" in Fragebogen aufzuzeigen,[1094] deren Destillat, die Skalen und Skalenwerte, es erlauben, auch gänzlich unterschiedliche Befragungen in Vergleich zueinander zu setzen, womit wiederum die Verabschiedung der *taxinomia* und der „konkreten" diskursiven Praxis erstrebt ist. Die Guttmann-Skala, erscheint als „*rein formale Behandlung* der Ergebnisse", erlaubt „Antworten" stets so zu reorganisieren, dass das „*ideale Gleichgewicht*" gefunden werden kann.[1095] Sie vermag selbst die strukturale Ethnologie zu überzeugen. Denn mit diesem Unterfangen sieht Lévi-Strauss nichts anderes als eine „neue Mathematik" des Menschen auftauchen, eine *mathesis*, Amalgam der Sozialwissenschaften und Mathematik, die alle intellektuellen Partikularitäten und Einseitigkeiten zum Verschwinden bringt, dafür eine „Vereinheitlichung der Denkmethoden" erarbeitet, die erahnen lässt, dass „die verschiedenen Gebiete der Erkenntnis nicht auf ewig irreduzibel sein können." Und indem damit die verschiedenen Gebiete der Erkenntnis versprechen, sich in reiner Formalisierbarkeit aufzuheben, ist die „Suche nach einer inneren Harmonie" der Welt wieder aufgenommen, die „vielleicht die wahre Bedingung aller Weisheit" ist.[1096] Diese Emphase – die Utopie vergegenständlichend, eine reine *mathesis* zu schaffen, die „wahr" und „harmonisch" ist, ohne noch auf das Tableau angewiesen zu sein – bildet hinsichtlich einer Epistemologisierung des Sozialen in der Tat einen Nullpunkt, unabhängig davon, ob die Mathematisierung eine Konsequenz daraus ist, dass die Geltungskraft des Tableaus, auf dem die Episteme letztlich beruht, selbst zerfallen ist.

1093 Nun aber rebellieren die Zeichen, die in einer Befragungssituation entstehen, womöglich gegen diese strikt Ordnung: sie erhalten dann schlicht Fehlerwerte, werden als Anomalie ausgeschaltet. Mehr noch, vielleicht wehren sich ganze Gruppen von Zeichen der Guttmann-Klassifizierung: diese Gruppen (von Befragten) werden dann als nicht-skalierbar ausgeschieden, gehören nicht mehr zur repräsentierten Gesellschaft (vgl. zur Anwendung der Gütekriterien, die sich die Profession auferlegt hat: Bortz, 1984, S. 153).

1094 Lévi-Strauss, 1967, S 186.

1095 Lévi-Strauss, 1967, S. 187. Hervorhebung von mir

1096 Lévi-Strauss, 1967, S. 188.

Derweil ringen die forschungspraktischen Anwendungen der reinen Formalisierung notwendigerweise mit der unhintergehbaren Polysemie der Zeichen, die in der formalen Ordnung aufgehen sollen. Denn alle diskutierten Skalierungstechniken beruhen letztendlich noch auf denselben Fragen und inhaltlichen Gegenständen, die auch die Meinungsforschung tragen: Sowohl Thurstone, wie auch Likert und Guttmann beschäftigen sich mit „Items", die auch Meinungsforschung im Sinne Gallups verwenden könnten: die Meinung zu den Nationalsozialisten interessierte Thurstone,[1097] die Rassenfrage wiederum Likert,[1098] und Guttmann schlussendlich thematisierte die Einstellungen des amerikanischen Soldaten zum zweiten Weltkrieg.[1099] Entsprechend musste sich beispielsweise Likert gegen dieselbe Kritik wenden, die auch gegenüber der Meinungsforschung geäußert wird, nämlich dass die Antworten womöglich nicht mehr bedeuten als sich selbst und keineswegs als Zeichen für etwas stehen.[1100] Und Zweifel an der Messordnung befallen zuweilen selbst die konsequentesten Vertreter der quantifizierenden Sozialforschung,[1101] etwa dann, wenn der Verdacht sich erhärtet, dass eine wohlbekannte Anomie-Skala, welche die Entfremdung der Menschen als Ziffer erscheinen lässt und auf derselben Skalenlogik beruht, bei aller Stringenz ihrer Durchführung „tatsächlich" vielleicht doch eher schlicht „Missvergnügtheit" misst und nicht „Anomie".[1102] In all dem Bestreben nach einer reinen *mathesis* des Menschen kehrt hier die Melancholie zurück, wenn die reine formale Logik auf eine andere, vollends inkommensurable Ordnung trifft, in welcher der „Mensch und sein Doppel" in einem fort neuen Sinn, andere Bedeutungen und für die Befragungstechnik schlicht subversive Interpretationen hervorbringen. Auch wenn die Ordnung des Tableaus notwendigerweise von dem Chor der Polysemie abstrahieren muss, um Aussagen zu formieren, so verbleibe gerade dadurch nicht nur die Meinungsforschung sondern auch die „exakten" Sozialwissenschaften stets auf der Suche nach einem

1097 Thurstone, 1928, S. 530.
1098 Likert, 1932, S. 13.
1099 Guttmann, 1944, S. 139. Guttmann betrachtet explizit auch die „public opinion research" als Teil seiner Arbeit.
1100 So wandte sich Likert entsprechend harsch gegen eine „highly uncritical acceptance of the view that verbal propositions have no predictive value for anything else in life except similar verbal propositions confronted by the same subject under the same circumstances." (Likert, 1932, 10).
1101 Eine Melancholie, die, wie gesehen auch den Preisträger der *World Association for Public Opinion Research*, Yankelovich (1996, S. 5f.) befallen hat: was meinen die Menschen nun wirklich, wenn sie in einer Befragung äußern, sie forderten die Todesstrafe für Kriminelle? Sind sie bloß schlechtgelaunt, verärgert über die Welt, dass sie sich zunächst Luft verschaffen müssen, steckt dahinter eine wohlgeformte Ideologie? Wenn ja ist diese bloß Wiederholung gelesener und angelernter Sätze?
1102 Scheuch, 1967b, S. 735.

anderen Text, der besagt, was die Zeichen „wirklich" bedeuten, die in der Befragungen geäußert wurden. Die Mathematik des Sozialen muss sich deshalb beinahe zwingenderweise nach außen hin zu anderen diskursiven Formationen öffnen, um sich zu begründen, auch wenn sie von diesen bereits eigentlich unterwandert worden ist. Ist der Wunsch nach Kriegseintritt der USA wirklich die Meinung des Befragten? Oder ist er bloß verärgert? Wo ist der Raum der individualisierbaren Position in einem hochgradig durch soziale Auseinandersetzungen aufgeladenen öffentlichen Diskurs? Wo ist das „wirklich" individuell Gemeinte in diesen Zeichen, die notwendigerweise schon tausendmal geäußert, gedeutet und positioniert wurden? Die Suche nach einem verborgenen authentischen Text selbst, nach einem wirklich Gemeinten oder schlicht nach „validen Aussagen", bleibt mutmaßlich so lange unendlich, so lange die Idee herrscht, es seien einzelne, autonome Subjekte, die gesprochen hätten. Doch was bei einer Kritik, die an die entsprechende Problematik anschließt, noch nicht ins Blickfeld rückt, ist die Tatsache, dass diese ja an sich transparente Problematik bislang nicht zu einem Verschwinden der Meinungsforschung geführt hat (und auch nicht der „exakten" sozialwissenschaftlichen Einstellungsforschung), sondern im Gegenteil, die Mathematisierung der Meinungen der Menschen trotz oder vielleicht gar wegen der inhärenten Problematik überlebt. Die hier vorgenommene Archäologie der Zahlen und Tabellen vermag hinsichtlich dieses Rätsels eine Lösung vorzuschlagen.

8. Der Raum der Entzweiung und sein Bericht

Die Diskussion der Entwicklung numerischen Repräsentationen der Gesellschaft von den ersten Tabellen Quetelets bis hin zur reinen Mathematik Guttmanns zeigte, dass die entsprechenden Techniken sukzessive, aber „örtlich" begrenzt verschiedene Schwellen der Epistemologisierung und Formalisierung innerhalb *einer* diskursiven Formation und ihres Wissen zu überschreiten vermögen. Diese Bewegung folgt einer Logik, die mutmaßlich dadurch in Gang gesetzt wurde, dass die Geltung der klassischen Repräsentationsweise nicht (mehr) gegeben war und die *mathesis* sich zu verselbständigen begann, sich gleichsam der diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken der Genese und der Klassifikation enthob. Freilich, das offensichtliche Verblassen der Rede einer vollständigen Mathematisierung der Gesellschaft, soweit abschätzbar, lässt Foucaults Argument als nicht unplausibel erscheinen, dass die entsprechende Idee letztendlich auch eine Antwort auf das Hervortreten einer anderen Art der „Wissenschaft vom Menschen" darstellte, die sich fern jeder Mathematisierung und Taxinomie des Sinns und der Bedeutung menschlicher Tätigkeiten angenommen hatte. Für das Verständnis der Paradoxien, welche die Meinungsforschung evoziert, stellt sich entsprechend die Frage, was sich in Anbetracht der Entwicklung dieser Wissensformen denn noch als Spezifikum der Meinungsforschung, als Gallups „Innovation" bezeichnen ließe. Die Logik des Zählens und Repräsentierens, des Klassifizierens und Tabellengenerierens sind zunächst keine „Erfindungen" der Meinungsforschung. Auch die Hoffnung auf eine eigentliche Epistemologisierung des Wissens über die Gesellschaft entlang der Kriterien des Surveys, wie sie etwa in der Vorstellung Childs zum Ausdruck kommt, des ersten „Editors" der *Public Opinion Quarterly*, stellt nicht eine Eigenheit der Meinungsforschung selbst dar, sondern ist Bestandteil einer längeren Praxis der Sozialstatistik. Letztlich ist auch die Epistemologisierung der Transformation sprachlicher Zeichen hin zu Aussagen, die über die „Meinungen" und „Einstellungen" berichten, bereits vor dem Erscheinen der *Public Opinion Quarterly* auf einem wesentlich höheren Kohärenzniveau von Thurstone, aber auch Lazarsfeld, diskutiert worden. Eine Schwelle der Formalisierung, wie sie in komplexen Skalierungstechniken zum Ausdruck kommt, vermochte die Meinungsforschung letztendlich gar nie zu erreichen. Wie lässt sich nun aber der „Durchbruch" Gallups einordnen?

Zunächst zeigt sich, dass die Geschichte, die die Wissenschaft der Meinungsforschung sich selbst schreibt und erstaunlich oft übernommen wird, so nicht aufrecht erhalten werden kann; die Warnung, welche die Wissenschaftstheorie Kuhns und Bachelard ausspricht, war hier berechtigt. Die *Technik* der Meinungsforschung wächst keineswegs aus der Problematik der „öffentlichen Meinung" hervor; die emphatische Vorstellung der Meinung als Einschätzung, als Abwägen, als Interpretieren steht gleichsam jenseits der Tabellen der Meinungsforschung. Denn was die Methode der Meinungsforschung unmittelbar bearbeitet, sind nicht „Meinungen", sondern vornehmlich sprachliche Zeichen, geäußert in bestimmten Situation, in der Zahlenmatrix gleichgesetzt mit Merkmalen völlig anderer Art wie Geschlecht, Alter oder Berufsstand. Allerdings eröffnet gerade diese Transformationsmöglichkeit Aussagenbereiche, die selbst nur mittelbar mit der intendierten Erfassung der „öffentlichen Meinung" in Verbindung stehen. Aufgrund der geregelten Transformation von Zeichen zu Aussagen, lassen sich, ganz ohne Interpretation, teils nur durch die Rechner der Umfrageindustrie, Tabellen erstellen, die Soziales repräsentieren. Und diese Wissenstechnologie generiert Subjekte, die nur ihr eigen sind und allenfalls vom Wortlaut her noch an eine „deliberative Staatsbürgerschaft" erinnern. Mit Hilfe der Meinungsforschung kann von den Amerikanern, den Schweizern, den Franzosen gesprochen werden, aber immer in bezug auf die Ziffernreihen; die Tabellen lassen sich dabei beliebig transformieren, verrechnen, so dass aus ihnen die französischen Arbeiter, die „weißen" Soldaten, die Frauen, die Städter und Städterinnen, die gesamte Bevölkerung, die Alten, die Arbeitslosen, die Ostdeutschen vor und nach der Wende ebenso erwachsen wie die männlichen Sozialdemokraten, hochgebildete und arbeitslose.

Damit stellt sich konsequenterweise die Frage, ob womöglich die entscheidende Leistung der Meinungsforschung nicht das Erfassen von Meinungen darstellt, welche den Diskurs um sie in Gange hält, sondern die anscheinende nebensächliche Tatsache, dass in ihr soziale Kollektivsubjekte zu sprechen beginnen, ihnen eine Stimme und damit eine Realität verliehen wird. Schon bereits Gallups „Durchbruch" im Jahre 1936 legt dies bei genauerem Hinsehen nahe: er hat Aufsehen erregt nicht durch die Vermessung von Meinungen, sondern indem er auf die Existenz von unterschiedlichen sozialen Gruppen mit unterschiedlichen Politiken hingewiesen hat und in seiner Arbeit berücksichtigte. Doch dies besagt keineswegs, dass es sich bei den Tabellen der Meinungsforschung um willkürliche Konstruktionen, um Imaginäres, um Falschheiten handelt. Im Gegenteil, die vorliegende Untersuchung hat gezeigt, wie die Zeichen, an sich polysem und in ihrer Bedeutung nie endgültig festlegbar, wie also eine schier unendliche Fülle von Bedeutungen, her-

gestellt durch eine Unzahl von Sprechhandlungen und nicht-diskursiver Praktiken, als geordnete Aussagen erscheinen und damit soziale Objekte gleichsam aufgrund einer sozialen Praxis systematisch konstituiert und in den öffentlichen Diskurs eingespeist werden. Diese systematische, gleichsam maschinelle Konstitution von Gegenständen ist letztendlich auch dafür verantwortlich,[1103] dass das produzierte „Wissen" der Meinungsforschung notwendigerweise so radikal anders ist als die Vorstellung eines sinnhaft sprechenden Menschen, dass sich kaum mehr von einer Transformation, eines Zerfalls der Idee der „Meinung" oder gar der Deformation eines ehedem ehrwürdigen Konstrukts der „öffentlichen Meinung", sprechen lässt. Wenn nun aber, wie die These dieser Arbeit lautet, das Wissen der Meinungsforschung so radikal anders ist, als dasjenige des „Meinens", „Abwägens", „Interpretierens" und „Entscheidens", woher ruht dann seine Begehrlichkeit? Worin fußt gleichzeitig die Persistenz der Kritik?

Um nunmehr abschließend eine Antwort auf diese Fragen vorzulegen, welche diese Untersuchung leiteten, muss noch einmal das „paradigmatische Beispiel" der Vorhersage der amerikanischen Wahlen des Jahres 1936 in Erinnerung gerufen werden, welches die Meinungsforschung popularisierte und sicher auch mit begründete. Die genealogische Diskussion hat deutlich gemacht, dass es sich bei diesem Ereignis mitnichten um eine Erfindung handelt in dem Sinne, dass neues Wissen generiert wird, sondern sich eine Neuorganisation bestimmter Techniken innerhalb einer diskursiven Formation (damit ist die Originalität Gallups sicher aufrecht erhalten) ereignete. Die repräsentativen Samples hingegen erregen gerade deshalb Aufmerksamkeit, weil sie zunächst nicht die politische Gesellschaft als Referenz auffassen, sondern „lediglich" die Wahlen. Sie repräsentieren bei ihrem Durchbruch die Logik der Wahlen und nicht wie die Wahlen selbst, die politische Gesellschaft. Damit vergegenständlichen sie gleichsam eine Repräsentation zweiter Ordnung, deren Tabellen, selbst immer überprüfbar, auf die Tabellen der Wahlen referieren. Aber beide Praktiken finden innerhalb einer diskursiven Formation statt, wenn auch die Meinungsforschung bereits auf einer ersten Ebene der Epistemologisierung arbeitet, indem sie Techniken der mathematischen Statistiken anwendet. Die diskursive Formation misst sich gleichsam über die Wahlprognose selbst: sie fußt auf einem innerhalb dieser Formation generierten Gegenstand, der als solcher bereits institutionell gesetzt und legitimiert ist: die Erzeugung einer politischen Repräsentation über das Zählen und damit Gleichsetzen von Äußerungen.

[1103] Darauf hat schon Saussure (1967) hingewiesen, als er sich weigerte, die Arbitrarität der Zeichen mit einer willkürlichen Setzung gleichzuschalten.

Doch die Wahlprognosen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen, verkörpern keineswegs die Alltäglichkeit der Meinungsforschung. Diese trat mit der ersten Publikation in der Washington Post bereits vor Gallups Durchbruch zu Tage. Und bei der entsprechenden Ankündigung ihres Programms legte die Meinungsforschung das Wissen einer diskursiven Formation, der Repräsentation durch Zählen und Tabellieren, gleichsam über eine andere Form der Aussage: des Argumentierens, des Einschätzens, des Wollens und Begehrens, der Befürchtungen und der Unsicherheit. Nun aber zeigt sich bereits bei der Publikation in der Washington Post paradigmatisch, dass die Meinungsforschung keineswegs als homogener, in sich konsistenter Wissensblock an die Öffentlichkeit tritt, sondern vielmehr den Diskurs des Arguments, der Interpretation und der Einschätzung zunächst durchaus noch integriert. Politische Gespräche werden ausführlich zitiert und interpretiert. Die Aussage über das Ganze – „*die* Amerikaner sind der Ansicht, dass...“ – wechseln mit anderen Aussageformen, bei der auch individuell geführte politische Gespräche interpretiert werden. Die alltägliche Konversation selbst bleibt hierin, das hat auch die theoretisierende Einführung der Meinungsforschung durch Gallup und Rae gezeigt, immer noch ein wesentlicher, begründender und plausibilisierender Bestandteil der Matrix selbst.

Doch diese Inkonsistenz, bei der sich gleichermaßen zwei Wissensformen überlagern – diejenige des interpretierenden Verstehens und diejenige der tabellarischen Repräsentation –, diese Durchbrochenheit zeigte sich indessen merkwürdig gespiegelt auch in der harschen Kritik der Meinungsforschung selbst, exemplarisch dargestellt durch Rogers Arbeit, in der er gleichsam „stilbildend“ kritisiert, dass die geäußerten Zeichen Ergebnis von Einschätzung, Kompetenz und Entscheidung sind, just die sinnstiftende Tätigkeit von Subjekten angesichts der politischen Probleme einer Gesellschaft stillschweigend gegeben sei. Wollen nun die Vertreter der Meinungsforschung zeigen, dass diese Kompetenz in der Tat existiert, müssen sie deshalb wieder auf das Gespräch zurückgreifen, in der das Zeichen „ja“ oder „nein“ als Bestandteil eines sinnhaften Diskurses erscheint. Der Kritik aber, dass die entsprechenden Voraussetzungen einer Meinungsbildung gesamthaft nicht vorhanden seien, verbleibt deshalb nur jene Form von Aussagen heranzuziehen, die selbst aufgrund einer numerischen Abstraktion einer Vielzahl von Konversationen hergestellt werden. Rogers schreitet denn zu nichts weniger als zur Staatskundeprüfung für die Bevölkerung, die mit denselben Formationsregeln der Meinungsforschung arbeitet, um zu zeigen, dass sie keine „Meinungen“ zu messen vermag.

In dieser Hinsicht radikaler und stringenter artikuliert eine doppelte Hermeneutik die diskursive Ordnung der Meinungsforschung, indem sie auf den subjektiven Bedeutungshorizont der Interviewsituation selbst fokussiert. Die in einer Interviewsituation geäußerten Zeichen sind immer in einen sinnhaften Kontext des Menschen eingebettet, als dessen Bestandteil sie fungieren; ein Kontext, der mit verstanden werden muss, soll die Bedeutung der Zeichen selbst verstanden werden. Doch das damit entstehende komplexe Geflecht von unterschiedlichen Interpretationen und Deutungsmustern werde von den Techniken der Meinungsforschung zu einer an sich geltenden und unproblematischen Bedeutungsordnung plangewalzt, so die Kritik. Freilich, was umfaßt genau der spezifische Sinnhorizont des zu interpretierenden Menschen, welches sind die Unterscheidungsmerkmale eines unhinterfragten Bedeutungskontextes gegenüber anderen Sinnhorizonten, der die betrachtete Person selbst als sinnstiftendes Subjekt hervortreten lässt? Durchzieht nicht eine ganze Ordnung von Bedeutungen von Zeichen den „Sinnhorizont" selbst, der sich damit niemals auf das erkennende Subjekt reduzieren lässt? Und auch wenn dem fraglos zugestimmt würde, aufgrund welcher Kriterien lässt sich der vorgegebene Sinn von jenem, den der betreffende Mensch selbst setzt, unterscheiden? Ist der „Mensch und sein Doppel", so fragt Foucault, als untersuchendes und untersuchtes Subjekt nicht ebenso eine Idee, eine Form von Wissen, geschlagen mit einer notwendigen Armut bei ihrer Aussageerzeugung wie das Tableau der Repräsentation? Weshalb geht eine doppelte Hermeneutik davon aus, dass es ein sinnstiftendes Subjekt gibt, das sich verstehen lässt? Bedienen sich die Methoden, die ihr folgen, zur Untersuchung von sinnhaften Handeln, um sich zu versichern, dass wirklich Sinn vorliegt, nicht einer eigentlichen „Geständnistechnologie",[1104] einer Technologie, aufgrund derer die Individuen den individuellen Sinn ihres Handelns eigentlich zu gestehen haben, so dass es der Interpretation zugänglich wird? In der Tat ließe sich mühelos zeigen – dies wäre allerdings ein anderer Untersuchungsgegenstand – wie die Methoden der interpretativen Sozialforschung lückenlos aus der Technologie des polizeilichen Verhörs hervorwachsen.[1105]

[1104] Dreyfus und Rabinow, 1987, S. 210.

[1105] Einen Höhepunkt erreichte die Methode solcher Untersuchungen, die sich an die Institution des Verhörs anlehnte, in den Enqueten des britischen Parlamentes, das Berichte von Sonderausschüsse für seine Gesetzgebung einholte. Den Kommission gehörten neben Abgeordneten auch Interessenvertreter an, die durch Berichte von Fabrikinspektoren ergänzt wurden. Die Befragten wurden in eigentliche Verhöre verwickelt. Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel schreiben hierzu: „Das Schwergewicht des Verfahrens lag in der mündlichen Einvernahme von 'Zeugen' und Auskunftspersonen im Kreuzverhör, denen nötigenfalls Widersprüche zu anderen Aussagen vorgehalten wurden." (Lazarsfeld-Jahoda und

Mit anderen Worten, wenn die Kritik der doppelten Hermeneutik fraglos gelten sollte, müsste dann nicht das, was erst die Geltung von Subjektivität und Bedeutung ermöglicht und deshalb notwendigerweise *nicht* als Subjekt und Bedeutung begriffen werden kann, auch ins Augenmerk fallen, wenn kritisiert wird, dass die Sinngebung und der Bedeutungshorizont in den Tabellen der Meinungsforschung entfällt?[1106] Doch die erwachte „Hermeneutik des Verdachts"[1107] erweist sich hierin als unerbittlich und wendet sich so notgedrungen auch gegen sich selbst: jedes Verhalten kann einen anderen Sinn haben, jedes Zeichen ist an sich vieldeutig. Die „Subjekt"-Sozialwissenschaften, so folgern Dreyfus und Rabinow, müssen deshalb notwendigerweise „instabil bleiben", sie können nie „normal" werden, sie können der tabellarischen Repräsentation nie und nimmer eine alternative repräsentierende Ordnung gegenüberstellen.[1108] So ist der beständige Verdacht an die Stelle der allumfassenden Geltung getreten; der Verdacht ist *allgegenwärtig*, nachdem die fraglose Repräsentation ihre Kraft und die Sprache ihre unschuldige Transparenz verloren haben. Wie sehr keineswegs eine Wissensform bloß kritisiert oder dekonstruiert wird, sondern die Kritik gleichzeitig eine alternative „Ordnung der Dinge" artikuliert, zeigt sich gerade in der Auseinandersetzung um die statistische Repräsentation besonders deutlich. Die Vorstellungen des Organismus und der Funktion, die bei Blumer in der beinahe ebenfalls paradigmatisch zu nennenden Kritik an der Idee der statistischen Repräsentation erscheinen, tauchen im Gleichzug wie die Hermeneutik und die Interpretation, so Foucault, als Antwort auf das Zerbrechen des Tableaus auf, sie sind, weder kenntnisreicher noch falscher, Ausdruck einer neuen diskursiven Formation.[1109] Doch die Denkfigur der Repräsentation über ein Tableau vermag wiederum selbst noch immer subjektivierendes Wissen zu hinterfragen. Wenn eine Äußerung interpretiert wird und aufgrund dieser Interpretation eine breitere Einsicht entsteht, wird die Idee der klassischen Repräsentation stets präsent sein, und die Frage bleibt im Raum stehen, warum genau diese verallgemeinernde Erkenntnis gerechtfertigt sei. Jegliche Form allgemeiner Aussagen über ein gesellschaftliches Ganzes, hergeleitet

Zeisel., 1933, S.93f.). Zu denselben Erkenntnis der Bedeutung des polizeilichen Verhörs für die Sozialforschung gelangt auch Kern (1982, S. 69). Im übrigen hat das aufmerksame Interesse der soziographischen Studie „Die Arbeitslosen zu Marienthal" für die Geschichte der Sozialforschung nicht zuletzt auch ihre Begründung in einem Versuch diese hier thematisierte Kluft zwischen Hermeneutik und quantifizierenden Sozialwissenschaften durch eine soziographische Praxis zu überwinden (vgl. Volk, 1991, S. 71).

1106 Dreyfus und Rabinow, 1987, S. 213.

1107 Dreyfus und Rabinow, 1987, S. 214.

1108 Dreyfus und Rabinow, 1987, S. 213f.

1109 Deshalb artikulierte Blumer die Idee des Organismus gegenüber der Repräsentation und betrieb selbst interpretierende Sozialforschung.

über individuelle Äußerungen, ist davon bedroht, sich noch an der zwar gescheiterten, aber nach wie vor bestehenden Repräsentativkraft des Tableaus messen lassen zu müssen.[1110] Folgt man nun Foucaults Einschätzung in der „Ordnung der Dinge", dann scheinen in der Debatte um die Meinungsforschung tatsächlich verschiedene Zeitalter miteinander zu hadern.

8.1. Die imaginierte Präsenz und die unerreichbare Gesellschaft

Wenn nun deutlich hervortritt, dass der gemeinsame Ort im Diskurs um die Meinungsforschung sich dadurch ergibt, dass die „großen Analyseformen unseres Zeitalters",[1111] nämlich die der Interpretation und der Formalisierung in der Vorstellung des sprechenden Menschen aufeinanderprallen, so ist die letzte Frage, nämlich diejenige nach der inhärenten „Logik" der Verkettung der konkurrierenden diskursiven Ordnungen noch offen. Dem Aufeinanderprallen zweier Wissensformen über die Gesellschaft – die eine der klassischen Repräsentation noch verpflichtet, die andere dem sinnverstehenden Menschen – haben Dreyfus und Rabinow korrespondierende Formen der Sozialwissenschaften, nämlich die „objektivierende" und die „subjektivierende" Sozialwissenschaften gegenübergestellt, die auf den unterschiedlichen Figuren des repräsentierenden Tableaus und der Interpretation basieren. Die Relation zwischen beiden Ordnungen konzipieren Dreyfus und Rabinow gleichsam als ein Nebeneinanderher mit spezifischen Problemen, bei der „jede Art von Sozialwissenschaft" eine „wichtige Teilansicht" entwickeln könne.[1112] Es sei an dieser Stelle dahingestellt, ob sich daraus eine ergänzende Perspektive zu ergeben vermag, die Hoffnung jedenfalls begleitet die Sozialwissenschaften seit langem.[1113] Eine solche Parallelisierung der beiden Wissensformen vermag jedoch die hier gemachte Beobachtung nicht zu erklären, dass das Wissen der Meinungsforschung einerseits begehrt ist, andererseits aber so sehr kritisiert wird, dass die Idee einer bloßen Er-

[1110] Es wäre zu diskutieren, inwiefern die entsprechenden Argumente auch in Form einer „Induktionskritik" erscheinen. Vgl. Popper, 1994, I. Kapitel.
[1111] Foucault, 1991, S. 364.
[1112] Dreyfus und Rabinow, 1987, S. 214.
[1113] Bereits seit der soziographischen Studie zu den „Arbeitslosen von Marienthal" von Lazarsfeld-Jahoda und Zeisel (1933) (vgl. das Interview mit Zeisel in Volk, 1991) taucht diese Hoffnung auf und wird von Dreyfus und Rabinow (1987, 215) als Suche nach einer „interpretativen Analytik" wieder aufgenommen.

gänzung kaum in Betracht kommt.[1114] Die abschließende These dieser Arbeit besagt nun, dass diese Verkettung aufgrund einer Problematik entsteht, die in *beiden* der diskutierten Ordnungen drängt und gerade deshalb der Raum der Entzweiung, der sich über der Meinungsforschung entfaltet, zu einem Ort des Vergessens dieses möglicherweise subversiven Drängens oder „Wissens" wird. Mit anderen Worten: Die Antwort auf diesen vermeintlichen Widerspruch der Verkettung, die an dieser Stelle vorgeschlagen wird, soll lauten, dass die Ergebnisse der Meinungsforschung *und* die Kritik an ihr nicht nur heillos miteinander verhangen sind, sondern darüber hinaus in der damit enthaltenen unüberwindliche Spannung ein eigentlicher Bericht zu finden ist, der jenseits der artikulierten Argumente steht.

Um diese abschließenden Überlegung darlegen zu können, ist noch einmal die Vergegenwärtigung vonnöten, dass die Meinungsforschung nicht nur repräsentiert, sondern auch jenes Wissen erst herstellt, das sie bearbeitet: sie evoziert durch die Befragungssituation die Zeichen, die sie erst in ihr Aussagensystem über Zahlenmatrizen einbindet, und es sind diese Zeichen, die sogleich unter den Verdacht fallen, etwas anderes – oder nichts – zu bedeuten, sobald sie auf Aufmerksamkeit stoßen. Das seit Rogers etablierte Argument aber, dass sich eine soziale oder politische Entität mit den Mitteln der Meinungsforschung nicht repräsentieren lässt, beinhaltet bereits die Auffassung, dass von der Existenz gerade dieser Entität, der (politischen) Gesellschaft, ausgegangen wird, wenn auch in anderer Gestalt. Diese Arbeit hat einige solche „gegenläufige" Artikulationen im Diskurs der Kritik aufgeführt: es sind dies die politische Klassengesellschaft, die Gesellschaft als Organismus, als sozialer und politischer Raum, als politisches System, als zerfallende oder funktionierende Öffentlichkeit. Ein alternatives „Ganzes" erscheint so gleichsam hinterrücks in der Kritik an seiner tabellarischen Darstellung, ein Umstand, der in einer archäologischen Perspektive, die ein Augenmerk darauf richtet, wie Gegenstände diskursiv gebildet werden, aufhorchen lassen muss. Doch die damit verbundene Problematik einer unterstellten Einheit ist eigentümlicherweise selbst schon in Gallups initiierenden Ausführungen deutlich erkennbar, und es darf wohl als besondere Qualität bezeichnet werden, dass sie ausdrücklich benannt wurde. Die Conclusio von Gallups Princeton-Rede lautet zwar, dass er hoffe, mit der Technologie der Meinungsforschung einen Raum zu schaffen, in dem sich die ganze Nation versammle, im Sinne eines Repräsentiert-

[1114] „Heute sind Umfragen aus dem politischen und dem Wirtschaftsleben und aus vielen anderen Bereichen nicht mehr wegzudenken. Doch das Misstrauen ist geblieben", so Noelle-Neumann (Noelle-Neumann und Petersen, 1996, S. 21).

seins.[1115] Die ausführlichere Diskussion in *The Pulse of Democracy* indessen zeigte, dass Gallup gleichzeitig auch von der amerikanischen Gesellschaft als höchst fragmentierte Realität ausging, die nicht *eine*, sondern eine Vielzahl von *Öffentlichkeiten* aufweist, in denen gar Sichtweisen existieren, die sich fundamental widersprechen („fundamentally opposed views").[1116] Darauf folgt konsequent die Begründung, dass gerade aufgrund dieser Tatsache die Gesellschaft erst auch strukturiert werden müsse, um ein Abbild der relevanten Verhältnisse in der Öffentlichkeit zu erwirken.[1117] In dieser Hinsicht anerkennen Gallup und Rae den artifiziellen Charakter der Meinungsforschung durchaus. Mehr noch: den Anspruch die öffentliche Meinung zu repräsentieren, relativiert Gallup in seiner Princeton-Rede nochmals deutlich: die Ergebnisse der Meinungsforschung stehen nicht alleine als Bild der „öffentlichen Meinung" im politischen Raum, sondern als eine Form von Artikulation, die mit anderen Artikulationen eigentlich konkurriert.

Aus der Perspektive methodischer und theoretischer Schulmeisterlichkeit muss diese Inkonsistenz in der Begründung der Meinungsforschung Grauen erregen: Mal wird die „öffentliche Meinung" als Ganzes über die Ergebnisse der Meinungsforschung repräsentiert, dann wieder ist die Rede von radikal sich widersprechenden Diskursen, die in den verschiedensten *Öffentlichkeiten* sich etablieren und folgerichtig die Repräsentation einer „öffentlichen Meinung" als Ganzes verunmöglichen. Mal *misst* die Meinungsforschung die „öffentliche Meinung", mal ist sie selbst Bestandteil der „öffentlichen Meinung", die sich in einem Spiel unterschiedlicher Artikulationsformen ergibt. Ist diese Unfähigkeit, sich konsistent zu begründen, die Ursache davon, dass die disziplinäre Matrix es nicht schafft, den Status einer normalen Wissenschaft zu erreichen? Oder liegt, um Mittelstrass zu paraphrasieren, in diesen Widersprüchlichkeiten die „Wahrheit des Irrtums", die die Meinungsforschung an den Tag bringt?[1118] Der zweiten Vermutung folgt die vorliegende Arbeit mit folgendem Argument: Die Geschichtslinie, welche die Meinungsforschung selbst etabliert, sieht die Meinungsforschung in der Tradition der Problematik einer „öffentlichen Meinung", einer „öffentlichen Meinung", die selbst ein Ganzes, die politische „Nation" repräsentieren soll und deshalb auch Integrationskraft besitzt.[1119] Zu dem Wissen über die „öffentliche Meinung" der Nation könne die Meinungsforschung nun verhelfen. Diese Tradition, in die sich Gallup stellt, ist

[1115] Vgl. die Seiten 86ff. dieser Arbeit.
[1116] Gallup und Rae, 1940, S. 62. Vgl. zur Diskussion die Seiten 140ff. dieser Arbeit.
[1117] Vgl. die Seite 140 dieser Arbeit.
[1118] Mittelstrass, 1989, vgl. insbesondere die Ausführungen im 4. Kapitel.
[1119] Hölscher, 1978, S. 451 und 456.

umfassender als die Geschichtsschreibung der Disziplin selbst: gerade deshalb hat sie zur Begründung der symbolischen Ordnung der Meinungsforschung gereicht.

Doch in der politischen Theorie, die dem Ideal einer deliberativen Öffentlichkeit folgt, sei es nun dem Modell der hellenischen Öffentlichkeit oder demjenigen des *New England Town Meeting*, findet sich notwendigerweise die Vorstellung, dass eine bereits existierende Einheit, die Gesellschaft existiert oder sich konstruieren lässt, innerhalb derer das politische Ideal sich verwirklichen ließe. Deshalb ist der utopische Gehalt der Ausführungen sowohl Bryce' wie Gallups' überdeutlich. Doch als Schatten dieses Ideals findet sich auch das Problem, dass die Einheit nicht gegeben oder nicht erreichbar sein könnte, innerhalb derer sich das Ideal verwirklichen ließe. Gleichsam parallel zu diesem vereinheitlichenden Ideal der „öffentlichen Meinung" und der „bürgerlichen Öffentlichkeit", dem Bryce und Gallup folgen, hat sich aber auch eine Auffassung etabliert, dass selbst für die Zeit der Blüte der bürgerlichen Öffentlichkeit nicht von einer disputierenden und räsonierenden Öffentlichkeit ausgegangen werden kann. Nicht um die „richtige" Denklinie oder politische Tradition aufzuzeigen, sondern nur um das in einer bestimmten Situation Denkmögliche zu artikulieren, soll hier exemplarisch an Disraelis Auffassung der „two nations" erinnert werden, dargestellt in einer Arbeit, die trotz ihrer Bedeutung bezeichnenderweise weder in Bryce' Ausführungen, noch in Rogers' Kritik, noch in Gallups Diskussion erscheint. In seinem 1845 Werk *Sybil, or the two nations* verwarf Disraeli, noch vor seinem politischen Aufstieg, konsequent die Vorstellung einer einheitlichen „Nation". Er schildert die anwachsende soziale Verwerfung durch die Industrialisierung, gestützt auf eigene Erkundigungen und auf amtliche Statistiken,[1120] und sah die soziale Kluft als so groß, dass sich nicht mehr von *einer* Gesellschaft sprechen lässt, vereinheitlicht unter der Repräsentation eines Königtums. Bezeichnenderweise muss dieser damals wohl provozierende Gedanke von einem „Fremden" geäußert werden:

> 'Well, society may be in its infancy', said Egremont, slightly smiling; 'but, say what you like, our Queen reigns over the greatest nation that ever existed'.
>
> 'Which nation?' asked the younger stranger, 'for she reigns over two.
>
> The stranger paused; Egremont was silent, but looked inquiringly.

[1120] Blake, 1966, Chap. VIII.

> 'Yes', resumed the younger stranger after a moment's interval. 'Two nations; between whom there is no intercourse and no sympathy'; who are as ignorant of each other's habits, thoughts, and feelings, as if they were dwellers in different zones, or inhabitants of different planets; who are formed by a different breeding, are fed by a different food, are ordered by different manners, and are not governed by the same laws.
>
> 'You speak of –', said Egremont, hesitatingly
>
> 'The Rich and the Poor'.[1121]

Es existiert keine Gesellschaft. Was als solche erscheint, ergibt sich über die Begenung von Bewohnern fremder Welten, die sich in völliger Verständnislosigkeit gegenüberstehen. Die Sozietität ist radikal diversifiziert, so dass sich nicht mehr von einer symbolischen und sozialen Einheit sprechen lässt.[1122] Disraelis Vorstellung der Gesellschaft widerspricht damit Bryce Einschätzung eines „dritten Stadiums" der Demokratie, in dem eine integrierende „öffentliche Meinung" existiert, radikal. Dass kein *intercourse* in einer vorgegeben Ordnung vorhanden ist, bedeutet für Saussure, für den dem Konzept des *intercourse* in seiner Theorie bemerkenswerterweise eine zentrale Bedeutung zukommt, nichts weniger, als dass keine gemeinsame Sprache möglich wäre, keine symbolische Ordnung entstehen kann, die Sprechakte generiert, die wiederum allgemein verständlich wären und erst Deliberation ermöglichen.[1123] Wäre es vorstellbar, dass diese Ahnung der Unerreichbarkeit einer Interdiskursivität ob der Risse einer Gesellschaft, die ihre Einheit nicht gefunden oder verloren hat, das „positiv" Unbewusste des Ansatzes ist, den Gallup

---

1121 Disraeli, 1906, Vol. I, S. 93; Hervorhebung von mir.

1122 Dieses Denkmögliche bleibt, insbesondere wenn H.G. Wells (1996) interessierter Blick auf die Gesellschaft berücksichtigt wird, im Gedächtnis der Literatur aufbewahrt. Die beiden Nationen Disraelis erscheinen in ferner Zukunft als nichts anderes als sich völlig unverständliche Gattungen von Wesen selbst.

1123 Gleichsam „hinter" dem Sprachvermögen, also *langue* und *parole* vereinigt, steht letztendlich nach Saussure nur eine Kraft, die Saussure *intercourse* nennt. Der Begriff existiert in der Form nur im Englischen und meint etwa „Umgang, Verkehr, soziale Beziehungen, Kommunikation" (Vgl. Anmerkung der Herausgeber im *cours français*, 1995, S. 281). Dem Bestreben der Sprachen, sich durch den *intercourse* nachzuahmen und sich damit stetig ähnlicher zu werden, tritt das Bestreben zur Differenzierung entgegen, wenn dieselbe Kraft *innerhalb* eines sprachlichen Gebietes, beispielsweise durch Isolation, selbst stärker ist, als diejenige, die durch den Kontakt mit der Außenwelt entsteht. Die partikularistische Kraft erweist sich deswegen als nichts anderes als die *negative* Seite der einigenden Tendenz durch den *intercourse*. Weil die Stabilität der arbiträren Zeichen vornehmlich durch sozialen Zusammenhalt gewährleistet wird, ist die Ursache für partikularistischen Tendenzen nicht in der begrenzten Kraft des spezifischen *intercourse* selbst zu suchen, sondern in denjenigen gesellschaftlichen Faktoren, welche dieser Einigung entgegenstehen (Saussure, 1967, S. 250).

etabliert?[1124] Dies würde bedeuten, dass Gallup sehr wohl um die Schwierigkeit, vielleicht Unmöglichkeit wusste, eine nationale politische Gesellschaft als Ganzes zu repräsentieren. Weshalb sonst hätte er die radikal differente Sichtweisen in der Gesellschaft anerkannt und dennoch seine Interviewer den sozialen Raum durcheilen lassen, um ihm zu einer Wirklichkeit zu verhelfen?

Denn die Einschätzung der abwesenden Interdiskursivität ist keineswegs mit Disraelis Konzept der *Two Nations* verschwunden; diese Vorstellung ist im Gegenteil mit mehr oder weniger großer Intensität und in unterschiedlichen Formen präsent, jedenfalls mindestens ebenso präsent wie die Vorstellung einer existierenden gemeinsamen politischen Öffentlichkeit, die sich gegenüber Beobachtung jeglicher Art als transparent erweist. Die Vorstellung eines „Ganzen", die letztlich jeglicher Form einer repräsentativen Untersuchung zugrunde liegt, hat nach wie vor einen schlecht Ruf, bleibt zumindest „schwierig," weil sie sich stets als Setzung offenbart – völlig unabhängig davon, ob sich in der Tat soziale Gegebenheiten verändert haben oder nicht.[1125] Einmal bezweifelt und dekonstruiert, ist die fraglose Geltung der Repräsentation dahin, unabhängig von der Frage, auf welche Weise sich die zugrundeliegende „Ganzheit" noch rekonstruieren ließe. Die Möglichkeit der Repräsentation eines nationalen Raumes als soziale Entität, sowohl für die de facto darin Handelnden wie auch als analytische Bestimmung gilt entsprechend als ein fragwürdiges Unterfangen. Der Gehalt des nationalen Raumes erschöpft sich allenfalls in administrativ-rechtlichen Kategorien und lässt darüber hinaus keine weitere sinnvolle symbolische und soziale „Kartographierung" mehr zu, wie Fredric Jameson ausführt. Die symbolische Ordnung des Nationalstaates als Bestimmung von Nähen und Distanzen, als symbolische Vergegenwärtigung des Sozialen, habe ihre Geltungskraft verloren.[1126]

Freilich beruht eine repräsentative Untersuchung im Sinne der Meinungsforschung exakt auf dieser Vorstellung, dass die rechtlich-administrative Verwaltung des Sozialen, die letztlich über ihre Kataloge die Basis für das statistische Konstrukt der Repräsentativität bereitstellt, stets auch eine breitere symbolische Ordnung vergegenwärtigt, aufgrund

[1124] Gegen diese Idee der radikalen Differenz, in der die Vorstellung einer Kommunikationsgemeinschaft mit allgemein geteilten verbindlichen Regeln, einer Sprache (langage) also, die sowohl Gallups Vorstellung des nationalen Raums, wie Habermas Idee der „bürgerlichen Öffentlichkeit" zugrunde liegt, radikal negiert wird, musste bekanntlich nicht zuletzt Habermas immer wieder ankämpfen, wie das Vorwort zur Neuauflage des „Strukturwandels der Öffentlichkeit" eindrücklich zeigt. Vgl. Habermas, 1990, insbesondere die Seiten 15ff.

[1125] Welsch, 1991, S. 121.

[1126] Jameson, 1989, S. 98 ff.

derer sich die Gesellschaft vermessen ließe, gerade weil sie selbst noch breitere Geltung für die Menschen besitzt. Mehr noch: nicht nur die fraglose Existenz sondern auch die Wünschbarkeit einer Repräsentation der (nationalen) Gesellschaft ist selbst als solche in Frage gestellt: so besteht die Befürchtung, dass jegliche Repräsentation eines Ganzen sich gezwungenermaßen immer autoritär gegenüber dem zu Repräsentierenden verhalten muss. Schon Foucault hat diesbezüglich festgestellt, dass das allgemeine Tableau die „Seinsweise" der „Natur" und der „Einzelwesen" eigentlich befehligt.[1127] Die Vorstellung der Repräsentation setzt darüber hinaus die Existenz einer Ganzheit voraus, so Wolfgang Welsch und „gesetzte Ganzheit wäre bemächtigte Ganzheit und verabsolutiere Partialität."[1128] Doch ebenso wie für Jameson ist auch für Welsch die Idee einer zu repräsentierenden Ganzheit nicht nur nicht wünschbar, sie verbleibt auch objektiv unerreichbar. Jede soziale und symbolische „Einheit", so Welsch, droht allenfalls noch „virtuell" zu existieren, gerade weil sie angesichts der fortgeschrittenen „Diversifikation" und „Fragmentierung" des sozialen und kulturellen Raumes[1129] de facto scheitern muss. Welsch begründet dies aufgrund derselben Annahme, die auch schon Kuhn zur Einführung des Inkommensurabitätsbegriffs geleitet haben. Die symbolische Repräsentation einer Einheit verhält sich zum Sozialen „an sich" wie ein Messinstrumentarium zur Fülle der Natur: ebensowenig wie die über das Messinstrumentarium erstellte Symbolisierung mit der Natur selbst identisch ist, ist die Repräsentation einer sozialen Einheit mit dem Sozialen schlechthin eins zu setzen – mit derselben Konsequenz für die Inkommensurabilität des Symbolischen wie in der Wissenschaft. Das, was Kuhn als Inkommensurabilität der Lexika in der Wissenschaft beschreibt, durchzieht nun, so diese Auffassung, den ganzen kulturellen und sozialen Raum.[1130] Dies bedeutet nun keineswegs, dass die Vorstellungen, dass es Einheit gäbe, verschwunden wäre – im Gegenteil, vielleicht multiplizieren sich die Vorstellungen von „Einheit" unter Umständen gerade deswegen. Welschs Auffassung bezeichnet vielmehr den Umstand, dass die großen Geschichtstheorien und Gesellschaftstheorien ihre allumfassende Repräsentation verloren haben und vor der „Heterogenität" der verschiedenen „Sprachspiele" in der Gesellschaft notwendigerweise resignieren müssen.[1131] Hier zeigt sich indes auch die Grenze der Übertragbarkeit des Inkommensurabilitätsbegriffs der Wissenschaftstheorie auf eine Gesellschafts"theorie". Denn im Gegensatz zur „Natur", die sich über eine gewisse Zeit durch-

[1127] Foucault, 1991, S. 261.
[1128] Welsch, 1991, S. 126.
[1129] Welsch, 1991, S. 170.
[1130] Welsch, 1991, S. 126.
[1131] Lyotard, 1992, S. 16.

aus auch über ein Paradigma „beherrschen“ lässt, fehlt die Möglichkeit der Schließung eines Diskurses über die Gesellschaft nunmehr gerade aufgrund der „Natur“ dieser Gesellschaft selbst. Für Gianni Vattimo,[1132] wie für Lyotard[1133] und Jameson,[1134] ja selbst im gewissen Sinne für Habermas,[1135] sind es gerade auch die neuen Medien, Informationstechnologien und die neue Bedeutung der Kommunikation, die mitgeholfen haben, die großen Erzählungen, zu denen auch diejenige der „Nation“ und ihrer „Geschichte“ (beides streng im Singular) gehören, zu zersetzen, eine „Unübersichtlichkeit“ zu evozieren und die Polysemie der geäußerten Zeichen zu offenbaren. Mit der Metapher der schwindenden Repräsentationskraft des Tableaus ließe sich diese Auffassung wie folgt umschreiben: es ist nunmehr weniger die „Arbeit“, die das Tableau unterläuft, weil sie nicht in der *taxinomia* erscheinen kann, sondern die sich vervielfältigende Kommunikation, die eine Repräsentationsordnung eigentlich zersetzt und die Möglichkeit der Hegemonie eines Gesellschaftsbildes, der Bestimmung überhaupt, was „Gesellschaft“ ist, in eine vergangene Epoche verweist. Die sich ständig multiplizierenden Kommunikationsströme führen in dieser Sichtweise, „trotz aller Anstrengungen der Monopole und großen kapitalistischen Zentren“ letztlich zu „einer allgemeinen Explosion und Vervielfältigung von Weltanschauungen“ und einer ebenso „schwindelerregenden Vervielfältigung des „Wortergreifens“, so Vattimo.[1136] Damit einher schwinde eine stabilisierte Gewissheit über die Welt „an sich“[1137]: die „Intensität der Informationsmöglichkeiten“ „beeinträchtigt“ zunehmend die „Vorstellung *einer* Wirklichkeit.“[1138] Eine „Entropie“ der ehemaligen „Zentren der Einheit“ und des einheitlichen Vorstellungsvermögens ist bei Vattimo ebenfalls die notwendige Konsequenz.[1139] Die „generalisierte Kommunikation“ expandiert im Gegenteil hin zu einer „Vielfalt lokaler Rationalitäten“, die das Wort ergreifen. Doch die damit verbundene „Un-heimlichkeit“ (sic) einer immer zunehmenden Vielfalt von Stimmen und „Dialekten“ sieht Vattimo keineswegs als Zerfall oder gar Gefährdung. Vielmehr glaubt er, indem die eigene Sprache immer als eine von vielen aufgefaßt werde,[1140] an ein neues Ideal, das von der „Utopie“ als einheitlichem und vereinheitlichenden Ort, von dem „nicht

[1132] Vattimo, 1992.
[1133] Lyotard, 1992.
[1134] Jameson, 1989.
[1135] Habermas, 1985.
[1136] Vattimo, 1992, S. 17.
[1137] Vattimo, 1992, S. 19.
[1138] Vattimo, 1992, S. 18.
[1139] Vattimo, 1992, S. 38.
[1140] Vattimo, 1992, S. 22.

mehr viel übrig ist“,[1141] Abschied nimmt und sich dafür der Vorstellung einer „Heterotopie“ hingibt, einer Heterotopie die letztlich eine nicht reduzierbare Heterogenität als solche akzeptiert.[1142] Die Metapher des sozialen Raums wäre damit selbst hinfällig geworden.

Die Diskussion dieser Texte soll nun keineswegs suggerieren, dass eine Einheit unter Umständen nicht „existierte“ oder aber wissenschaftlich und theoretisch notwendigerweise bestimmt werden muss, um noch zu Aussagen über Soziales zu gelangen. Die Erörterung der entsprechenden Argumente sollte lediglich zeigen, dass eine solche Bestimmung jene allumfassende Geltungskraft, die sie sich selbst zuschreibt, unausweichlich entweder der Negation der postulierten Einheit selbst oder, weit fataler, vollends anderen Einheitsbestimmungen aussetzen muss. Allein das Vorhandensein dieser Texte, hierin „positiver Bestandteil“ eines breiteren Diskurses, genügt hierin fraglos als Nachweis der Existenz einer Problematik des nicht vorhandenen gesellschaftlichen „Ganzen“, unabhängig davon, ob die entsprechenden Texte als solche tatsächliche Umstände der Fragmentierung des Sozialen beschreiben.

In welchem Verhältnis steht nun aber die Meinungsforschung gegenüber der Bestimmung einer bewusst gewordenen Heterogenität und Disparität der sozialen Welt, gegenüber einem wirksam registrierten Verlust des „Ganzen“? Die Meinungsforschung verkörpert, nun wird die Problematik der Verkettung und des Raums der Entzweiung deutlicher, gerade jene Institution, die an der Grenze der diskursiven Formation operiert, die noch an der Möglichkeit der Repräsentation des Sozialen im Sinne eines „objektivierenden“ Tableaus festhält. Sie ist nicht das wissenschaftliche, epistemologisierte Zentrum der Sozialwissenschaften, dies hat sich deutlich gezeigt, und ihr Erscheinen bedeutete nicht einmal eine „Innovation“. Doch die Meinungsforschung bezeichnet, ohne selbst originär und einheitlich bestimmbar zu sein, einen eigentlichen Ort der Verwerfung diskursiver Formationen und zieht mutmaßlich gerade aufgrund dieses besonderen Ortes die Aufmerksamkeit auf sich. Sie markiert jene Grenze der objektivierenden Sozialwissenschaften, die mit anderen Diskursen unweigerlich konfrontiert ist, mehr noch, sie ist alleine über die Kontinuität ihrer Praktiken, welche die Logik der objektivierenden Sozialwissenschaften übernimmt, in diese anderen Diskurse eigentlich eingedrungen. Sie tritt unmittelbar an die Öffentlichkeit, operiert mit Kategorien, die in der heterotopen Landschaft der verschiedensten Diskurse entstanden sind und speist sie als Zahl und Tabelle

[1141] Vattimo, 1992, S. 88.
[1142] Vattimo, 1992, S. 94.

transformiert wieder an die Öffentlichkeit zurück, die sie verwundert, dankbar oder harsch kritisierend annimmt.[1143]

Bemerkenswerterweise vermag die oben diagnostizierte, obsolete Geltung des Ganzen aber gerade umgekehrt wiederum das Begehren nach der Meinungsforschung selbst zu erklären. Denn dem „Einen" und der „Einheit" verpflichtet, vermögen die Grafiken und Tabellen durchaus einen „Wiedererkennungseffekt" auszulösen, sinnlich wahrnehmbar das präsentierend, was ansonstend nicht existierte.[1144] Denn die Fragmentierung und die offensichtliche Heterogenität des Sozialen bedeutet keineswegs, dass das Begehren nach Einheit verschwunden wäre: die Einheit ist vielleicht primär gar „Objekt eines Wunsches", eines Wunsches nach einer Topographie des Sozialen und der symbolischen Ordnung, deren „Infragestellen" als „Bedrohung" empfunden wird, „Angst" und „Aggression" auslöst.[1145] Hierin käme der Meinungsforschung im politischen Feld eine eigentlich therapeutische Bedeutung zu.[1146] Doch wenn damit die Meinungsforschung unter Umständen ein tieferes Bedürfnis zu stillen vermag, nämlich die Existenz einer politischen Gesellschaft „nachzuweisen", weshalb dann die eigentümliche Verkettung der Ergebnisse der Meinungsforschung mit der Kritik? Sie ergibt sich wiederum aufgrund desselben Umstandes. Vattimos Position, die hier exemplarisch diskutiert wurde, ist von einem kaum verborgenen Optimismus geprägt, der die autoritären vereinheitlichenden Utopien verabschiedet sieht und sich mit einer sehr kommunikativen Gesellschaft, die sich dem befreiten Spiel der Differenzen hingibt, angefreundet hat. Doch bedeutet, um das düstere Bild Disraelis nicht verblassen zu lassen, die Artikulation einer Differenz wirklich notwendigerweise auch Kommunikation, das Erkennen eines „Anderen", eines Spiels, eines „intercourse"? Sind im Bereich der Artikulationen wirklich hinreichend jene Diversivitäten vorhanden, die eigentlich möglich wären? Oder in anderen Worten: wer besagt, dass es sich bei diesen differenten Artikulationen nicht bloß um isolierte „Diskursinseln" an der Oberfläche der Zeichenflut einer immer belangloseren Massenkommunikation handelt? Die Meinungsforschung war gerade angetreten, um politisches Sprechen, das in einer Zeit vergessen wurde, als die Demokratien bedroht schienen, an die Oberfläche der Öffentlichkeit zu bringen. „Does

[1143] Pörksen (1994) spricht in diesem Zusammenhang von einer eigentlichen "Mathematisierung der Umgangssprache".

[1144] Dieses Erlebnis, vermittelt über die Meinungsforschung, diskutiert Lübbe (1988).

[1145] Welsch, 1991, S. 126.

[1146] So betrachtet Bühl (2000, S. 243) die „Fiktion" der „öffentlichen Meinung", am Leben erhalten nicht zuletzt über die Konstruktionen der Meinungsforschung (S. 230f.), als „letztes Deutungsreservoir" für Politiker.

the forgotten man still feel forgotten?", lautet eine der Überschriften in der ersten veröffentlichten Meinungsforschung, und Jahrzehnte später, im Jahre 1996, schrieb Sidney Verba in einer *Presidential Note* der Vereinigung der amerikanischen Politikwissenschaft, dass der Wert der Meinungsforschung bei aller Problematik, die ihr anhaftet, darin liege, dass sie der Stille ein Stimme geben könne („can the quiescent gain a voice").[1147] Doch die Meinungsforschung ist, wie gezeigt, in ihrer Glaubwürdigkeit höchst verletzbar. Die Bemerkung, dass die Aussagen der Meinungsforschung absurd und ungerechtfertigt seien, ihnen nicht zu trauen sei, ist längst Allgemeinplatz. Die „eigene" Erfahrung, die Möglichkeit aufgrund der geäußerten Zeichen andere Aussagen zu formen, die harte methodische und soziologische Kritik, all dies zerstört die Repräsentationskraft der Tabellen sogleich.

Doch hier geschieht nun das Eigentümliche, das nunmehr hervortreten lässt, weshalb Meinungsforschung und Kritik eigentlich verkettet sind: Sobald die Ergebnisse der Meinungsforschung diskutiert werden und sei es nur als eine Reihe von Verneinungen und dabei ein Spiel der Kritik und Verteidigung entsteht, taucht notwendigerweise auch der Gedanke – und zeige er sich bloß in Form einer Erinnerung, einer kontrafaktischen Instanz oder selbst Utopie – an mögliche existierende politische Diskurse auf, die noch keiner Technologie ihrer Hervorbringen bedurften. Diese gelten stets sowohl als Maßstab der Begründung *wie* der Kritik der Meinungsforschung. Indem die Tabellen der Meinungsforschung zum Gegenstand einer Debatte avancieren, wird gleichsam, jenseits der konkreten Positionen dieses noch existierende Ideal einer politischen Gesellschaft eigentümlicherweise aktualisiert, und es stellt sich notwendigerweise die Wahrnehmung eines Verlusts, eines Mangels, oder einer Unmöglichkeit dessen ein, was ein politischer Diskurs sein könnte.

In dem damit verbundenen Streit um das politische Sprechen oder Schweigen, in der damit verbundenen „Armut" der Aussagen, in den unvermittelt sich offenbarenden leeren Stellen des Diskurses tauchen wie Schatten die politischen Bürger und Bürgerinnen auf, gleichsam Geister jenes von Gallup imaginierten *New England Town Meeting*, die sogleich verschwinden, wegtauchen, sobald sie bezeichnet, angerufen werden. War da jemand? Hat da jemand gesprochen? Dies ist vielleicht der tiefere Sinn der Meinungsforschung: Sie lenkt von einer Unerreichbarkeit ab. Diese These zumindest beantwortet, weshalb an der „Grenze" selbst inkommensurabler Diskurse eine eigentümliche Verkettung von Kritik und Wissensproduktion sich einstellt und nicht auflöst, son-

[1147] Verba, 1996, S. 7.

dern im Gegenteil sich durch das Spiel nicht verträglichen Wissens eigentümlich aufrechterhält. Findet diese Verkettung von Meinungsforschung und Kritik, diese Entzweiung aufgrund des immensen Feldes von Zeichen, das die Meinungsforschungsindustrie evoziert, gleichsam in einem leeren Raum statt? Hilft sie eine Leere zu vergessen, die sich jenseits dieser geäußerten Zeichen auftut, indem diese letztlich ein Feld ebensowenig reduzierbarer wie verallgemeinerbarer Singularitäten darstellen, ohne Referenz ins Außerhalb? Ist die Verkettung von Kritik und Meinungsforschung letztlich eine Therapie des Vergessens für jene, die auf real existierende politische Diskurse angewiesen sind?

Ob eine Leere jenseits des Feldes der Zeichen, die die Meinungsforschung und die Debatten um die Meinungsforschung generieren, besteht oder nicht, kann aufgrund des hier etablierten Blicks nicht beantwortet werden, ohne selbst in ein Aussagensystem einzusteigen, das sich in das Spiel der Inkommensurabilitäten verwickeln müsste. Die Vielfalt von Reden, geäußert von in demselben Raum und in derselben Zeit lebenden Menschen mit gewissen Gemeinsamkeiten, sind hier strikt als etwas „an sich" Bestehendes begriffen worden. Doch ebenso sehr ist diese Arbeit davon ausgegangen, dass eine selbst nicht reduzierbare Fülle der sozialen Welt an sich existiert. Foucault verwendet in seiner Archäologie der Humanwissenschaften auffallend oft den Begriff des „Murmelns".[1148] Er will damit „Geräusche des ontologischen Kontinuums" in Erinnerung bringen, die nicht in den vorgegebenen Aussagensystem aufgehen, der tabellarischen Repräsentation wie der Humanwissenschaften.[1149] Murmeln ist Sprechen, dessen Anfang und dessen Ende, dessen Einheiten nicht deutlich fassbar ist, murmeln ist potentiell unendlich und vermag zu beunruhigen, weil es konkrete Aussagen unterläuft. Mit der schwindenden Kraft der großen Repräsentationserzählungen, stets Bestandteil einer größeren Ordnung und diese auch legitimierend,[1150] tritt gerade das kaum erkenntliche Raunen womöglich deutlicher zutage. Denn der „Niedergang" der großen Erzählungen, so Lyotard, der dies am schärfsten beobachtet hatte, der Niedergang der großen Erzählungen, worunter die Erzählung der Geschichte, der Nation, der traditionellen Kollektivsubjekte gehört, jener Kollektivsubjekte wie Nation, Klasse, Stand, Geschlecht, welche die Techniken der Meinungsforschung immer wieder und neu kombiniert erscheinen lässt wie ein Reflex auf diesen Verlust, hindert letztlich „hundert Milliarden von kleinen und weniger kleinen Geschichten nicht daran, weiterhin den Stoff täglichen Lebens zu weben." Könnte gerade diese „Souveränität

[1148] Foucault, 1991, beispielsweise auf den Seiten 73, 64 und 354.
[1149] Foucault, 1991, S. 259.
[1150] Lyotard, 1987, S. 35.

der kleinen Erzählungen“, wie auch immer erfahren, wie auch immer in Aussagen umgemünzt, der Zersplitterung der großen Repräsentationen entgegenwirken, jemals eine andere Legitimationserzählung aufbauen, gar ein neues umfassendes Systems des Registrierens und Begreifens? Könnten dabei die „kleinen Erzählungen“ wenigsten helfen, der verbunden Delegitimation der Ganzheitsvorstellungen „zu entkommen“? „Sie entkommen ihr,“ diese Millionen kleiner Geschichten, sagt Lyotard, „das ist sicher*, aber nur weil sie keinen legitimierenden Wert besitzen*“.[1151] Das ist zuweilen schwer zu ertragen. Deshalb gibt es Meinungsforschung. Deshalb gibt es die Kritik an der Meinungsforschung.

8.2. Zum Schluss: der Name „Gallup“

Diese Arbeit hat mit der Diskussion eines „Durchbruchs“ begonnen, eines Durchbruchs, der sich mit jenem „denkenswürdigen Tage“ einstellte, an dem die „Humanwissenschaften“ vielleicht eines ihrer „radikalsten Vorhaben“ lancierten und „die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Phänome der politischen Meinungen“ anwandte.[1152] Und dieser Tag ist in den Lehrbüchern untrennbar mit einem Namen verbunden, jenem George H. Gallups. Gallup und seine Technik des Messens vermochten einen Wahlausgang präziser vorauszusagen als die mächtigen Orakel der amerikanischen Öffentlichkeit, die mit wahren Zähleskapaden Millionen von Stimmen bearbeiteten und damit, die „große Zahl“ beschwörend, bei der Vorhersage des Wahlausgangs unversehens versagt hatten.

Doch die Meinungsforschung, die bereits kurz nach ihrem Entstehen in ständig wachsender Kadenz immer präziseres Wissen lieferte, versah sich selbst mit größerer Bedeutung und wollte seit ihrem Entstehen mehr als bloß Wahlprognosen liefern. Die Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten, so ging bald die Überzeugung in der neu entstandenen meinungsforschenden Gemeinde, die Öffentlichkeit jener krisengeschüttelten Dekade, in der ganze Demokratien aufgrund politischer Unruhen zusammenbrachen, sollte sich über die neue Technologie stets der Wünsche, Ängste und Befürchtungen, vor allem aber der Meinungen und Ansichten der Bevölkerung gewahr bleiben, um diese ohne Verzerrung und Verstellung durch interessengebundene Perspektiven und Public Relation jederzeit messen zu können. Eine eigentliche „Technologie der Demokratie“,[1153] folgt man der Begründung der neu

[1151] Lyotard, 1987, S. 36; Hervorhebung von mir.
[1152] Foucault, 1991, S. 420.
[1153] *Le débat*, 1997.

entstandenen Matrix, zeichnete sich damit ab, eine Technologie, die letztlich ein hartnäckiges Problem politischer Gesellschaften der damaligen Zeit zu lösen versprach: der „öffentlichen Meinung", jener gleichermaßen skeptisch betrachteten wie mit höchsten staatstheoretischen Weihen versehenen Instanz, hinreichend Geltung zu verschaffen.

In der Tat war Gallups Technologie der Meinungsforschung mit dieser Absicht bereits vor dem erwähnten „Durchbruch" an die Öffentlichkeit getreten: Nämlich indem sie zeigte, wie sich die „öffentliche Meinung" zur Sozialpolitik, einem der großen Themen der amerikanischen Öffentlichkeit der 30er Jahre, über eine „repräsentative Stichprobe" vermessen ließ. Mit dieser ersten Präsentation wurden die Möglichkeiten und die Leistungsfähigkeit der Industrie besser erkenntlich als in der Vorhersage eines Wahlergebnisses, denn damit wurde Wissen geschaffen, das nicht einer nachträglichen „Verifikationsmöglichkeit" untersteht, sondern eine bestimmte Eigenständigkeit besitzt: hierin bewies die Meinungsforschung erstmals eine „Autonomie", die sie unversehens als begehrenswert erscheinen ließ. Dieses Begehren nach dem Wissen der Meinungsforschung hat sich seither keineswegs vermindert, wie die steigenden Umsatzzahlen zeigen, sondern wuchs im Gegenteil kontinuierlich an und führte so zu einer Ausbreitung der neuen Technologie, die sogar Anlass gab, von einem eigentlichen „Siegeszug" zu sprechen.[1154]

Gallup hat als Sozialwissenschaftler bereits selbst Erklärungen für das Auftauchen der Meinungsforschung und ihrer Begehrlichkeit geliefert, die durchaus bis heute noch Geltung besitzen dürften. Auf gesellschaftlicher Ebene war es das Entstehen von Industriestaaten, die in ihrer Größe und ihrer Umgestaltung sozialer Verhältnisse „organische" politische Gemeinschaften zersetzten und ein Defizit an symbolischer Ordnung hinterließen. „The impetus of a growing industrialism, the revolutions in transport and communication, the emergence of factories, towns, and great cities destroyed for all times the rural localism of early America"; [1155] der unmittelbar wahrnehmbare, soziale Ort, der den kleinen basisdemokratischen Diskurs noch ermöglicht hatte, war durch die Industrialisierung eigentlich zersetzt. So geht denn die Rede, dass die Meinungsforschung Ausdruck einer „Massengesellschaft" sei.[1156] In der Tat erlebte um die Jahrhundertwende der Diskurs um die Massengesellschaft eine Konjunktur, die bis in die fünfziger Jahre anhielt: Tarde, LeBon, Kornhauser, Hannah Arendt, Ortega y Gasset, Elias Canetti, sie

[1154] Blondiaux, 1998.
[1155] Gallup und Rae, 1940, S. 12.
[1156] Vgl. Beniger, 1987. Als aktuelles Beispiel dieser Deutung: *The Economist*, 27. September, 1997.

alle beschrieben *die* Masse.[1157] Die Vorstellung dieser „Entität“, so ließe sich Gallups Wissenssoziologie interpretierend weiterführen, resultiert womöglich gerade aus der Tatsache – von „realen“ sozialen und sozialpsychologischen Vorgängen einmal abgesehen –, dass eine bestimmte soziale und symbolische Ordnung, die das Soziale fraglos repräsentierte, verloren war und ein nunmehr raunendes, zuweilen unbegreifbares und jegliche soziale und symbolische Autorität negierendes „ontologische Kontinuum“ offenbar werden ließ, das den Verwaltern der symbolischen Ordnung, sei es in den Sozialwissenschaften, sei es im politischen oder literarischen Feld selbst unheimlich erscheinen musste. Dass die symbolische Form der Zahl gerade dazu angetan ist, der „Masse“ ein Profil, eine visuelle Wahrnehmung zu geben, hat, wie gesehen, McLuhan nachdrücklich gezeigt.[1158] Baudrillard hat gar die Vorstellung der Massen – und wiederum die Ambivalenz der Meinungsforschung aufzeigend – in aller Deutlichkeit mit der Meinungsforschung („sondage“) selbst in Verbindung gebracht: „La masse“, schreibt er in seiner Arbeit „À l'ombre des majorités silencieuses“, „(...) n'est plus objectivable (…), et elle annule tous les sujets qui prétendraient la saisir (…). Seuls peuvent en rendre compte (…) les sondages et les statistiques“.[1159] Den neuen großen Gesellschaften, ihren sich unversehens und unbegrifflich transformierenden sozialen Ordnungen wieder festgefügten Ausdruck zu verleihen in einer Zeit, als der „krisenhafte soziale Wandel“ besonders intensiv war, dazu schien die Meinungsforschung angetan. Dieser Umstand mag das Begehren nach ihrem Wissen durchaus als nachvollziehbar erscheinen lassen, ein Begehren, das gerade dann anwuchs, als die Demokratien aufgrund der sozialen und politischen Krisen in der Zwischenkriegszeit zusammengebrochen waren, um Diktaturen Platz zu machen. So geht das mit der Meinungsforschung verbundene Versprechen, dies ist unschwer zu erkennen, stets auch mit der Hoffnung einher, dass sich das Zählen und Abstimmen, das Festlegen von Machtverhältnissen, wie Simmel erkannte, als Substitut für das unmittelbare Messen im Kampf erweisen könnte, als Möglichkeit, den politischen Konflikten ihre Gewalt zu nehmen.[1160]

Darüber hinaus lassen sich problemlos weitere wissenssoziologische Erklärungen für das Auftauchen der Meinungsforschung in ihrer kon-

[1157] Vgl. zur Geschichte und Metamorphosen dieses Topos die Studie von König (1992).
[1158] McLuhan, 1995.
[1159] Baudrillard, 1982, S. 36f.
[1160] Simmel, 1992a, S. 220. Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangt im übrigen auch Champagne (1990). Er interpretiert die Ausbreitung der Meinungsforschung im Zusammenhang mit einem zivilisatorischen Prozess, der mit Elias physische Gewalt hin zu symbolischen Auseinandersetzungen sich transformieren sieht.

kreten Erscheinung formulieren: Bereits die häufige Verwendung von Begriffen wie „Industrie“ und „Maschinerie“ in der Begründung der Meinungsforschung lassen den Verdacht aufkommen, dass die beinahe serienmäßige Verfertigung von tabellarischen Repräsentationen letztlich in einer umfassenden Bewegung der „Industrialisierung“ zu suchen ist. Das Verfahren der industriellen Verfertigung, nämlich des „Tayolorismus“ und „Fordismus“, das sich im Zusammenhang mit der politischen Konsolidierung des *New Deal* als modellbildend für die Gesellschaft erwies, dabei einen eigenen „technologischen Stil“ durchsetzend, ließe sich als Faktor dafür betrachten, dass die Industrie der Meinungsforschung zu der bekannten Form der beinahe maschinell geregelten Aussagenerstellung gefunden hat.[1161] Herbert Mehrtens erkennt in seiner Untersuchung zur Genealogie der Mathematik in dieser „Idee einer künstlichen Gestaltbarkeit von Arbeitsabläufen“, einhergehend mit einer „Technisierung der Produktion“, denn auch jene Faktoren, die unmittelbar auf das Gebiet der Wissensproduktion als Wille zu umfassender Formalisierung durchschlagen.[1162] Die „vor-diskursive“ Praxis der Meinungsforschung könnte gleichsam im Taylorismus gesehen werden, in der Entwicklung rechentechnischer Geräte[1163] und der streng methodischen Zerlegung von „Arbeitsabläufen“, denen das Ausfüllen eines Fragebogens folgt sowie schlußendlich in einer eigentlich mechanisierten Anwendung mathematisch-statistischer Algorithmen.[1164] Die „symbolischen Maschinen“ der Meinungsforschung wären demnach Bestandteil eines größeren gesellschaftlichen Umbruchs, einer Krise, die zugleich Neues gebärt, mehr noch: Sie wäre vom Umbruch nicht nur evoziert, sondern auch geformt.[1165]

1161 Vgl. Bornschier (1988, S. 135 ff.), der das die Gesellschaft strukturierende Element eines „technologischen Stils“ besonders hervorhebt.

1162 So erkennt Mehrtens unmittelbare „Wechselwirkungen“ zwischen diesen rationalisierenden Produktionsprinzipien. Die damit verbundenen technischen Entwicklungen wie Rechenmaschinen und Lochkarten und die mathematische Forschung, die seit Beginn des Jahrhunderts mit Gödel und Hilbert unter dem Prinzip der Formalisier- und Mechanisierbarkeit standen, entwickeln sich damit in einem engen Zusammenhang. Vgl. Mehrtens, 1990, S. 530.

1163 Krämer, 1988, S. 138ff.

1164 So schreibt Krämer über die Philosophie der Formalisierung: „Die Grundidee der Formalisierung besteht darin, das Manipulieren von Symbolreihen von ihrer Interpretation abzutrennen.“ Ein solches Vorgehen sei „ein Kunstgriff, eine ‘techne’, die zum Ziel hat, den Verstand zu entlasten von den Mühen der Interpretation“ (1988, S. 176). Krämer bemisst aber nach Foucaultschen Termini einen „Teil“ des auseinandergebrochenen Tableaus, die *mathesis*, schlicht aufgrund des anderen Aspekts, der aus dem Fragment hervorgetreten ist: nämlich die Interpretation.

1165 Es „spricht einiges für die Vermutung,“ so erkennt Bettina Heintz in ihrer Untersuchung zur Grundlagengeschichte des Computers“, dass die mit dem Rationalisierungsprozess verbundene Grundidee – die Idee der Zerlegbarkeit, der Regelhaftigkeit und die Tendenz zur Abstraktion – ein verbindendes und

Es ist kaum zu bezweifeln, dass all diese Faktoren mit der Entwicklung der Wissenstechnologie der Meinungsforschung eng verbunden sind. Allerdings ist hier den Erkenntnissen Gallups als Sozialwissenschaftler nur wenig mehr hinzuzufügen. In der Begründung der Meinungsforschung ist ihre Wissenssoziologie gleich mitgeliefert. Sowohl Kuhn wie Foucault, mit deren Wissenschafts- und Wissenstheorie in dieser Untersuchung gearbeitet wurde, zeigen sich dagegen skeptisch gegenüber Versuchen, die Problematik, die Spezifität einer disziplinären Matrix oder einer diskursiven Formation gleichsam als bloßen Reflex sozialer, ökonomischer und technologischer Einflussfaktoren zu behandeln oder aber als Ausdruck eines Zeitgeists zu betrachten – obwohl die Bedeutung dieser exogenen Faktoren oder nicht-diskursiven Praktiken durchaus anerkannt ist. Kuhn gesteht denn in der Vorrede zur „Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen“ durchaus ein, dass technische, soziale, ökonomische und intellektuelle Entwicklungen „Voraussetzung für die Entwicklung von Wissenschaften“ darstellen.[1166] Obwohl diese eine „analytische Dimension von größter Bedeutung für das Verständnis des wissenschaftlichen Fortschrittes“ vergegenständlichen, so ändere dies nichts an seinen „wesentlichen Thesen“.[1167] Denn letztlich gründet Kuhns Arbeit in der Problematik der Genese einer Erscheinungswelt, in der damit verbundenen Dynamik einer disziplinären Matrix als eine geregelte Weltbearbeitung, die sich selbst nicht auf eine bestimmte soziale Transformation, auf eine bestimmte Technologie reduzieren lässt. Externe soziale und technische Faktoren können nach Kuhn wohl verursachen, dass sich eine „Anomalie“ tatsächlich in eine „Krise“ verwandelt, umgekehrt aber ergeben sich die Krisenanfälligkeit und das notwendige Auftauchen von Anomalien in der normalwissenschaftlichen Praxis nicht aus den externen sozialen und technologischen Faktoren, sondern aus der inhärenten Logik des wissenschaftlichen Wissens selbst.[1168]

Foucault zeigt sich in seiner Archäologie der Humanwissenschaften noch vorsichtiger als Kuhn, obwohl er die Existenz und den Einfluss nicht-diskursiver Praktiken und Vorgänge durchaus würdigt. Mit dem

gleichsam kulturelles Konzept war, dass das Denken in dieser Zeit prägte und von den verschiedenen kulturellen Systemen auf je spezifische Weise und in einer je eigenen Sprache zum Ausdruck gebracht wurde, von der Soziologie, der Kunst und der Musik, aber auch von der Mathematik“ (1993, S. 166). Dieses vereinheitlichende Konzept, das über allen „kulturellen Systemen“ schwebt, ergibt sich aus einer anderen Evidenz, die ebenso vereinheitlichend gleichsam das Reale vollständig umfaßt: die allgemeine „Krise“ der 20er Jahre, die Neues gebiert.

1166 Kuhn, 1996, S. 11f.
1167 Kuhn, 1996, S. 12.
1168 Kuhn, 1996, S. 11.

Begriff der „diskursiven Formation“ und der Anerkennung der bruchartigen Ablösung der einen Formation durch die andere anerkennt er zwar, „dass zur gleichen Zeit ähnliche Veränderungen offensichtlich sehr verschiedene Disziplinen“ betreffen.[1169] Doch es sei unstatthaft, „all diese Veränderungen“, die notwendigerweise nicht identisch sind, da sie verschiedene Bereiche betreffen, auf „derselben Ebene“ zu behandeln oder „als in einem einzigen Punkt gipfelnd“ darzustellen oder gar „dem Genie eines Individuums, einem neuen Kollektivgeist“ zuzuschreiben.[1170] Die Einflüsse der Entwicklungen in einem ausserdiskursiven Raum sind kaum zu negieren, aber diese auf einen „Nenner“, auf *eine* Theorie zu bringen, dazu sah sich Foucault in aller Bescheidenheit nicht imstande: „Mir schien es unklug, jetzt eine Lösung zu erzwingen, die anzubieten, das gebe ich zu, ich mich unfähig fühlte“, denn „die traditionellen Erklärungen – Zeitgeist, technologische oder soziale Veränderungen, Einflüsse verschiedener Art – schienen mir zum größten Teil eher magischer als tatsächlicher Natur zu sein“.[1171]

In der Tat bliebe es unklar, auf welche Weise die hier gestellte Frage beantwortet werden könnte, weshalb das Begehren nach der Meinungsforschung mit der Kritik an ihr und einem Misstrauen gegenüber dieser Institution so eng verkettet ist, wenn die Entstehung der Meinungsforschung sich direkt auf einen oder mehrere der genannten sozialen, technischen und politischen Faktoren rückführen ließe. Das Wissen, das in der Meinungsforschung zum Ausdruck kommt, erschöpft sich nicht in seinen Ursachen, kann nicht als bloße Übernahme anderer, ausserdiskursiver Praktiken betrachtet werden, die sie bloß überbaut und abbildet. Obwohl damit keineswegs bestritten ist, dass die genannten Faktoren – wer könnte allerdings sagen, welche mit welchem Einfluss? – der Meinungsforschung mitgeholfen haben, sich durchzusetzen.

Spricht nun diese Tatsache schlicht für das Genie Gallups, der (je nach Einschätzung mit unterschiedlichem Erfolg) versucht hat, ein Problem großer politischer Gesellschaften zu lösen? Die Untersuchung der Geschichte der methodischen Grundlagen der Meinungsforschung hat gezeigt, dass die zugrundeliegenden Techniken, auf deren „Wissenschaftlichkeit“ sich die Meinungsforschung so gerne beruft, im einzeln keineswegs neu und in ihrer Problematik bereits diskutiert worden waren, bevor sie Gallup anwandte. Zunächst hat die Meinungsforschung mit einer ganzen Formation von Wissenspraktiken vieles gemeinsam: nämlich das Zählen einhergehend mit dem Klassifizieren, das Repräsentieren einer sozialen Einheit über die Zahl. Was sich indessen aus dieser

[1169] Foucault, 1991, S. 12.
[1170] Foucault, 1991, S. 13.
[1171] Foucault, 1991, S. 14.

Wissenspraktik über eine eigentliche Epistemologisierung entwickelt hat, nämlich die Sozialstatistik und die Idee, hinter der Ordnung der Zahlen Gesetze zu entdecken, ist Ausdruck einer umfassenden „Bewegung“ in den Wissenschaften, die in den Arbeiten Quetelets deutlich erkennbar ihren Anfang nahm. Auch die Anwendung der statistischen Methode auf die Befragung, das Behandeln der Zeichen als Merkmale ähnlich der Merkmale der Natur, hat bereits in der Zeit vor Gallup einen wesentlich höheren Epistemologisierungsgrad erreicht, und dies wie gezeigt beispielsweise in den Arbeiten Thurstones. In dieser Hinsicht kann also Gallup ebenfalls nicht als ein „erfinderisches Genie“ bezeichnet werden.

Liegt indes die Originalität und Durchschlagkraft der Meinungsforschung in der Anwendung der Methode auf ein präexistierendes Problem, nämlich der Wahrnehmung großer politischer Gesellschaften begründet? Zweifellos ist dies die Position, die wohl Gallup selber einnehmen würde, die Arbeit der exakten Sozialwissenschaften keineswegs ignorierend. Die Meinungsforschung – um das Argument dieser Untersuchung abschließend nochmals zusammenzufassen – vermag das „klassische“ Problem der „öffentlichen Meinung“ zu lösen. Gallup und seine unzähligen Nachfolger, welche die Geschichte der Meinungsforschung bis in die Gegenwart würdigend fortschreiben, sehen gerade in der fortschrittlichen Lösung einer Problematik, die Bryce aufgeworfen hat, *den* wesentlichen Beitrag Gallups. Doch der Geschichtsschreibung einer Wissenschaft unmittelbar zu folgen, davor haben die Wissenschaftstheorien Bachelards wie Kuhns gewarnt, allzu schnell stellt dieses Vorgehen „Fallen“, die letztlich radikale Brüche verbergen. In der Tat hat sich gezeigt, dass die „öffentliche Meinung“ im Diskurs der Meinungsforschung eine Transformation erlebt, die sie im wesentlichen inkommensurabel gegenüber parallel vorhandenen, anderen Vorstellungen des Begriffs werden lässt. Mit anderen Worten, auch die Meinungsforschung bearbeitet nicht präexistierende Rätsel und ein präexistierendes Objekt, sondern generiert, ausgehend von einem institutionell „präformierten“ Objekt, dem „Wahlvolk“, ihre besonderen Fragestellungen und Gegenstände, die alleine ihr eigen sind. Dass diese Genese eines Objekts in engem Bezug zu einer „Welt“ steht, also keineswegs willfährige Konstruktionen hervorbringen, zeigt sich gerade darin, dass ein Begehren nach Erkennen einer solchen „Welt“ vorhanden ist, und dieses die Meinungsforschung auch in gewissem Sinne erfüllen kann, ohne dass sie die „Welt“ selbst zu präsentieren vermag. Nur deshalb lassen sich auch Anomalien der Meinungsforschung selbst erkennen, die sich nicht mit ihren Mitteln erklären lassen; nur deshalb kann auch das Auftauchen von Anomalien als „Problem“ der „Wissenschaft“ selbst diskutiert werden. Doch gerade dieser Erfolg der Meinungsforschung wird eigentüm-

lich von der Persistenz der Kritik, gar der Negation der Meinungsforschung selbst kontrastiert. Indem die disziplinäre Matrix nicht zur normalen Wissenschaft finden kann, aber dennoch ähnlich wie eine wissenschaftliche Matrix funktioniert, werden die Argumente gegen ihre Wissenschaftlichkeit und Seriosität auch nicht versiegen. Die Paradoxie, dass die Industrie dennoch floriert, rührt daher, so wurde in dieser Arbeit postuliert, dass die Meinungsforschung einen Ort der Verwerfung diskursiver Formationen bezeichnet, in der sich verschiedene Wissensformen eigentlich übereinander schieben, fortwährend Sinnverschiebungen und Bedeutungsrisse erzeugend und damit ein stets unruhiges Terrain bilden, dessen Energie aus der Verwerfung größerer Formationen selbst stammt und weniger aus der innovativen Kraft der Meinungsforschungsindustrie, welche die Verwerfung überbaut. Es ist der Vorteil der Perspektiven Kuhns und Foucaults, die hier zum Tragen kamen, keinen Richterspruch darüber zu verlangen, welche der Positionen, die in den Debatten um die Meinungsforschung aufeinanderprallen, nun die haltbarere sei. Ebenso aber verwehren sie sich dagegen, diese Perspektive mit einer ergänzenden Theorie zu kombinieren, um dadurch die Problematik erklärend zum Verschwinden zu bringen. Statt dessen offenbart dieser Raum der Entzweiung einen Bericht, der nur dann als lesbar erscheint, wenn die Versuchung nach einer Bewertung der Positionen nach Gültigkeitskriterien verabschiedet und die Hoffnung, dass die beiden Wissensordnungen gleichsam sich ergänzende Perspektiven auf das wie auch immer gefasste „Eine" darstellen könnten, aufgegeben ist.

Wird die Verkettung der Meinungsforschung mit ihrer Kritik in dieser Hinsicht gelesen, dann fragt sich allerdings, was den Raum der Entzweiung letztlich aufrecht erhält. Die Erklärung, die in dieser Untersuchung geboten wird, lautet wie folgt: Die Gesellschaft ist zwar durch eine Vielzahl von Wissenstechniken „transparent" geworden, darin eigentümlich Gallups und Bryce' Utopie verwirklichend, aber gleichzeitig müsste von „Transparenzen" im Plural gesprochen werden, von „Transparenzen" zumal, die sich notwendigerweise nicht auf *eine* Form des Abbildes eines Ganzen zurückführen lassen. Doch was dabei offenbar nicht verschwunden ist, und davon zeugt gerade die Präsenz der Tabellen der Meinungsforschung, ist das Begehren nach dem Erkennen einer Gesellschaft als solcher. In ihren Zahlenreihen, im Profil des ontologischen Kontinuums gleichermaßen, taucht ein imaginäres Ganzes, ähnlich einem Spiegelerlebnis wieder auf; unversehens fügt sich ein Imaginäres anscheinend in eine konkrete symbolische Ordnung. Doch die Flexibilität und Leistungsfähigkeit der Technologien, zu denen die Meinungsforschung zählt, beantwortet dieses Begehren mit einem eigentlichen Überschuss an Repräsentationen; einem Überschuss an Repräsentationen, die, indem sie sich selbst nie identisch sind, sich sogleich

wieder relativierend negieren und im Falle der Meinungsforschung ganze Serien von Anomalien hervorrufen, die, haben sie eine gewisse Dichte erreicht, unverzüglich die Kritik an der Technologie des Wissens selbst hervorrufen; eine Kritik, die letztlich, gerade weil sich keine Synthese abzeichnet, an die inhärente Unruhe und Ungreifbarkeit der Zeichen erinnert, die sich anscheinend so fügsam in die Zahlenmatrizen geschickt haben. Was in dieser Kritik der Tabellen gemeinhin nicht erscheint, nicht thematisiert wird, ist indessen das Begehren, das nur eine flüchtige Antwort gefunden hat. Als wolle damit das ganze Spiel der Zahlen und ihre gleichzeitige stetige Vernichtung, von einem Trauma ablenken: dass die großen Einheiten, die das Soziale symbolisch ordnen, verschwunden oder vielleicht nun als vollends „imaginär“ erkannt sind.[1172] Doch sie existieren noch als Subjekte der Meinungsforschung, als Nationen, Klassen und Geschlechter, die mühelos und in neuer Gestalt aus Zahlenmatrizen zum Leben erweckt werden, eine sich im *intercourse* befindende, sich ihrer selbst bewusste Gesellschaft vergegenständlichend. Die Meinungsforschungsindustrie vermag systematisch kritisierbare Erzählungen über die politische Gesellschaft herzustellen. Deshalb gibt es Meinungsforschung und deshalb gibt es die Kritik an der Meinungsforschung, und Meinungsforschung und Kritik bilden einen Zusammenhang, der von einer Unmöglichkeit erzählt. So lautet die These dieser Untersuchung.

Doch bei all diesen Ausführungen fragt sich, was nun Gallups Name bezeichnet, wenn es nicht Erfindung sein soll, was er initiiert hat. Was ist nun Gallups Innovation? Was bezeichnet die Omnipräsenz seines Namens in der Kritik der Meinungsforschung wie in ihren Lehrbüchern? Mit Autorennamen werden Diskurse individualisiert, so Foucault, und künstliche Einheiten geschaffen; ein Individualisierungsprozess, mit dem sich Widersprüche, die in den Texten selbst vorhanden sind, erfolgreich lösen lassen.[1173] Vielleicht erinnert der Name Gallup daran, dass immerhin einmal Versuche bestanden hatten, Maschinen zu bauen, welche die Unzahl kleiner Erzählungen, zu der die großen Erzählungen zersprungen sind, zu registrieren und visualisierend der allgemeinen Wahrnehmung zugänglich zu machen. Trutzend wollen sie zeigen, dass sich angesichts der unendlichen und verwirrenden Heterogenität der alltäglichen, nur sich selbst souveränen Zeichen noch allgemein geltende Aussagen präzise und nachvollziehbar formulieren lassen. Vielleicht aber auch, ganz gegenteilig, bannen der Name des Erfinders Gallup und die Erinnerung an seinen gloriosen Durchbruch auch die Angst, dass es gar nichts zu zählen gebe, dass der Ort, den das Tableau der

[1172] Vgl. hierzu die Diskussion, die Laclau und Mouffe (1991) evoziert haben.
[1173] Foucault, 1993, S. 21.

Meinungsforschung repräsentierend erfasst, der Ort der politischen Auseinandersetzung aller miteinander vielleicht ganz einfach leer sein könnte. Allemal geistert noch in den belanglosesten Ziffernreihen der Meinungsforschung das schwer zu ertragende Wissen einer gegenwärtigen Unmöglichkeit wie ein letzter Rest utopischer Einbildungskraft.

9. Literatur

Adorno, Theodor W. (et. al.), 1973, Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Adorno, Theodor W., 1979, „Meinungsforschung und Öffentlichkeit", in (derselbe): Soziologische Schriften, Bd. I, Frankfurt a. Main, Suhrkamp, S. 532-537.

Allport, Floyd H., 1937, „Toward Science of Public Opinion", in: Public Opinion Quarterly, 1, S. 7-23.

Althoff, Stefan, 1997, „Quoten-Auswahlverfahren - Warum nicht?", in: Siegfried Gabler, Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.): Stichproben in der Umfragepraxis, Opladen, Westdeutscher Verlag.

Althusser, Louis, 1977, „Ideologie und ideologische Staatsapparate", in (derselbe): Aufsätze zur marxistischen Theorie, S. 108-198.

Anonymus, 1937, „Foreword by the Editors", Public Opinion Quarterly, 1, S. 3-5.

Anonymus, 1989, „Quand les sondages se débattent. Confrontations entre Patrick Champagne, Bernard Manin et Jean-Luc Parodi", in : Politix, 5, S. 25-45.

Anonymus, 1997, „Techniques de la démocratie" (éditorial), in: le débat, 96, S.50.

Arendt, Hannah, 1970, Macht und Gewalt, München, Piper.

Bachelard, Gaston, 1980, Le matérialisme rationnel, Paris, Presses Universitaires de France.

Bachelard, Gaston, 1987, Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Bachelard, Gaston, 1993, Epistemologie, Frankfurt a. Main, Fischer.

Barnes, Barry, 1982, T. S. Kuhn and Social Science, New York, Columbia University Press.

Barthes, Roland, 1964, Mythen des Alltags, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Baudrillard, Jean, 1982, A l'ombre des majorités silencieuses. La fin du social, Paris, Denoël, Gonthier.

Beal, Richard S. und Ronald H. Hinckley, 1984, „Presidential Decision Making and Opinion Polls", Annals, 472, S. 72-84.

Bell, Daniel, 1985, Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt a. Main, New York, Campus.

Beniger, James R., 1987, „The Flirtation with Mass Society“, in: Public Opinion Quarterly, 51, S. 46-66.

Berelson, Bernard, und Moritz Janowitz (Hrsg.), 1966, Reader in Public Opinion and Communication, New York, London, Free Press, Macmillan.

Bishop, George F., (et al.), 1980, „Pseudo-Opinions on Public Affairs“, in Public Opinion Quarterly, 44, S. 198-208.

Blake, Robert, 1966, Disraeli, London, Eyre & Spottiswood.

Blondiaux, Loïc, 1998, La fabrique de l'opinion. Une histoire sociale des sondages, Paris, Seuil.

Blumer, Herbert, 1948a, „Public Opinion and public opinion polling“, in: American Sociological Review, 13, S. 542-554.

Blumer, Herbert, 1948b, „Rejoinder“, in: American Sociological Review, 13, S. 554.

Blumer, Herbert, 1956, „Sociological Analysis and the 'variable'“ in: American Sociological Review, 6, S. 683-690.

Bobbio, Norberto, 1988, Die Zukunft der Demokratie, Berlin, Rotbuch.

Bombach, Gottfried, 1987, „Prognosen und Fehlprognosen in der Ökonomie“, in: Dieter Czeschlik (Hrsg.): Irrtümer in der Wissenschaft, Berlin u.a., Springer, S.70-90.

Bonß, Wolfgang, 1982, Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Bornschier, Volker, 1988, Westliche Gesellschaft im Wandel, Frankfurt a. Main, New York, Campus.

Bortz, Jürgen, 1984, Lehrbuch der empirischen Forschung für Sozialwissenschaftler, Berlin, Heidelberg, Springer-Verlag.

Bortz, Jürgen, 1985, Lehrbuch der Statistik für Sozialwissenschaftler. Zweite, vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Berlin u.a., Springer.

Bourdieu, Pierre, 1976, Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1985, „Sozialer Raum und ‘Klassen’“ in (derselbe): Sozialer Raum und ‘Klassen’. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt a. Main, Suhrkamp, S. 7-46.

Bourdieu, Pierre, 1986, „Delegation und politischer Fetischismus“, in: Ästhetik und Kommunikation, Heft 7/62, Jahrgang 16, S. 184-195.

Bourdieu, Pierre, 1987, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1991a, „‘Inzwischen kenne ich alle Krankheiten der soziologischen Vernunft‘. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Beate

Krais“, in: (derselbe), Jean-Claude Chamboredon, Jean-Claude Passeron: Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzung soziologischer Erkenntnis, Berlin, New York, de Gruyter, S.269-284.

Bourdieu, Pierre, 1991b, „Politisches Feld und symbolische Macht. Gespräch“, in: Berl. J. Soziolog., Heft 4, S. 483-488.

Bourdieu, Pierre, 1991c, „Die politische Repräsentation“, in: Berl. J. Soziolog., Heft 4, S. 489-515.

Bourdieu, Pierre, 1991d, „Einführung in eine Soziologie des Kunstwerks“, in (derselbe): Die Intellektuellen und die Macht. Herausgegeben von Irene Dölling, Hamburg, VSA, S. 101-124.

Bourdieu, Pierre, 1992, „Meinungsforschung - Eine 'Wissenschaft' ohne Wissenschaftler“, in (derselbe): Rede und Antwort, Frankfurt a. Main, Suhrkamp, S. 208-216.

Bourdieu, Pierre, 1993, „Die öffentliche Meinung existiert nicht“, in (derselbe): Soziologische Fragen, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1996, Sur la télévision. Suivi de L'emprise du journalisme, Paris, Liber éditions.

Bourdieu, Pierre, 1997, Méditations pascaliennes, Paris, Seuil.

Bourdieu, Pierre, 1998, Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes, Konstanz, Universitätsverlag Konstanz.

Bourdieu, Pierre, Jean-Claude Chamboredon, Jean-Claude Passeron, 1991, Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzung soziologischer Erkenntnis, Berlin, New York, de Gruyter, S. 269-284.

Bowley, Albert L., 1936, „The application of sampling to economic and sociological problems“, in: Journal of the American Statistical Association, Nr. 195, S. 474-456.

Boyd, Richard, 1979, „Metaphor and Theory Change: What is 'Metaphor' a Metaphor for?“, in Ortony, Andrew (Hrsg.): Metaphor and Thought, Cambridge, London, New York, Melbourne, Cambridge University Press, S. 356-408.

Bradburn, Norman, 1996, „Watching the Polls: Elections, the Media and Polling“, in Chicago Policy Review, Vol. 1, Number 1 (http: //www.spc.uchicago.edu/cpr/polls.htm).

Bradburn, Norman N., und Seymour Sudman, 1988, Polls and Surveys. Understanding what they tell us, San Francisco, London, Bass.

Brettschneider, Frank, 1996, „Wahlumfragen und Medien - Eine empirische Untersuchung der Presseberichterstattung über Meinungsumfragen vor den Bundestagswahlen 1980-1994“, in: Politische Vierteljahresschrift, Heft 3, S. 475-493.

Brooks, Joel E., 1990, „The opinion-policy nexus in Germany“, in: Public Opinion Quarterly, 54, S. 508-529.

Bryce, James, 1919, The American Commonwealth. Vol. I und Vol. II. (Erstveröffentlichung 1893), New York, MacMillan.

Bryce, James, 1921, Modern Democracies. Vol. I und Vol. II, London, MacMillan.

Bühl, Walter L., 2000, Das kollektiv Unbewusste in der postmodernen Gesellschaft, Konstanz, UVK.

Canovan, Margaret, 1981, Populism, New York und London, Jovanovich.

Cantrell, Paul, 1992, „Opinion polling and American democratic culture“, in: International Journal of Politics, Culture and Society, 5, 3, S. 415-416.

Carroll, Michael P., 1972, „Considerations on the analysis of variance paradigm“, in: Pacific Sociological Review, 15, S. 443-459.

Cassirer, Ernst, 1994, Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Castoriadis, Cornelius, 1990, Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Champagne, Patrick, 1990, Faire l'opinion. Le nouveau jeu politique, Paris, Minuit.

Champagne, Patrick, 1995, „Les sondages, le vote et la démocratie“, in: Actes de la recherche en sciences sociales, 109, S. 73-92.

Chomsky, Noam, 1969a, Current issues in linguistic theory, The Hague, Paris, Mouton.

Chomsky, Noam, 1969b, Aspekte der Syntax-Theorie, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Chomsky, Noam, 1971, Cartesianische Linguistik. Ein Kapitel in der Geschichte des Rationalismus, Tübingen, Niemeyer.

Chomsky, Noam, 1981, Regeln und Repräsentationen., Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Cicourel, Aaron V., 1974, Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Converse, Philip E., 1987, „Changing conceptions of public opinion in the political process“, in: Public Opinion Quarterly, 51, S. 12-24.

Crespi, Irving, 1989, Public Opinion, Polls, and Democracy, Boulder, San Francisco, London, Westview Press.

Crossley, Archibald M., 1937, „*Straw polls* in 1936“, in: Public Opinion Quarterly, 1, S. 24-35.

Dalton, John E., 1938, „Sugar and Public Opinion“, in: Public Opinion Quarterly, 2, S. 287-294.

Damerow, Peter, und Lefèvre, Wolfgang (Hrsg.), 1981, Rechenstein, Experiment, Sprache. Historische Fallstudien zur Entstehung der exakten Wissenschaften, Stuttgart, Klett-Cotta.

Davison, Phillips W., 1968, „Public Opinion", in: David L. Sills (Hrsg.): International Encyclopedia of the Social Sciences, Vol. 13, New York, Macmillan, S. 188-197.

Davison, Phillips W., 1987, „Public Opinion Quarterly's Fifty-Year Odyssey", Public Opinion Quarterly, 51, S. 4-11.

Deming, W. Edwards, 1968, „Sample Surveys" in: David L. Sills (Hrsg.): International Encyclopedia of the Social Sciences, Vol. 13, New York, MacMillan, S. 595-612.

Desrosières, Alain, 1993, La politique des grands nombres. Histoire de la raison statistique, Paris, Éditions La Découverte.

Dijk, Teun A., van, 1980, Textwissenschaft, Tübingen, Niemeyer.

Disraeli, Benjamin, 1904, Sybil or the two Nations. Vol. I, II (first published 1845), New York, London, Walter.

Downs, Anthony, 1957, An Economic Theory of Democracy, New York, Harper.

Dreyfus, Hubert L., und Paul Rabinow, 1987, Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a. Main, Athenäum.

Druon, Maurice, 1972, „A propos des sondages, une pollution de la démocratie", in: Le Monde, 6 septembre 1972.

Durkheim, Emile, 1991, Die Regeln der soziologischen Methode, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Eckberg, Douglas Lee, und Lester Hill, 1979, „The paradigm concept and sociology: a critical review", in: ASR, Vol. 44, S. 925-937.

Eco, Umberto, 1991, Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen, München, Fink.

Eco, Umberto, 1996, „Die Umfrage", in: Die Zeit, Nr. 33.

Effrat, Andrew, 1972, „Power to the paradigms: an editorial introduction", Sociological Inquiry, 42, S. 3-34.

Elias, Norbert, und John L. Scotson, 1990, Etablierte und Außenseiter, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Faulkenberry, G. David, und Robert Mason, 1978, „Characteristics of Nonopinion and No Opinion Response Groups", in: Public Opinion Quarterly, S. 533-543.

Field, Melving D., 1990a, „Opinion polling in the United States of America", in Michael L. Young (Hrsg.): The classics of polling, Metuchen N.J., London, Scarecrow Press, S. 34-45.

Field, Melving D., 1990b, „Controversies surrounding political polling and public policy research“, in: Michael L. Young (Hrsg.): The classics of polling, Metuchen N.J., London, Scarecrow, S. 238-247.

Fishkin, James S., 1995, The Voice of the People. Public Opinion and Democracy, New Haven and London, Yale University Press.

Foucault, Michel, 1987, „Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts“, in Hubert L. Dreyfus und Paul Rabinow: Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a. Main, Athenäum, S. 243-250.

Foucault, Michel, 1981, Archäologie des Wissens (frz. Original: l'archéologie du savoir, Paris, 1969), Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Foucault, Michel, 1991, Die Ordnung der Dinge (frz. Original: Les mots et les choses: une archéologie des sciences humaines, Paris, 1966), Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Foucault, Michel, 1993, „Was ist ein Autor?“, in (derselbe): Schriften zur Literatur, Frankfurt a. Main, Fischer, S. 7-31.

Foucault, Michel, 1999, In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-1976), Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Frank, Manfred, 1983, Was ist Neostrukturalismus?, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Frankel, Martin R., Lester R. Frankel, 1987, „Fifty years of survey sampling in the United States“, in: Public Opinion Quarterly, 51, S. 127-138.

Friedrichs, Jürgen, 1980, Methoden empirischer Sozialforschung, Opladen, Westdeutscher Verlag.

Gallup, George H., 1939, Public Opinion in a Democracy, Princeton, Baker Foundation.

Gallup, George, 1944, A guide to public opinion polls, Princeton, Princeton University Press.

Gallup, George H., (Hrsg.), 1972, The Gallup Poll. Public Opinion 1935-1971. Volume One 1935-1948, New York, Random House.

Gallup, George, und Saul Forbes Rae, 1940, The Pulse of Democracy. The Public-Opinion Poll and How It works, New York, Simon and Schuster.

Gellner, Ghita, und Ernest Ionescu (Hrsg.), 1969, Populism. Its Meanings and National Characteristics, London, Weidensfeld und Nicolson.

Giddens, Anthony, 1974, Positivism and Sociology, Hampshire, Grower.

Giddens, Anthony, 1976, New Rules of Sociological Method: A Positive Critique of Interpretative Sociologies, London, Hutchinson.

Giddens, Anthony, 1984, Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung, Frankfurt a. Main, New York, Campus.

Giddens, Anthony, 1988, Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt a. Main, New York, Campus.

Gosnell, Harold F., 1937, „How accurate were the polls", in: Public Opinion Quarterly, 1, S. 97-105.

Greimas, Algirdas Julien, 1970, „Les jeux des contraintes sémiotiques" (en collaboration avec François Rastier) in (derselbe): Du sens. Essais sémiotiques, Paris, Du Seuil, S. 135-155.

Greimas, Algirdas Julien, 1971, Strukturale Semantik. Methodologische Untersuchungen, Braunschweig, Vieweg.

Greimas, Algirdas Julien, 1976, Sémiotique et sciences sociales, Paris, du Seuil.

Groys, Boris, 1992, Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie, München, Wien, Hanser.

Guttmann, Louis, 1944, „A Basis for scaling qualitative data", in: American Sociological Review, 2, S. 139-150.

Guttmann, Louis, 1954, „An outline of some new methodology for social research", in: Public Opinion Quarterly, 4, S. 395-404.

Habermas, Jürgen, 1985, „Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien", in (derselbe): Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V., Frankfurt a. Main, Suhrkamp, S. 141- 163.

Habermas, Jürgen, 1988, Theorie des kommunikativen Handelns, Band I, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Habermas, Jürgen, 1990, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990 (Erstausgabe, Neuwied, 1962), Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Habermas, Jürgen, 1992, Faktizität und Geltung. Beiträge zu einer Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaates, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Handley, David H., 1981, „Public Opinion and European Integration: The Crisis of the 1970s", in: European Journal of Political Research, 9, S.335-364.

Hartley, Eugene, 1946, Problems in Prejudice, S. 10-12, zitiert nach Fishkin, 1995, S. 81, New York, Columbia University Press.

Heintz, Bettina, 1993, Die Herrschaft der Regel: zur Grundlagengeschichte des Computers, Frankfurt a. Main, New York, Campus.

Hennis, Wilhelm, 1957, Meinungsforschung und repräsentative Demokratie. Zur Kritik politischer Umfragen. Recht und Staat, Heft 200/201, Tübingen, Mohr.

Hölscher, Lucian, 1978, „‘Öffentlichkeit’ und ‘öffentliche Meinung’“, in: Otto Brunner (et. al.) (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe: historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 4, Stuttgart, Klett, S.446-467.

Hölscher, Lucian, 1980, „Öffentliche Meinung“, in: Joachim Ritter, Karlfried Gründer (Hrsg.): Grundbegriffe der Philosophie, Bd. 5, Basel, Stuttgart, Schwabe, S. 1023-1034.

Holm, Kurt (Hrsg.), 1986, Die Befragung 1. Der Fragebogen - Die Stichprobe., Tübingen, Francke.

Horn, Christoph, 1997, „Platons epistêmê-doxa-Unterscheidung und die Ideentheorie (Buch V 474b-480a und Buch X 595c-597e), in: Ottfried Höffe: Politea. Klassiker Auslegen, Band 7, Berlin, Akademia Verlag, S. 291-312.

Hoyningen-Huene, Paul, 1989, Die Wissenschaftsphilosophie Thomas S. Kuhns. Mit einem Geleitwort von Thomas S. Kuhn, Braunschweig, Wiesbaden, Vieweg.

Ifrah, Georges, 1986, Universalgeschichte der Zahlen, Frankfurt a. Main, New York, Campus.

Ifrah, Georges, 1992, Die Zahlen. Die Geschichte einer großen Erfindung, Frankfurt a. Main, Campus.

Inglehart, Ronald, Jacques-René Rabier und Karlheinz Reif, 1987, „The evolution of public attitudes toward european integration 1970-1986“, in: Revue d'intégration européenne, X, nos 2-3, S. 135-155.

International Encyclopedia, of Social Sciences, 1968, Artikel „Bowley, Arthur Lyon“, Vol. 2, New York, MacMillan.

Jahoda, Marie, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel, 1933, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, Leipzig, Hirzel.

Jameson, Fredric, 1988a, „Of Islands and Trenches. Neutralization and the Production of Utopian Discourse“, in (derselbe): „The Ideologies of Theory. Essays 1971-1986. Volume 2: The Syntax of History, Minneapolis, University of Minnesota Press, S. 75-101.

Jameson, Fredric, 1988b, „The Vanishing Mediator; or, Max Weber as Storyteller“ in (derselbe): „The Ideologies of Theory. Essays 1971-1986. Volume 2: The Syntax of History, Minneapolis, University of Minnesota Press, S. 3-34.

Jameson, Fredric, 1989, „Postmoderne - zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus“, in: Andreas Huyssen und Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels, Reinbek b. Hamburg, Rohwolt, S. 45-102.

Katz, Daniel, 1940, „Three criteria: Knowledge, Conviction, Significance“, in: Public Opinion Quarterly, 4, 2, S. 277-284.

Kaufmann, Peter, 1942, Wie das Gallup-Institut die öffentliche Meinung ermittelt., Zürich, Oesch.

Kern, Horst, 1982, Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien, Beck, München.

König, Helmut, 1992, Zivilisation und Leidenschaften. Die Masse im bürgerlichen Zeitalter, Reinbek b. Hamburg, Rohwolt.

Koselleck, Reinhart, 1992, Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Krämer, Sybille, 1988, Symbolische Maschinen. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriss, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.

Krings, Hermann, Hans Michael Baumgarten und Christopher Wild (Hrsg.), 1974, Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Bd. VI, Kösel, München.

Kristeva, Julia, 1972, „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman", in: Jens Ihwe (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik, Band 3, Frankfurt a. Main, New York, Athenäum, S. 345-375.

Kruskal, William, und Frederick Mosteller, 1980, „Representative Sampling, IV: the History of the Concept in Statistics, 1895-1939", in: International Statistical Review, 48, S. 169-195.

Kuhn, Thomas S., 1979, „Metaphor in science", in: Ortony, Andrew (Hrsg.): Metaphor and Thought, Cambridge, London, New York, Melbourne, Cambridge University Press, S. 409-419.

Kuhn, Thomas S., 1981, Was sind wissenschaftliche Revolutionen? Zehnte Werner-Heisenberg-Vorlesungen, gehalten in: München-Nymphenburg am 24. Februar 1981, München, Siemens Stiftung.

Kuhn, Thomas S., 1983, „Commensurability, Comparability, Communicability", in: PSA 1982. Proceedings of the 1982 biennial meeting of the philosophy of science association. Vol. II, East Lansing, Michigan, Philosophy of Science Association, S. 669-688.

Kuhn, Thomas S., 1996, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (amerikanisches Original: The Structure of Scientific Revolutions, Chicago, 1962), Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Kuhn, Thomas S., 1997, „Neue Überlegungen zum Begriff des Paradigma", in (derselbe): Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte. Herausgegeben von Lorenz Krüger (engl. Original: „Second Thoughts on Paradigms, Illinois, 1974), Frankfurt a. Main, Suhrkamp, S. 389-420.

Kusch, Martin, 1991, Foucault's strata and fields. An Investigation into Archeological and Genealogical Science Studies, Dordrecht, Boston, London, Kluwer.

Lacan, Jacques, 1978, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, Olten, Walter.

Lacan, Jacques, 1991, „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion", in (derselbe): Schriften I, Olten, Walter, S. 61-70.

Laclau, Ernesto, 1981, Kapitalismus. Faschismus. Populismus. Politik und Ideologie im Marxismus., Berlin, Argument.

Laclau, Ernesto, Chantal Mouffe, 1991, Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus, Wien, Passagen.

Lazarsfeld, Paul, 1961, „Notes on the History of Quantification in Sociology -Trends, Sources and Problems", in: ISIS, 168, S. 277- 333.

Lazarsfeld, Paul F., 1948, „Public Opinion and the Classical Tradition", in Public Opinion Quarterly, 13, S. 39-53.

Lazarsfeld, Paul F., 1965, „Wissenschaftslogik und empirische Sozialforschung", in: Ernst Topitsch (Hrsg.): Logik der Sozialwissenschaften, Köln, Berlin, Kiepenheuer & Witsch, S. 37-49.

Lenk, Kurt, 1971, Volk und Staat. Strukturwandel politischer Ideologien im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz, Kohlhammer.

Lévi-Strauss, Claude, 1967, Die Mathematik vom Menschen, in: Kursbuch,8, S. 176-192 (original: Bulletin international des Sciences sociales, 4. 1955).

Likert, Rensis, 1932, „A technique for the measurement of attitudes", in: Archives of psychology, 140, S. 5-55.

Lippmann, Walter, 1925, The Phantom Public, New York, Harcourt, Brace.

Lübbe, Hermann, 1988, „Demoskopie als Aufklärung", in: Institut für Demoskopie Allensbach (Hrsg.): Demoskopie und Aufklärung. Ein Symposium, München, New York, London, Paris, Saur, S. 32-44.

Lübbe, Weyma, 1991, „Sind wir alle Demoskopen? Über 'quasi-statistische' und statistische Meinungsklimaeinschätzung in Elisabeth Noelle-Neumanns Theorie der öffentlichen Meinung", in Zeitschrift für Soziologie, 2, S. 104-112.

Luhmann, Niklas, 1971, „Öffentliche Meinung", in (derselbe): Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung, Opladen, Westdeutscher Verlag, S. 9-34.

Luhmann, Niklas, 1990, „Gesellschaftliche Komplexität und öffentliche Meinung", in (derselbe): Soziologische Aufklärung 5, Opladen, Westdeutscher Verlag, S. 170-182.

Luhmann, Niklas, 1993, „Die Beobachtung der Beobachter im politischen System: Zur Theorie der Öffentlichen Meinung", S. 77-86, in: Jürgen Wilke (Hg.): Öffentliche Meinung, Theorien, Methoden, Befunde, Freiburg und München, Alber.

Lyotard, Jean-François, 1987, Postmoderne für Kinder. Briefe aus den Jahren 1982-1985, herausgegeben von Peter Engelmann, Wien, Passagen.

Lyotard, Jean-François, 1993, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien, Passagen.

Mager, Wolfgang, 1980, Frankreich vom Ancien Regime zur Moderne. 1630-1830, Stuttgart, Kohlhammer.

Marsh, Catherine, 1982, The Survey Method. The Contribution of Surveys to Sociological Explanation, London, Boston, Sidney, George Allen & Unwin.

Martin, John L., 1984, „The Genealogy of Public Opinion Polling", in: Annals, 472, S. 12-23.

Maus, Heinz, 1967, „Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung", in: René König (Hrsg.): Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Band 1, Stuttgart, Enke, S. 21-57.

Max, Alfred, 1981, La République des sondages, Paris, Gallimard.

McLuhan, Marshall, 1995, „Die Zahl. Profil der Masse", in (derselbe): Die magischen Kanäle. Understanding Media (amerikanische Erstausgabe 1964), Dresden, Basel, Verlag der Kunst, S. 167-185.

Mehrtens, Herbert, 1990, Moderne Sprache Mathematik. Eine Geschichte des Streits um die Grundlagen der Disziplin und des Subjekts formaler Systeme, Frankfurt a. Main, Suhrkamp.

Merz, Peter-Ulrich, 1990, Max Weber und Heinrich Rickert. Die erkenntnistheoretischen Grundlagen der verstehenden Soziologie, Würzburg, Königshausen & Neumann.

Merz-Benz, Peter-Ulrich, 1997, „Ideologiekritik oder Entideologisieren der Gesellschaft. Karl Mannheim und Norbert Elias", in Berl. J. Soziol., Heft 2, S. 183-196.

Mittelstrass, Jürgen, 1989, Die Wahrheit des Irrtums. Über das schwierige Verhältnis der Geisteswissenschaften zur Wahrheit und über ihren eigentümlichen Umgang mit dem Irrtum, Konstanz, Universitäts-Verlag.

Mittelstrass, Jürgen (Hrsg.), 1996, Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Bd. IV, Stuttgart, Weimar, Metzler.

Neidhardt, Friedhelm, 1994, „Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegung" in (derselbe): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegung. Sonderheft 34 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, Westdeutscher Verlag, S. 7-41.

Newcomb, Theodor W., 1948, „Discussion", in: American Sociological Review, 13, S. 549-552.

Noelle-Neumann, Elisabeth, 1979, „Public opinion and the classical tradition. A Re-evaluation“, in: Public Opinion Quarterly, 43, S. 143-156.

Noelle-Neumann, Elisabeth, und Thomas Petersen, 1996, Alle, nicht jeder. Einführung in die Methode der Demoskopie, München, dtv.

Page, Benjamin I., und Robert Y. Sharipo, 1983, „Effect of Public Opinion on Policy“, in: The American Political Science Review, 77, S. 175-190.

Paletz, David L., (et al.), 1980, „Polls in the Media: Content, Credibility, and Consequences“, in: Public Opinion Quarterly, 44, S. 495-513.

Perry, Paul, 1972, „Election Survey Procedures of the Gallup Poll“, in: George H. Gallup: The Gallup Poll. Public Opinion 1935-1971, New York, Random House, xi-xxi.

Piaget, Jean, 1973, Der Strukturalismus (frz. Original: Le structuralisme, Paris, 1968), Olten, Freiburg i. Breisgau, Walter.

Pörksen, Uwe, 1994, Wissenschaftssprache und Sprachkritik, Tübingen, Narr.

Pörksen, Uwe, 1997, Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Viseotype, Stuttgart, Klett-Cotta.

Popper, Karl, 1962, „Logik der Sozialwissenschaften. Referat“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 14, S. 233-248.

Popper, Karl, 1984, „Erkenntnis und Gestaltung der Wirklichkeit: Die Suche nach einer besseren Welt“, in (derselbe): Auf der Suche nach einer besseren Welt. Vorträge und Aufsätze aus dreissig Jahren, München, Zürich, Piper, S. 11-40.

Popper, Karl, 1994, Logik der Forschung. 10. Auflage, Tübingen, Mohr.

Quetelet, Lambert Adolphe, 1836, Sur l'homme et le développement de ses facultés, essai de physique sociale, Bruxelles, Hauman.

Quetelet, Lambert Adolphe, 1869, Physique sociale. Essai sur le développement des facultés de l'homme, Bruxelles, Paris, Muquardt, Baillière.

Quetelet, Lambert Adolphe, 1871, Anthropométrie ou des différentes facultés de l'homme, Bruxelles, Paris, Muquardt, Bailière.

Reif, Karlheinz, und Ronald Inglehart, 1991, „Preface“ to Karlheinz Reif, Ronald Inglehart und Jacques-René Rabier (Hrsg.): Eurobarometer: the dynamics of European public opinion, Houndmills, Basingstoke, Hampshire und London, MacMillan, xiv-xiii.

Reuband, Karl-Heinz, 1990, „Meinungslosigkeit im Interview. Erscheinungsformen und Folgen unterschiedlicher Befragungsstrategie“, in Zeitschrift für Soziologie, 6, S. 428-443.

Rickert, Heinrich, 1911, „Das Eine, die Einheit und die Eins. Bemerkungen zur Logik des Zahlenbegriffs“, in: LOGOS. Internationale

Zeitschrift für die Philosophie der Kultur“, Band II, 1911/1912, Heft 1, S. 26-78.

Rogers, Lindsay, 1949, The Pollsters. Public Opinion, Politics, and Democratic Leadership, New York, Knopf.

Roll, Charles W., und Albert H. Cantril, 1990, „Why is a poll reliable“, in Michael L. Young (Hrsg.): The classics of polling, Metuchen, und London, Scarecrow, S. 61-83.

Roper, Elmo, 1940, „Sampling Public Opinion“, in: Journal of the American Statistical Association“, 35, S. 325-334.

Rossi, Peter H., James D. Wright und Andy B. Anderson, 1990, „A short history of sample surveys“, in: Michael L. Young (Hrsg.): The classics of polling, Metuchen und London, Scarecrow Press, S. 22-33.

Rotman, Brian, 1988, „Toward a semiotics of mathematics“, in: Semiotica, 72, (1/2), S. 1- 35.

Saussure, Ferdinand de, 1967, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Charles Bally und Albert Séchehaye, Berlin, De Gruyter.

Saussure, Ferdinand de, 1995, Cours de linguistique générale. Publié par Charles Bally et Albert Séchehay avec la collaboration de Albert Riedlinger [1916], Paris, Payot.

Scheuch, Erwin K., 1967a, „Auswahlverfahren in der Sozialforschung“, in: René König (Hrsg.): Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Band 1, Stuttgart, Enke, S. 309-347.

Scheuch, Erwin K., 1967, Skalierung, in: René König (Hrsg.): Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Band 1, Stuttgart, Enke, S. 735-738.

Schmidtchen, Gerhard, 1965, Die befragte Nation. Über den Einfluss der Meinungsforschung auf die Politik, Frankfurt a. Main, Hamburg, Fischer.

Schneller, Johannes, 1997, „Stichprobenbildung nach dem repräsentativen Quota-Verfahren“, in: Siegfried Gabler, Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.): Stichproben in der Umfragepraxis, Opladen, Westdeutscher Verlag, S. 5-18.

Simmel, Georg, 1992a, „Exkurs über die Überstimmung“, in (derselbe): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11, Frankfurt a. Main, Suhrkamp, S. 218-228.

Simmel, Georg, 1992b, „Die quantitative Bestimmtheit der Gruppe“, in (derselbe): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11, Frankfurt a. Main, Suhrkamp, S. 63-159.

Singer, Eleanor, 1987, „Editor's Introduction", in: Public Opinion Quarterly, 51, S. 1-2.

Smith, Brewster M., 1954, „Comment in the 'Implications of Separating Opinions from Attitudes', in: Public Opinion Quarterly, 3, S. 254-265.

Smith, Tom W., 1987, „The Art of Asking Questions", in: Public Opinion Quarterly, 51, S. 95-108.

Smith, Tom W., 1990, „The first straw? A study of the origins of election polls", in: Public Opinion Quarterly, Vol. 54, S. 21-36.

Sontheimer, Kurt, 1997, „Die Vorreiterin der deutschen Demoskopie", in Die Zeit, Nr. 40.

Stettler, Niklaus, 1997, „Demoskopie und Demokratie in der Nachkriegsschweiz. Die 'Volksumfrage 1946' der Neuen Helvetischen Gesellschaft als demokratische Herausforderung", in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 47, S. 730-758.

Stuart, Alan, 1968, „Nonprobality Sampling", David L. Sills (Hrsg.:) International Encyclopedia of the Social Sciences, Vol. 13, New York, MacMillan, S. 612-616.

Sudman, Seymour, Norman M. Bradburn, 1983, Asking Questions, San Francisco, Washington, London, Bass.

Sudman, Seymour, und Norman M. Bradburn, 1987, „The organizational growth of public opinion research in the united states", Public Opinion Quarterly, 51, S. 67-S.78.

Sudman, Seymour, Norman M. Bradburn und Norbert Schwarz, 1996, Thinking about answers: the application of cognitive process to survey methodology, San Francisco, Bass.

Thurstone, Louis L., 1928, „Attitudes can be measured", in: American Journal of Sociology, 4, S. 529-554.

Trier, Jost, 1973, Aufsätze und Vorträge zur Wortfeldtheorie. Herausgegeben von Anthony van der Lee und Oskar Reichmann, The Hague, Paris, Mouton.

Van der Lee, Anthony, und Oskar Reichmann, 1973, „Einführung in die Geschichte der Feldtheorie", in (dieselben) (Hrsg.): Aufsätze und Vorträge zur Wortfeldtheorie von Jost Trier, The Hague, Paris, Mouton, S. 9-39.

Vattimo, Gianni, 1992, Die transparente Gesellschaft, Wien, Passagen.

Verba, Sidney, 1996, „The Citizen as Respondent: Sample Surveys and American Democracy. Presidential Address, American Political Science Association", American Political Science Review, 90, S. 1-7.

Volk, Andreas, 1991, „Die Beschreibung ist ein unheimliches Abenteuer. Ein Interview mit Hans Zeisel", in: Soziographie, 4, S. 71-83.

Warner, Lucien, 1939, „The Reliability of Public Opinion Surveys“, in: Public Opinion Quarterly, 3, S. 376-390.

Weber, Max, 1980, Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen, Mohr.

Weissenberg, Peter, 1997, „Phantasielos. Über die Phantasie der Meinungsforscher“, in W&V, Nr. 37, S. 86-89 (http://www.mediafutura.de/aktuelles/wv3797.htm).

Wells, Herbert George, 1996, Die Zeitmaschine, München, dtv.

Welsch, Wolfgang, 1991, Unser postmoderne Moderne. Dritte, durchgesehene Auflage, Weinheim, VCH, Acta Humaniora.

Wiggershaus, Rolf, 1988, Die Frankfurter Schule, München, dtv Wissenschaft.

Woodward, Julian, 1948, „Discussion“, in: American Sociological Review, 13, S. 552-554.

Worcester, Robert M., 1987, „The internationalization of public opinion research“, in Public Opinion Quarterly, 51, S. 79-85.

Yankelovich, Daniel, 1996, „A new direction for survey research“, in International Journal of Public Opinion Research, Vol. 8, No.1, S. 1-9.

Young, Michael L. (Hrsg.), 1990, „Editor's Introduction“, in (derselbe): The classics of polling, Metuchen N.J, London, Scarecrow Press, S. 1-5.

Zima, Peter V., 1989, Ideologie und Theorie. Eine Diskurskritik, Tübingen, Francke.

Zizek, Slavoj, 1993, Grimassen des Realen. Jacques Lacan oder die Monstrosität des Aktes, Köln, Kiepenheuer & Witsch.

Zizek, Slavoj, 1998, „Wie funktioniert Bill Gates". Gespräch mit Thomas Miessgang, in: Die Zeit, Nr.10.

Namensregister

Adorno, Theodor W. 270, 272, 338, 371

Allport, Floyd H. 77, 78, 79, 80, 82, 83, 122, 123, 124, 125, 128, 129, 130, 147, 184, 225, 289, 371

Althoff, Stefan 45, 371

Althusser, Louis 202, 371

Anderson, Andy B. 383

Arendt, Hannah 111, 362, 371

Bachelard, Gaston 19, 21, 22, 56, 57, 58, 59, 60, 83, 103, 116, 124, 127, 147, 172, 201, 203, 204, 225, 243, 255, 256, 260, 272, 283, 344, 367, 371

Bally, Charles 207, 383

Barnes, Barry 61, 371

Barthes, Roland 261, 371

Baudrillard, Jean 363, 371

Baumgarten, Hans Michael 379

Beal, Richard S. 17, 371

Bell, Daniel 16, 371

Beniger, James R. 362, 372

Berelson, Bernard 84, 126, 372

Bishop, George F. 246, 372

Blake, Robert 352, 372

Blondiaux, Loïc 17, 18, 31, 35, 39, 60, 87, 130, 147, 171, 179, 217, 218, 219, 220, 221, 224, 253, 256, 362, 372

Blumer, Herbert 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 242, 250, 319, 348, 372

Bobbio, Norberto 134, 372

Bombach, Gottfried 65, 372

Bonß, Wolfgang 61, 372

Bornschier, Volker 11, 364, 372

Bortz, Jürgen 45, 48, 132, 147, 148, 151, 156, 158, 159, 189, 336, 340, 372

Bourdieu, Pierre 26, 67, 68, 71, 101, 137, 171, 174, 175, 217, 238, 264, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 372, 373

Bowley, Albert L. 134, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 278, 373, 378

Boyd, Richard 59, 229, 373

Bradburn, Norman 17, 24, 31, 33, 41, 47, 48, 49, 73, 75, 76, 132, 138, 187, 236, 247, 248, 249, 282, 373, 384

Brettschneider, Frank 18, 221, 222, 224, 254, 373

Brooks, Joel E. 17, 374

Bryce, James 25, 36, 39, 84, 87, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 121, 123, 124, 129, 130, 131, 164, 168, 169, 170, 171, 178, 180, 181, 182, 183, 194, 197, 198, 206, 213,

219, 220, 236, 250, 261, 268, 352, 353, 367, 368, 374
Bühl, Walter 234, 358, 374
Canovan, Margaret 239, 374
Cantrell, Paul 218, 374
Cantril, Albert H. 139, 148, 383
Carroll, Michael 61, 185, 374
Cassirer, Ernst 22, 105, 106, 374
Castoriadis, Cornelius 244, 374
Chamboredon, Jean-Claude 71, 373
Champagne, Patrick 17, 18, 26, 131, 171, 217, 253, 254, 363, 371, 374
Chomsky, Noam 208, 209, 374
Cicourel, Aaron V. 18, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 248, 272, 374
Converse, Philip E. 31, 35, 224, 374
Crespi, Irving 18, 36, 179, 200, 223, 224, 239, 256, 374
Crossley, Archibald M. 81, 82, 83, 87, 374
Czeschlik, Dieter 372
Dalton, John E. 129, 374
Damerow, Peter 326, 375
Davison, Phillips W. 75, 77, 123, 375
Deming, W. Edwards 139, 158, 159, 162, 163, 375
Desrosières, Alain 149, 326, 329, 375
Dijk, Teun A., van 102, 375
Dinerman, Helen 251
Disraeli, Benjamin 352, 353, 354, 358, 372, 375
Downs, Anthony 27, 375
Dreyfus, Hubert L. 28, 283, 291, 305, 347, 348, 349, 375, 376
Druon, Maurice 14, 15, 375
Durkheim, Emile 20, 62, 334, 375
Duwey, Thomas 47
Eckberg, Douglas Lee 61, 66, 71, 375
Eco, Umberto 222, 375
Effrat, Andrew 61, 375
Elias, Norbert 226, 272, 328, 362, 363, 375, 381
Engelmann, Peter 381
Faulkenberry, G. David 274, 375
Field, Melving 31, 34, 35, 41, 72, 75, 132, 375, 376
Fishkin, James S. 16, 17, 31, 36, 39, 41, 73, 84, 87, 93, 126, 134, 200, 245, 246, 248, 256, 257, 376, 377
Foucault, Michel 13, 28, 88, 105, 179, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 322, 323, 326, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 335, 343, 347, 348, 349, 355, 360, 361, 365, 366, 368, 369, 375, 376, 379
Frank, Manfred 244, 373, 376
Frankel, Martin R. 136
Frankel, R. Lester 136
Friedrichs, Jürgen 48, 147, 148, 376

Gabler, Siegfried 138, 147, 371, 383
Gallup, George H. 13, 15, 21, 24, 25, 27, 28, 31, 32, 34, 35, 36, 37, 39, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 53, 68, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 103, 106, 107, 113, 114, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 126, 128, 129, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 148, 149, 150, 155, 160, 161, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 170, 171, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 183, 184, 185, 187, 188, 190, 192, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 202, 203, 205, 206, 209, 210, 212, 213, 215, 216, 218, 219, 220, 223, 225, 232, 236, 238, 239, 242, 245, 248, 250, 256, 261, 269, 270, 321, 335, 337, 341, 343, 344, 345, 346, 350, 351, 353, 354, 359, 361, 362, 365, 366, 367, 368, 369, 376, 379, 382
Gellner, Ghita 239, 376
Giddens, Anthony 202, 235, 236, 238, 376, 377
Gosnell, Harold F. 82, 377
Greimas, Algirdas Julien 207, 208, 209, 210, 213, 215, 377
Groys, Boris 53, 54, 377
Guttmann, Louis 336, 338, 339, 340, 341, 343, 377
Habermas, Jürgen 26, 61, 84, 125, 129, 170, 171, 197, 235, 238, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 278, 279, 311, 354, 356, 377
Handley, David H. 212, 377
Hartley, Eugene 246, 377
Heintz, Bettina 364, 377
Hennis, Wilhelm 223, 377
Hill, Lester 61, 66, 71, 375
Hinckley, Ronald H. 17, 371
Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen 138, 147, 371, 383
Holm, Kurt 117, 378
Hölscher, Lucian 84, 125, 351, 378
Hoover, Herbert 34
Horn, Christoph 280, 378
Hoyningen-Huene, Paul 20, 59, 61, 105, 160, 378
Ifrah, Georges 323, 326, 378
Inglehart, Ronald 212, 221, 378, 382
Ionescu, Ernest 239, 376
Jahoda, Marie 347, 349, 378
James D. Wright 383
Jameson, Fredric 208, 210, 354, 355, 356, 378
Janowitz, Moritz 84, 126, 372
Kant, Immanuel 59, 259
Katz, Daniel 175, 378
Kaufmann, Peter 31, 34, 42, 75, 136, 379
Kern, Horst 31, 35, 46, 77, 118, 348, 379
König, Helmut 363
König, René 381, 383
Koselleck, Reinhart 126, 379
Krämer, Sybille 323, 324, 364, 379
Krings, Hermann 324, 379

Kristeva, Julia 126, 127, 128, 379
Kruskal, William 149, 379
Kuhn, Thomas S. 19, 20, 21, 24, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 68, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 82, 83, 88, 103, 104, 105, 106, 107, 116, 124, 127, 146, 147, 148, 154, 166, 171, 172, 173, 174, 175, 178, 201, 203, 204, 205, 206, 225, 229, 238, 243, 244, 252, 254, 255, 257, 260, 261, 262, 283, 287, 294, 301, 302, 305, 344, 355, 365, 367, 371, 378, 379
Kusch, Martin 379
Lacan, Jacques 229, 243, 249, 329, 380, 385
Laclau, Ernesto 239, 369, 380
Lazarsfeld, Paul 60, 75, 256, 316, 329, 343, 347, 349, 378, 380
Lefèvre, Wolfgang 326, 375
Lenk, Kurt 126, 380
Lévi-Strauss, Claude 335, 336, 340, 380
Likert, Rensis 337, 338, 341, 380
Lippmann 182, 380
Lübbe, Hermann, 18, 358
Lübbe, Weyma 239
Luhmann, Niklas 26, 84, 125, 259, 271, 380
Lyotard, Jean-François 355, 356, 360, 361, 381
Mager, Wolfgang 311, 381
Marsh, Catherine 134, 149, 235, 239, 240, 241, 242, 247, 249, 381
Martin, John L. 130, 134, 149, 151, 152, 379, 381
Mason, Robert 185, 274, 375
Maus, Heinz 136, 179, 381
Max, Alfred 16, 378, 381, 385
McLuhan, Marshall 326, 327, 328, 329, 363, 381
Mehrtens, Herbert, 1990 323, 324, 364, 381
Merz-Benz, Peter-Ulrich 11, 18, 325, 381
Mittelstrass, Jürgen, 323, 324, 351, 381
Mosteller, Frederick 149, 379
Mouffe, Chantal 369, 380
Neidhardt, Friedhelm 17, 84, 126, 220, 253, 381
Newcomb, Theodor W. 224, 231, 232, 233, 381
Neyman, Jerzey 136
Noelle-Neumann, Elisabeth 15, 17, 45, 47, 48, 50, 72, 103, 131, 132, 136, 139, 147, 149, 150, 160, 187, 221, 223, 239, 246, 248, 250, 251, 254, 256, 257, 274, 350, 380, 382
Ortony, Andrew 373, 379
Page, Benjamin I. 17, 382
Paletz, David L. 222, 382
Passeron, Jean-Claude 71, 373
Perry, Paul 50, 382
Petersen, Thomas 15, 72, 103, 131, 132, 136, 147, 149, 221, 223, 246, 248, 250, 254, 257, 274, 350, 382
Piaget, Jean 62, 104, 204, 382
Pöppel, Ernst 251
Popper, Karl 19, 20, 49, 59, 66, 74, 132, 178, 201, 203, 229, 255, 349, 382

Pörksen, Uwe 14, 358, 382
Quetelet, Lambert Adolphe 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 337, 343, 367, 382
Rabier,Jacques-René 378, 382
Rabinow, Paul 28, 283, 291, 305, 347, 348, 349, 375, 376
Rae, Saul Forbes 25, 31, 32, 42, 43, 87, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 103, 107, 113, 114, 116, 122, 131, 134, 135, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 155, 160, 161, 168, 170, 175, 176, 177, 178, 179, 194, 199, 205, 206, 210, 213, 238, 239, 346, 351, 362, 376
Reichmann, Oskar 105, 204, 384
Reif, Karlheinz 212, 221, 378, 382
Reuband, Karl-Heinz 274, 382
Rickert, Heinrich 153, 324, 325, 381, 382
Rogers, Lindsay 124, 129, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 203, 205, 206, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 221, 223, 225, 226, 227, 228, 230, 242, 244, 245, 246, 247, 248, 256, 269, 272, 273, 277, 319, 346, 350, 352, 383
Roll, Charles W. 139, 148, 383
Roosevelt, Anna 121
Roosevelt, Franklin 34, 42, 121
Roper, Elmo 34, 211, 383
Rossi, Peter H. 139, 383
Rotman, Brian 324, 383
Saussure, Ferdinand de 22, 105, 127, 207, 208, 209, 263, 326, 345, 353, 383
Scheuch, Erwin K. 45, 47, 131, 132, 139, 147, 148, 150, 158, 162, 341, 383
Schmidtchen, Gerhard 17, 126, 383
Schneller, Johannes 45, 68, 72, 131, 136, 148, 383
Schwarz, Norbert 248, 282, 384
Scotson, John L. 226, 272, 328, 375
Séchehay, Albert 383
Sharipo, Robert Y. 17, 382
Sigfried 132
Sills, David L. 375, 384
Simmel, Georg 320, 327, 328, 363, 383
Singer, Eleanor 220, 224, 233, 250, 384
Smith, Brewster M. 337
Smith, Tom W. 31, 32, 252, 253
Sontheimer, Kurt 223, 384
Stettler, Niklaus 224, 384
Stuart, Alan 147, 160, 384
Sudman, Seymour 24, 31, 33, 41, 47, 48, 49, 73, 75, 76, 132, 187, 236, 248, 249, 282, 373, 384
Talleyrand, Charles Maurice De 86
Thurstone, Louis L. 124, 336, 337, 338, 341, 343, 367, 384
Tocqueville, Alexis De 93
Topitsch, Ernst 380
Trier, Jost 22, 105, 106, 107, 127, 204, 205, 207, 384

Truman, Harry 47, 184
Van der Lee, Anthony 384
Vattimo, Gianni 356, 357, 358, 384
Verba, Sidney 17, 18, 134, 220, 221, 245, 247, 249, 253, 359, 384
Volk, Andreas 12, 267, 348, 349, 380, 384
Warner, Lucien 123, 385
Weber, Max 35, 62, 210, 236, 378, 381, 385
Weissenberg, Peter 17, 223, 385
Wells, Herbert George 353, 385
Welsch, Wolfgang 28, 354, 355, 358, 385
Wiggershaus, Rolf 270, 385
Wild, Christopher 379
Wilke, Jürgen 380
Woodward, Julian 224, 231, 385
Worcester, Robert M. 73, 75, 385
Yankelovich, Daniel 15, 18, 222, 249, 250, 251, 252, 253, 256, 279, 341, 385
Young, Michael L. 72, 375, 376, 383, 385
Zeisel, Hans 347, 349, 378, 384
Zima, Peter V. 125, 127, 208, 210, 385
Zizek, Slavoj 244, 385

Theorie und Methode

Sozialwissenschaften

Die Meinungsforschung ist aus dem politischen Leben nicht mehr wegzudenken. Doch sobald sie annähernd Brisantes erfasst, meldet sich Kritik an ihren Zahlen und Tabellen. Woher rührt das Verlangen nach demoskopischen Vermessungen, woher die fortdauernde Kritik? Die Meinungsforschung und die Kritik an ihr stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis zueinander.

Zahlen und Tabellen erzählen Politik und Gesellschaft. Die Kritik daran provoziert ihrerseits Imaginationen einer gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit. Nicht in den exakten Messungen sondern in ihrem erzählerischen Reservoir liegt der Schlüssel für diese Präsenz der Meinungsforschung.

Felix Keller ist Oberassistent am Soziologischen Institut der Universität Zürich und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Zentrums für Europäische Gesellschaftsforschung, Konstanz.

ISBN 3-89669-981-4
UVK Verlagsgesellschaft